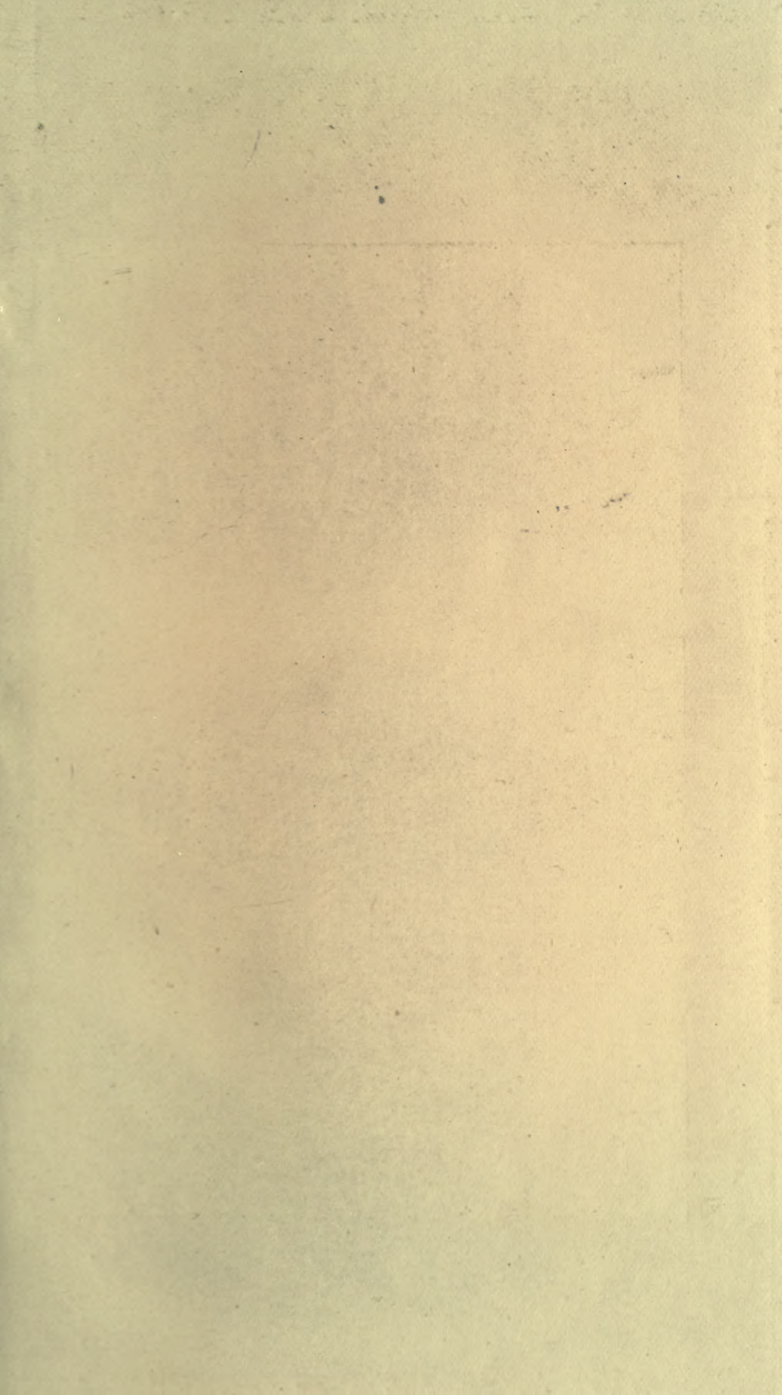
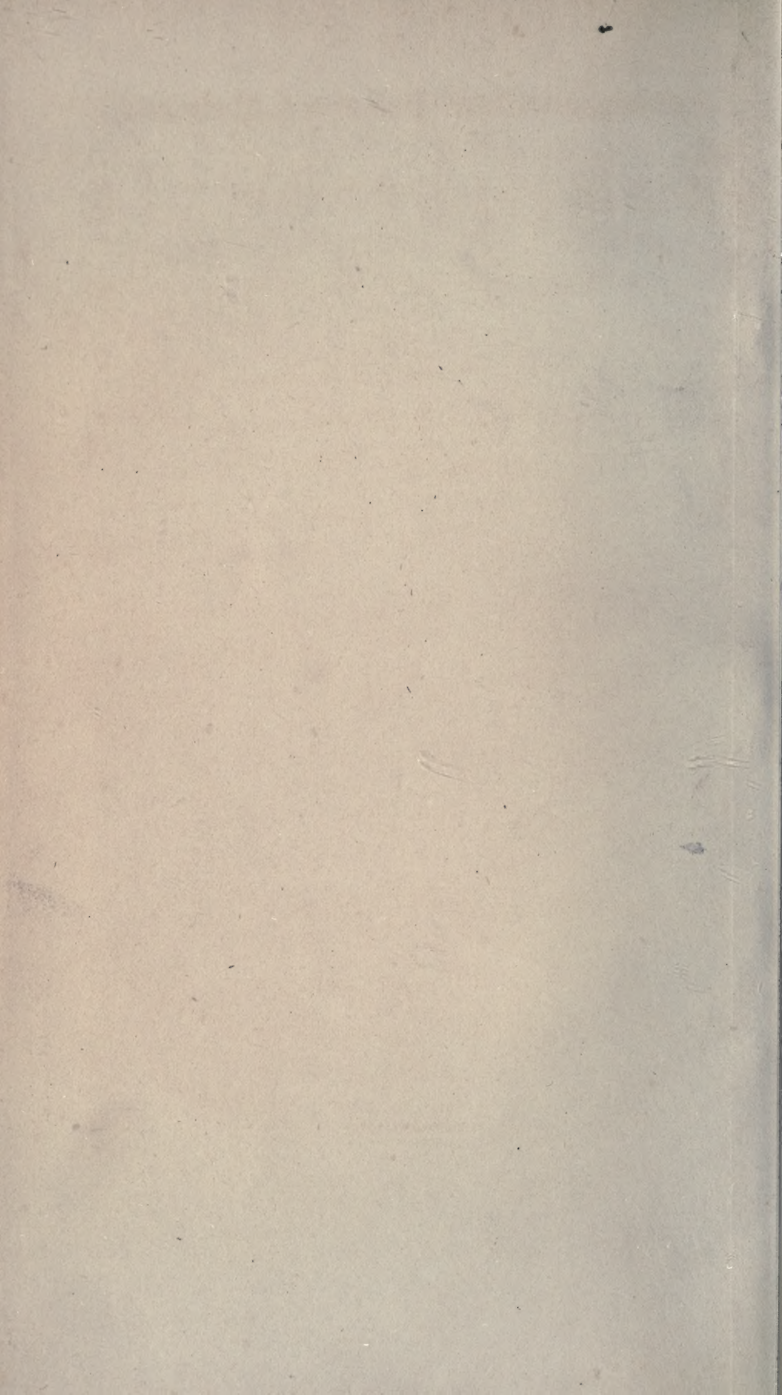






Ludwig Timotheus Freiherrn v. Spittler's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl Wächter.

Vierzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Ludwig Timotheus Freiherrn v. Spittler's

vermischte Schriften

über

Geschichte der europäischen Staaten.

Herausgegeben

von

Karl Wächter.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1837.

Vorrede des Herausgebers.

Der Ausdruck europäische Staatengeschichte, welche Gegenstand der vorliegenden Abtheilung der vermischten Schriften Spittler's ist, wird hier in dem Sinne gebraucht, den der Verfasser in seinem Handbuche dieser Geschichte (Band 3 und 4 der sämmtlichen Werke) damit verknüpfte. Es wird darunter die Geschichte der Staaten Europa's, mit Ausnahme von Deutschland, verstanden. Eine freilich ziemlich willkürlich gewählte Begriffsbestimmung, die jedoch ihren natürlichen Erklärungsgrund darin findet, daß das erwähnte Buch zunächst für die Vorlesungen des Verfassers bestimmt war, und dieser die deutsche Geschichte oder, wie man sie damals nannte, die Reichsgeschichte in einer abgesonderten Vorlesung vortrug. Die Nichtbeachtung dieser

Begrenzung hat zu manchem ungerechten Urtheil geführt. Wie schon Dohm sich beschwerte, daß Spittler die Geschichte des großen Friedrich mit einer halben Seite abgefertigt, so hat noch ganz neuerlich ein Recensent in den „Berliner kritischen Jahrbüchern" (aus Anlaß einer Ausgabe der Werke Friedrichs II.) jene Kargheit bitter getadelt. Beide aber haben übersehen, daß nur bei Gelegenheit des eigentlichen Preußen, nicht der preußischen Monarchie, von dem großen König die Rede ist, und daß in Beziehung auf jenes nicht wohl mehr von ihm gesagt werden konnte, als von ihm, dem Erwerber von preußisch Polen, wirklich gesagt wurde.

Auch in der Reihenfolge der Aufsätze wurde die dort befolgte Anordnung beibehalten, und es wurden hier, wie bei den Recensionen, die einen und denselben Staat betreffenden Nummern chronologisch, nach der Zeit ihres Erscheinens, zusammengestellt.

Die Abhandlungen sind sämmtlich dem Göttingischen historischen Magazin; die Recensionen den Göttingischen gelehrten Anzeigen entnommen. Die Zahl der ersteren hätte sehr vermehrt werden können; allein der Herausgeber glaubte außer den bloßen Aktenstücken, die Spittler ohne eigene Zuthat mittheilte, auch die bloßen Uebersetzungen und Auszüge, zumeist von Schriften und Urkunden von vorübergehendem Interesse, ausscheiden, und von jenen nur solche aufnehmen zu müssen, die durch freie Bearbeitung oder durch Benützung auch sonstiger Quellen ein eigenthümliches Gepräge erhalten

hatten, oder durch ihren Gegenstand ein bleibenderes Interesse versprachen. Statt des Vorwurfs, bei dieser Ausscheidung zu streng verfahren zu seyn, besorgt der Unterzeichnete eher den entgegengesetzten, und es könnte namentlich bezweifelt werden, ob die Aufsätze über die brittischen Finanzen mit zureichendem Grunde aufgenommen worden seyen. Allerdings als statistische Beiträge können sie keinen sonderlichen Werth mehr haben; wohl aber, wie den Herausgeber bedünkt, als Beiträge zur Finanz-Geschichte jenes Reichs, über dessen heutige Zustände noch aus jenen mit Umsicht gesammelten und anschaulich dargestellten Notizen ohne Zweifel manche Aufklärung zu schöpfen ist.

Weggelassen wurden nach den angegebenen Gesichtspunkten:

1) Schilderung des portugiesischen Ministeriums vom Jahr 1779 (in Meiner's und Spittler's Gött. hist. Mag. Bd. V. S. 166—173).

2) Wie man unter dem Ministerium des M. v. Pombal vergessen werden konnte (a. a. O. S. 189—197).

3) Statistische Miszellaneen von Portugal (a. a. O. Bd. VIII. S. 515—520).

4) Kornmann'sche Ehestands-Geschichte, ausgezogen aus Mémoires sur une question d'adultère etc. (a. a. O. Bd. II. S. 230—270.)

5) Le Noir und Kornmann, aus einem Briefe (a. a. O. Bd. V. S. 299—306).

6) Leben des französischen Kriegsministers Grafen von St. Germain (a. a. O. S. 653—703).

7) Nachrichten zum Leben des Marschalls Herzogs v. Richelieu (a. a. O. Bd. VI. S. 13—22).

8) Die eiserne Maske (a. a. O. Bd. VII. S. 343—368).

9) Kurze Geschichte des französischen Pensionenwesens und Beschreibung des Zustandes desselben unmittelbar vor der letzten Revolution (a. a. O. Bd. VIII. S. 274 bis 328).

10) Mounier's Appellation an das Publikum (a. a. O. S. 544—598).

11) Kurze Geschichte des Ministeriums des Herzogs von Choiseul (a. a. O. S. 688—708).

12) Boissy d'Anglas Bemerkungen gegen Calonne (Neues Gött. hist. Mag. Bd. I. S. 201—245).

13) Geoffroy's Rapport, betreffend eine wichtige Schenkung, die sich Cardinal Mazarin 1659 machen ließ (a. a. O. S. 361—366).

14) Wie viel die englische Nation zum Behuf der Civil-Liste Georg's III. von 1760 — 1788 gab (Gött. hist. Mag. Bd. VIII. S. 472—478).

15) Sinclair's Plane zu Verbesserung des englischen Finanz-Systems (Neues Gött. hist. Mag. Bd. I. S. 66—119).

16) Ueber die gegenwärtigen Unruhen von Holland. Auszugsweise übersetzt aus Lettre d'un observateur (Gött. hist. Mag. Bd. I. S. 294—331).

17) Erläuterung des über Lettre d'un observateur gefällten Urtheils (a. a. O. Bd. II. S. 570—576).

18) Einige Nachrichten von Bau- und Ausrüstungskosten der Schiffe in den vereinigten Niederlanden (Neues Gött. hist. Mag. Bd. I. S. 438—444).

19) Etat der Generalitäts-Kasse in der Republik der vereinigten Niederlande (a. a. O. Bd. II. S. 686—707).

20) Letzte Staats-Rechenschaft des venetianischen Doge Thomas Macenigo, 1404—1414 (Gött. hist. Mag. Bd. VIII. S. 438—442).

21) Staats-Einkünfte von Venedig im 16. Jahrhundert (a. a. O. S. 442—446).

22) Einige Nachrichten vom wahren Hergange der Sachen bei Einführung der Souveränetät in Dänemark (Neues Gött. hist. Mag. Bd. II. S. 174—182).

23) Lebensgeschichte der Gräfin Schindel, Favoritin Königs Friedrich IV. von Dänemark (a. a. O. S. 183—190).

Theilweise wurden weggelassen zwei weitere Aufsätze:

24) Mounier's Erzählung der Begebenheiten zu Versailles vom 5. und 6. Oktober 1789 (Gött. histor. Mag. Bd. VI. S. 457—498), und

25) Desmoulins über die Geschichte, die sich im ersten Jahre der Freiheit, 5. u. 6. Oktober, zugetragen (a. a. O. Bd. VIII. S. 182—204).

von denen nur einige Zusätze Spittler's von selbstständigem Werthe (unter Ziff. V.) aufgenommen worden sind.

Auch ergreift der Unterzeichnete diesen Anlaß, nachträglich zum XI. Bande der Sammlung (Vorrede S. XI.) beizufügen, was dort aus Versehen weggeblieben ist, daß aus ähnlichen Gründen in dem gedachten Bande zwei Aufsätze:

a) Leben und Schicksale des gewesenen kaiserlichen Reichshofraths Grafen von Grävenitz (Gött. histor. Mag. Bd. IV. S. 318—333), und

b) Probestück von den Verdiensten eines portugiesischen jüdischen Barons um die Universität Padua (Neues Gött. hist. Mag. Bd. I. S. 350—361),

ausgelassen wurden. Der erstere ist nämlich ein bloßer Auszug aus einer Streitschrift von geringem allgemeinen Interesse; der zweite behandelt pseudonym die Geschichte eines Aventuriers auf der Universität Göttingen. Auch er dürfte von keinem weiteren praktischen Werth seyn, da Abenteurer dieser Art aus der Mode gekommen sind.

In Betreff der aufgenommenen Abhandlungen ist nur mit Bedauern zu bemerken, daß die Entstehungs-Geschichte des englischen Parlaments (VII.) unvollendet geblieben ist.

Die Auswahl von Recensionen, mit welcher dieser Band schließt, und die aus mehreren Hunderten ausgelesen wurden, dürfte zu dem Interessantesten der vorliegenden Abtheilung gehören. Der Herausgeber erlaubt sich hier, als Belege für dieses Urtheil, nur auf die treffenden Charakterschilderungen Robespierre's (S. 421 und 422), dann

der Girondisten: Vergniaux, Pethion, Guadet, Barbaroux, Louvet, Brissot (S. 430 ff.) hinzuweisen; ferner auf die Erzählung der Hauptmomente aus der Lebensgeschichte von Sieyes (S. 434), auf die Schilderungen von Oliver Cromwell (S. 439), von William Pitt (S. 453 ff.), von Philipp II. von Spanien (S. 465), die Ehrenrettung von Maria Stuart (S. 447), auf die feinen Bemerkungen über die englische Constitution (S. 451), über die Torys und Whigs (S. 462 und 463), über die polnische Revolution (S. 482), über politischen Indifferentismus (S. 458), über ehemalige Minister (S. 498) u. s. w. Vor Allem jedoch möchten die Aufmerksamkeit der Leser fesseln: die Recensionen über Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande und Johannes v. Müller's Schweizer-Geschichte. Gewiß auf eine sehr feine Art sind von der Eigenthümlichkeit dieser gleichzeitigen Historiker diejenigen Seiten, mit welchen sich Spittler nicht befreunden konnte, berührt worden (S. 464, 466, 467 und 472). Daß wenigstens der über die Schreibart Müller's ausgesprochene Tadel nicht unbegründet gewesen, darüber dürften, der Aeußerungen gereizter Empfindlichkeit dieses großen Schriftstellers, wodurch die erwähnte Recension eine gewisse Celebrität erlangt hat, ungeachtet, neuerlich, insbesondere seit Woltmann's geistreicher Kritik, nur wenige entgegengesetzte Stimmen zu vernehmen seyn. Was die Stellung dieser Recension belangt, so möchten vielleicht Manche bezweifeln, ob sie nicht unter die Deutschland betreffenden Aufsätze hätte aufgenommen

werden sollen, und es dürfte ihr Eingang für diese Ansicht sprechen; in seinem Handbuche hat indeß der Verfasser selbst die Schweiz zur europäischen Staaten-Geschichte gezogen, welchem Vorgange der Herausgeber denn auch hier um so mehr folgte, als auch im Uebrigen die Ordnung jenes Handbuchs zu Grunde gelegt worden ist.

Außer den Recensionen in den Gött. gel. Anzeigen hat sich noch eine Reihe solcher in der Zeitschrift „Revision der teutschen Literatur" und in der „Erfurtischen gelehrten Zeitung", aus den Jahrgängen 1774 bis 1777, vorgefunden. Es sind jedoch nach Inhalt und Form jugendliche Versuche, die zur Aufbehaltung sich nicht zu eignen schienen.

Stuttgart, den 13. August 1837.

Karl Wächter.

Inhalts-Anzeige.

Spanien.

Seite

I. Das Mechanische der Lebensart König Philipps V. von Spanien. 1789. 1

II. Geschichte der Prinzessin Ursini. 1789. 21

III. Neueste Veränderungen der kastilischen Steuer-Einrichtungen. 1790. 49

Frankreich.

IV. Nachrichten zum Leben des Cardinals Dubois. 1789. . 73

V. Ueber die Anfangs-Scenen der französischen Revolution und deren Haupttheilnehmer, besonders Mirabeau. 1790. 84

England.

VI. Aktenmäßige Geschichte der Heiraths-Traktaten des Erzherzogs Karl von Oestreich mit der Königin Elisabeth von England. 1788. 99

Seite

VII. Summarische Entwicklung der Entstehungs-Geschichte des englischen Parlaments. 1789. 135

VIII. Vom gegenwärtigen Zustande der brittischen Staatseinkünfte und den verschiedenen Theilen, woraus sie bestehen. 1791. 171

IX. Zur Geschichte des vorletzten englisch-spanischen Kriegs (1762). 1792. 213

X. Analyse der englischen National-Schuld, nebst einigen Bemerkungen, ihre Beschaffenheit und wahren Belauf betreffend. 1793. 223

XI. Uebersicht des ganzen Finanz-Zustandes der englischen ostindischen Compagnie. 1794. 280

XII. Von einigen Einrichtungen und inneren Verhältnissen der englischen ostindischen Compagnie. 1794. . . . 301

Niederlande.

XIII. Nachrichten, den letzten englisch-niederländischen Krieg und die damit verbundenen Friedens-Negociationen betreffend. 1793. 315

Schweden.

XIV. Beitrag zu den Nachrichten vom Tode König Gustav Adolphs. 1790. 349

Dänemark.

XV. Zustand und Veränderungen der dänischen Kanzlei zu Copenhagen im 16. und 17. Jahrhundert. 1792. . . 352

XVI. Recensionen.

1) Vie du Maréchal Duc de Villars 374

2) Adresse aux Provinces und einige andere Flugschriften über die französische Revolution vom Jahr 1789. . 377

3) E. Brandes politische Betrachtungen über die französische Revolution 381

Seite

4) Girtanner, historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution . . 388
5) Christie, letters on the Revolution of France . 395
6) Rehberg, Untersuchungen über die französische Revolution 398
7) Mounier, recherches sur les causes, qui ont empêché les français de devenir libres . . . 403
8) Vie du Général Dumouriez 408
9) Courtois, rapport fait au nom de la Commission chargée de l'examen des papiers trouvés chez Robespierre et ses complices 418
10) Louvet, l'un des représentans proscrits en 1793, quelques notices pour l'histoire et le recit de mes perils depuis le 31 Mai 1793. 429
11) Notice sur la Vie de Sieyes 434
12) Mark Noble, Memoirs of the Protectorat-house of Cromwell 439
13) Clarendon, State Papers 442
14) Archenholz, Annalen der brittischen Geschichte des Jahrs 1788 445
15) Whitaker, Mary Queen of Scots vindicated . . 447
16) (Livingston) Examen du gouvernement d'Angleterre comparé aux Constitutions des Etats-unis . 450
17) Anecdotes of the life of William Pitt, Earl of Chatam 452
18) Belsham, Memoirs of the Kings of Great-Britain of the house of Brunswic-Lunenburg 456
19) Somerville, the history of political transactions and of parties from the restoration of King Charles II. to the death of King William 458
20) Schiller, Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande 464
21) Johannes Müller, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft 466
22) Méhée, histoire de la prétendue révolution de Pologne 473

Seite

23) Vom Entstehen und Untergange der polnischen Constitution vom 3. Mai 1791. 482

24) Versuch einer Geschichte der letzten polnischen Revolution vom Jahr 1794 488

25) Riegels, Versuch einer Geschichte Christians V. von Dänemark 496

26) Spittler, Geschichte der dänischen Revolution im Jahre 1660 499

I.

Das Mechanische der Lebensart König Philipps V. von Spanien, während der letzteren Hälfte seiner Regierung. *)

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, man hat sie aber weit weniger genutzt, als wiederholt, daß nichts sey, was die Geschichte ganzer und halber Jahrhunderte, und meist auch die Geschichte der wichtigsten Revolutionen mehr aufklären könne, als ein genaues Detail des alltäglichen Lebens eines Königs. Könige und Minister haben, wie alle Menschen, ihren gewöhnlichen mechanischen Gang, und der alltägliche mechanische Gang von Lebensart und Sitten charakterisirt jeden Menschen weit sicherer, als einzelne seiner persönlichen oder historischen Apparitionen in der Gesellschaft oder im Publikum. Es liegen auch in diesem mechahischen, alltäglichen Haustrain bald gewisse Kräfte, bald gewisse Hindernisse, durch die unvermeidlich die ganze historische Apparition eines Mannes bestimmt wird. Man erinnere sich, wie König Friedrich der Große von Preußen in seinem gewöhnlichen Hauswesen gelebt hat; und man vergleiche es mit dem, was aus ganz glaub-

*) Aus Meiners und Spittler's Gött. hist. Mag. Bd. IV. S. 517 — 537.

würdigen Nachrichten *) vom gewöhnlichen, täglichen Leben Philipps V. von Spanien bekannt ist.

König Philipp V. war ein sehr guter, stiller Mann, dessen königliche Existenz zwar zehn Jahre lang den blutigsten Krieg in Spanien, Italien, Deutschland und den Niederlanden gekostet hat, dem doch aber eben diese Königs-Existenz so zur drückenden Last war, daß er Jedem, der ihm nahe genug kam, so viel davon zuwälzte, als er je nur von sich selbst abwälzen konnte. Erst war es seine Gemahlin, die Prinzessin Louise von Savoyen, die ihm diese Last erleichterte, und was auch dieser endlich noch zu schwer wurde, das übernahm mit Herzensfreuden die Oberhofmeisterin derselben, die Prinzessin Ursini. Doch fast noch bereitwilliger zu jeder Theilnehmung zeigte sich seine zweite Gemahlin, Elisabeth von Parma, und ihr erster Beistand war der Parmesaner Alberoni.

Sie mußte in der ersten Zeit eine Hülfe dieser Art haben, denn sie selbst war zu Parma so schlecht erzogen worden, daß es ihr an Kenntnissen aller Art fehlte, da sie nach Spanien kam. Alberoni war aber schon einige Zeit vor ihr in Spanien gewesen, und wußte also das dortige Lokale. Alberoni hatte ihre Vermählung mit Philipp geschlossen; es war also auch Dankbarkeit, die sie zuerst mit ihm verband. Es war Geistes-Aehnlichkeit, die sie mit ihm verband; denn beide verfuhren wie ein paar Naturalisten in der Politik, und beide gingen los auf ihre Zwecke mit einer Eilfertigkeit, die sie oft allein schon der Hälfte ihrer Zwecke verfehlen machen mußte.

Ueberhaupt aber war der lebhaften, raschen Königin bei dem ewigen Alleinseyn mit dem langweiligen Philipp, was sie sich doch gleich anfangs zur ersten Pflicht machen mußte,

*) S. vorzüglich Mémoires de Monsieur le Duc de St. Simon. (Londres 1788. 8.)

eine dritte Person durchaus nothwendig. Für sie allein war die Last zu groß, dem langweiligsten Menschen, der halbe und fast ganze Tage lang kaum ein paar Worte sprach, seine lange Weile zu tödten. Je langweiliger Se. Majestät war, je mehr Schonung war nothwendig. Und je einsamer sie mit ihm seyn mußte, je seltener sie auch nur Viertelstunden lang von ihm sich trennen durfte, je weniger blieb ihr auch nur die Hülfe übrig, die sonst das wirksamste Mittel selbst der gewandtesten Hofleute ist, dem Könige Stadtneuigkeiten zu erzählen.

Alberoni war also der Königin unentbehrlich, und nach der ganzen Laufbahn, die er gemacht hatte, auch für die einsamste Unterhaltung unerschöpflich. Sein Lustigkeits-Talent, das oft wohl schwer vom Hofnarren-Talente zu unterscheiden seyn mochte, hatte schon ehedem in Parma sein erstes Glück gemacht, und nachher ihn zum Günstling des Herzogs von Vendome gemacht. Er war auch kein Mann für das Uebelaufnehmen. Wo er seine Zwecke hatte, da fand er keine Beleidigung. Und so voll er auch von seinen Absichten und von seinen Planen war, so vergaß er doch nie, die Plane der Hauptpersonen, mit denen er zu thun hatte, und die er sogleich mit dem glücklichsten Blicke fand, als die wichtigsten Ausführungsmittel seiner eigenen Plane zu betrachten. Er hatte seiner Königin den Wunsch sogleich abgemerkt, daß sie auf den Todesfall ihres Gemahls, so wenig man auch daran bei den Jahren, in welchen sich Philipp befand, hätte denken sollen, völlig gesichert zu seyn wünsche, und daß sie für diesen Fall in nichts eine größere Sicherheit zu sehen glaube, als wenn sie auch ihren Söhnen, die bloß zu künftigen ersten Unterthanen ihrer älteren Halbbrüder bestimmt zu seyn schienen, souveraine Herzogthümer und Königreiche verschafft haben würde. So erhielt er selbst über die herrschsüchtigste Königin die uneingeschränkteste Gewalt.

Zwar trieb er's nicht fünf Jahre lang, so war sein Fall unvermeidlich. Doch an seinem Falle war nicht Frankreich und nicht Großbritannien Schuld, nicht die sogenannte Quadrupel-Allianz war Schuld, so gewöhnlich man auch dieses glaubt. Nicht einmal zunächst die Königin selbst war Schuld, sondern — ein altes Kammerweib der Königin.

Alberoni hatte nämlich von jeher zu vermeiden gesucht, und den Herzog von Parma selbst dazu zu brauchen gewußt, daß kein Parmesaner nach Spanien komme, und wenn einer kam, und wenn er diesen bald wieder fortzuschaffen nicht im Stande war, so hütete er sich vor ihm als seinem gefährlichsten Feinde. Doch daß nicht endlich die alte Amme der Königin komme, dieß war gar nicht zu verhindern, und daß er diese so bald wieder fortschaffen könne, daran war nicht zu denken. Er sah sie also schon deßwegen als eine der ihm furchtbarsten Personen an, und eben daher schonte er sie oft recht sichtbar, denn er wußte zu gut, daß erste Minister und vertraute Kammerfrauen oder Kammerweiber gute Freunde bleiben müssen. Oft überwanden aber auch seine Launen alle Politik, er ließ die alte Parmesanerin den Minister empfinden.

Des Weibes Name war Laura Piscatori. Sie stieg in kurzer Zeit, daß sie zu Madrid war, bis zur ersten Kammerfrau *) der Königin. Sie war nichts mehr und nichts weniger, denn ein tüchtiges Bauernweib aus dem Parmesanischen; so wie ihr Mann, den sie nach Spanien mitbrachte, so ein ganzer Bauer war und so ein ganzer Bauer blieb, daß sie ihn nie sehen lassen konnte, sondern bloß in der Stille fort und fort fütterte. Sie selbst aber hatte dabei doch List und Sinn genug, um die politische Wichtigkeit ihrer Lage sogleich zu merken, und ebenso Gewandtheit genug, um dieselbe

*) Assa feta.

zu nutzen. Das sah man deutlich durch alle ihre groben Manieren hindurch, die sie entweder nicht mehr völlig ablegen konnte, oder aus Politik beibehielt, um desto unbedeutender zu scheinen.

Sie merkte wohl, daß sie dem Minister eine der unbequemsten Personen sey, und die kleinen Schonungen, die er ihr angedeihen ließ, sah sie bald eben so gewiß als Beweise seiner Furcht an, wie sie in den kleinen Neckereien, die sie bisweilen von ihm erfuhr, die deutlichsten Beweise seines Willens sah. Sie fühlte sehr, wie oft ihr der Minister schädlich sey, um die Gnade der Königin auch ökonomisch recht zu nutzen, wofür sie doch nichts weniger als gleichgültig war; und sie wurde durch mehr denn ein Beispiel überzeugt, es liege gewiß nicht an ihm, daß sie nach Parma noch nicht zurückgeschickt worden oder sobald möglich zurückgeschickt werde. Es war demnach sehr natürlich, daß sie es bei der Königin nicht fehlen ließ, recht schlau Alles zu sagen, was dem Minister schaden konnte.

Der Herzog Regent ließ ihr aber überdieß noch Geld dafür bezahlen, was sie für sich schon so gerne that. Sie vergaß also gar nicht, der Königin recht in's Gedächtniß zu bringen, wie unglücklich der Krieg ausgehe, den der Minister 1717 angefangen hatte. Sie stieß oft an, wie Spanien durch ihn zu gleicher Zeit mit den größten europäischen Mächten in Zwist gesetzt worden sey, wie er bloß *seinen* persönlichen Absichten das Interesse seines Königs und seiner Königin aufopfere, und in einem Augenblick, der vielleicht für Alberoni der allerunerwartetste war, gelang es ihr endlich, daß die letzte Wirkung erfolgte.

Alberoni erhielt einen schriftlichen Befehl des Königs, in zweimal vier und zwanzig Stunden abzureisen, und ganz Spanien zu verlassen, ohne sich mündlich oder schriftlich bei dem König oder bei der Königin zu zeigen; ein Offizier von der Leibgarde wurde ihm zugeschickt, der bis zu dem Augenblick

seiner Abreise bei ihm blieb. Erst auch da dieser Augenblick ganz gewiß war, erst da man wußte, er sey wirklich schon abgereist, da denn erwachte in Madrid und am Hofe der Muth, sich laut darüber zu freuen, und laut nun dem König und der Königin alles Böse zu sagen, was man im Publikum längst alles von ihm gewußt habe, und wohl mehr noch, als man wirklich gewußt hatte. Doch das Schlimmste entdeckten sie erst, nachdem er schon einige Tage abgereist war.

Man vermißte nämlich mit einem Male das Original-Testament König Karls II., also gerade die Urkunde, auf der die erste Ernennung Philipps zum König von Spanien beruhte. Man gerieth sogleich in den Verdacht, Alberoni möchte es mit fortgenommen haben, denn man hatte ihn alle seine Papiere und Kostbarkeiten ruhig einpacken, und mit jenen all sein Silber und Juwelen ruhig fortschicken lassen; und es war gar zu wahrscheinlich, daß er suchen werde, durch Auslieferung dieser Urkunde an den Kaiser die Protektion des kaiserlichen Hofes zu gewinnen. Glücklicher Weise holten nachgeschickte Boten den verrätherischen Exminister noch ein, und nach den schrecklichsten Drohungen, die man gegen ihn brauchen mußte, gab er endlich jenes Original-Testament wieder zurück, nebst andern wichtigen Papieren, die man zu gleicher Zeit vermißt hatte.

So zeigte sich also in diesem größten Faktum der spanischen Geschichte, das sich den 5. Dezember 1719 zutrug, so zeigte sich schon der ganze politische Zusammenhang der Dinge, wie die Königin den König beherrschte, und wie wieder die Königin beherrscht wurde von ihrer alten Amme. Es konnte auch nicht anders seyn nach der ganzen Lebensart, wie sie der König führte und wie sie die Königin führen mußte.

Er und sie hatten immer nur ein und ebendasselbe Zimmer, nur ein und ebendasselbe Bett. Nichts schied sie auch

nur eine Nacht lang. Kein Fieber, keine Krankheit des einen oder des andern Theils. Selbst die Wochen der Königin unterbrachen nicht. Der König hatte sich von seiner ersten Gemahlin zu Bett nicht getrennt, ob sie schon eine ekelhafte und selbst ansteckende Krankheit hatte; erst wenige Tage vor ihrem T de ließ er sich besonder betten.

Um neun Uhr Morgens kam die erste Kammerfrau und zog den Vorhang auf; mit ihr kam ein französischer Leiblaquai*) und brachte ein Couvert nebst einem warmen Süppchen oder Bouillon für den König. **)

Während daß der König dieses kleine Frühstück nahm, so brachte die Kammerfrau der Königin einige Stickereien, an denen diese arbeitete. Sie gab auch dem König und der Königin den Bettmantel, und legte auf das Bett einen Theil der Papiere, die sich auf einigen nahestehenden Stühlen befanden. Alsdann ging sie mit dem Leiblaquaien wieder ab. Der König und die Königin verrichteten ihr Morgengebet.

Hierauf kam der Staatssekretär Grimaldo, der seine Stunde schon wußte und ganz allein in's Schlafgemach ging.

---

*) Valet intérieur.

**) Huyghens dans la convalescence de ma petite verole (heißt es in den Mémoires de Mr. le Duc de St. Simon, T. III. p. 258 etc.) m'expliqua ce que c'est; et m'en fit faire un lui-même, pour m'en faire goûter. C'est une mixture légère de bouillon, de lait, de vin, qui domine, d'un ou de deux jaunes d'oeufs, de sucre, de canelle et d'un peu de girofle. Cela est blanc et a le goût très-fort, avec un mélange de douceur. Je n'en ferais pas volontiers mon mets; et il est cependant vrai, que cela n'est pas désagréable. On met, quand on veut, des croûtes de pain, et quelquefois grillé; autrement cela s'avale comme un bouillon, et pour l'ordinaire cette dernière façon de le prendre était celle du Roi d'Espagne. Cela est onctueux, mais fort chaud, un restaurant singulièrement propre à réparer la nuit passée, et à préparer la prochaine.

Er legte vor dem Bette des Königs und der Königin seine Papiere aus, referirte da so lange, als nothwendig war oder als die Majestäten leiden mochten, und die Königin war mit ihrem Sticken und Nähen nicht so beschäftigt, daß sie nicht hätte sollen bei dem Vortrage des Staatssekretärs auch ihre Meinung mittheilen können.

Sobald denn Grimaldo das königliche Schlafgemach wieder verließ, so kam gleich wieder die Kammerfrau und gab dem Könige die Pantoffeln und den Nachtrock. So weit bedeckt, ging der König durch das nächstanstoßende Zimmer *) hindurch in sein Kabinet, wo er sich von drei französischen Leiblaquaien ankleiden ließ. Der Graf von Larco oder der Marquis von Santa-Cruz war mit dabei, und oft halfen sie beide mit. Sonst durfte aber kein Mensch, wer es auch war, bei diesem Lever des Königs seyn.

Sobald nun der König angekleidet war, so holte ein Leiblaquai den Beichtvater des Königs, den Pater Daubenton, der schon in dem Spiegelsaale wartete. Und wenn dieser kam, so entfernten sich die Leiblaquaien; auch jene zwei Herren entfernten sich gewöhnlich, oder zogen sich wenigstens nach der Thüre zurück, indeß der König mit dem Jesuiten am Fenster sprach.

Die Königin aber und ihre Kammerfrau waren nun doch einige Augenblicke allein, während daß Philipp bei dem Ankleiden und bei dem Beichtvater war. Diese Augenblicke, während welcher die Königin aufstand und mit Hülfe ihrer Kammerfrau sich ankleidete, waren höchst kostbar; es waren die einzigen des ganzen Tages, wo diese zwei Vertrauten allein mit einander sprechen konnten.

---

*) Tout de suite il passait dans la pièce vuide, et entrait dans un cabinet.

Länger aber als höchstens eine Viertelstunde durfte es nicht dauern, sonst hätte es der König gemerkt, und nach der Ursache des langen Verweilens gefragt. Dieser ging nämlich, sobald seine, gewöhnlich kurze, Unterredung mit dem Beichtvater vorüber war, zur Toilette der Königin. Sie mußte also schon bei der Toilette seyn, wenn er kam. Sie machte aber ihre Toilette in einem schönen, großen Kabinet, in das sie durch ein an das Schlafgemach stoßendes Zimmer zu gehen hatte.

Bei der Toilette der Königin waren die Cameyra Major, zwei Damen du Palais, zwei Signoras de Honor, wie sie der Woche nach die Ordnung traf, seltener auch einige außer ihrer Ordnung, und die Kameristen. Gewöhnlich kamen dann, wie der König, so auch die Infanten, und mit ihnen ihr Gouverneur. Seit der Prinz von Asturien vermählt war, hatte auch seine Gemahlin diesen Zutritt, und dann kam noch der Herzog von Popoli, die Herzogin von Monteillano, bisweilen auch eine Dame du Palais der Prinzessin. Häufig fand sich auch ein: Kardinal Borgia, dem auch der Zutritt gestattet war, seltener der Marquis von Villena, weil es ihn kränkte, daß man ihm größere Rechte genommen, die mit seinem Amte verbunden gewesen. *)

---

*) Er war Major Domus des Königs; wegen seiner Rechtschaffenheit und seines Amtes einer der angesehensten Herren des Reichs. In den Mémoires de St. Simon, T. III. p. 229 etc., wird folgende Geschichte von ihm erzählt. Der Marquis hatte kraft seines Amts die oberste Aufsicht über das Medicinalwesen der Person des Königs. Er mußte gegenwärtig seyn bei allen Konsultationen der Aerzte; der König durfte keine Arznei nehmen, der Major Domus mußte davon wissen, mußte sie billigen, mußte dabei seyn. Nun war der Marquis sehr fleißig in seinem Amte, und fleißiger, als dem Minister Kardinal Alberoni lieb war. Dieser ließ ihm deßwegen auf alle nur mögliche Weise

Diese Toiletten-Gesellschaft dauerte ungefähr drei Viertelstunden. Alle stehen; selbst der König setzt sich nicht. Bald

---

bedeuten, wie gerne es der König sehen würde, wenn er sein Amt weniger thun möchte, und da der Marquis von allen diesen Bedeutungen keine Notiz nahm, so wurde endlich dem Leiblaquaien, der im Zimmer, wo der kranke König lag, an der Thür stand, aufgetragen, ihn geradezu abzuweisen, wenn er wieder komme. Dieser Versuch nahm aber einen sonderbaren Ausgang. Der alte Marquis schalt den Leiblaquaien einen unverschämten Lügner, stieß die Thüre des Zimmers auf, wo der König lag, und marschirte, auf seinen kleinen Stock gestützt, mit langsamen, bedächtigen Schritten den langen Saal hinauf zum Bette des Königs. Die Königin war da, der Kardinal und einige wenige andere Herren. Der Kardinal winkte einem Bedienten, den Marquis zurückzubedeuten, und da der Marquis doch fortschritt, so ging der Kardinal selbst zu ihm hin, und bat ihn, sich nicht zu bemühen. Nun kam's zum heftigen Wortwechsel zwischen Beiden, und der Kardinal nahm endlich den Marquis bei dem Arme, um ihn selbst abzuführen. Vom Wortwechsel kam es zum stattlichsten Schimpfen. Der Marquis suchte sich seines Führers zu entledigen, und fiel darüber, weil er sehr schwach auf den Beinen war, in ein nahestehendes Fauteuil. Nun vergaß er sich aber auch so sehr, daß er im Zorne dem Kardinal seinen kleinen Stock über Ohren und Rücken schlug, der jetzt freilich denn auch rathsam fand, sich wieder zur Königin zurückzuziehen. Ein paar Kammerherren geleiteten den alten Marquis endlich hinweg, der immer nur fort und fort mit seinem Stock drohte, und versicherte, daß wenn er nicht so großen Respekt vor dem König hätte, so würde er dem Herrn Kardinal hundert Tritte gegeben haben. Das Lustigste dabei war, daß der König von dieser ganzen lauten Scene in seinem Bette nichts gehört hatte, und daß man den Marquis zur Strafe ein halb Jahr lang auf seine Güter verwies, ohne daß auch der König ein Wort davon erfuhr. Die Besuche des Major Domus hörten alsdenn aber doch seit dieser Zeit auf. Der Herzog von St. Simon hörte diese Geschichte aus dem eigenen Munde des Marquis, und ebenderselben Kammerherren, die den guten Marquis hinweggeführt hatten.

sprach man bloß von Jagden und Bällen des Königs und der Infanten. Bald gab die Königin ihren Damen kleine Verweise wegen ihres Umgangs, den sie hatten, denn sie liebte es nicht, wenn ihre Damen viel in Gesellschaft kamen; wegen ihres seltenen Kirchengehens und Kommunicirens, denn wer ihre Gnade haben wollte, mußte wenigstens alle acht Tage kommuniciren. Manchmal mußte auch der Kardinal Borgia zur Belustigung dienen, und dieser gab Gelegenheit genug.

Wie man aus einander ging, so verließ auch der König seine Gemahlin auf eine kurze Zeit, um auf den heutigen Tag an einem bestimmten Ort einige wenige Befehle zu geben;*) dann kam er zur Königin zurück, und nun war die Stunde der besonderen Audienzen der auswärtigen Minister und anderer Herren oder auch Unterthanen. Auswärtige Minister und Unterthanen wandten sich an La Roche, um Audienz zu erhalten; dieser benachrichtigte sie auch wieder vom Befehle des Königs, führte sie ein bei dem Könige, und verließ aber immer sogleich wieder den Audienzsaal.

Einmal die Woche, des Montags, war öffentliche Audienz. Der König, anstatt, wie sonst gewöhnlich, die Thüre nur halb öffnen zu lassen, läßt sie an diesem Tage ganz öffnen, der ganze versammelte Hof erhält Befehl, in den Audienzsaal hereinzutreten. Alle stehen alsdann in der Ordnung umher, wie bei großen Feierlichkeiten; der König allein sitzt in einem Lehnstuhl, und hat zu seiner Rechten einen Tisch, worauf ein Schreibzeug und Papier sich befindet. Der König bedeckt sich, und alle Großen bedecken sich. La Roche, mit einem Ver-

---

*) Tandis qu'on en sortait, le Roi venait entrebailler la porte du sallon des miroirs dans le sallon, qui était entre celui-là et le sallon des grands, où la cour se rassemblait; et là il donnait l'ordre à ceux, qui en très petit nombre avaient à le prendre.

zeichnisse in der Hand, öffnet eine Thüre gerade gegenüber der Thüre, durch welche der König und sein Hof hereingekommen, und ruft so, der Ordnung nach, Einem nach dem Andern.

Jeder, sobald er hereinkommt, macht eine tiefe Verbeugung vor dem Könige, in der Mitte des Zimmers noch eine Verbeugung, und dann läßt er sich auf die Knie nieder vor dem König. Allein die Priester genießen das Vorrecht, daß sie stehend mit dem Könige sprechen dürfen. Sie nehmen ihre Mütze ab, machen eine Kniebeugung, wenn sie den König anreden, und der König befiehlt ihnen dann sogleich, sich aufzurichten; sie sprechen alsdann stehend, aber mit einer ehrfurchtsvollen Beugung des Körpers. Jeder Andere aber steht nicht eher auf, als bis er ausgesprochen.

Man spricht übrigens mit dem Könige so lange man will und wie man will; und wenn man nach geendigtem Vortrage aufsteht, so küßt man die Hand des Königs, und nach einer tiefen Verbeugung geht man ab.

Will Jemand ganz allein mit dem Könige sprechen, und ist es nur ein wohlgekannter Mann, so wird es nicht abgeschlagen; oft sind bei einer öffentlichen Audienz zwei, drei solcher geheimen Audienzen. Und doch währt eine solche öffentliche Audienz selten über drei Viertelstunden.

Sobald nun ein solcher, der eine geheime Audienz sucht, hereingerufen worden, so wendet sich La Roche, ohne seinen Platz zu verändern, gegen die Großen, und sagt in eben dem Tone, womit er Jenen so eben zur Audienz rief: es ist geheime Audienz! Alle Großen nehmen alsdann den Hut ab, ziehen am Könige vorüber, und retiriren sich durch eben die Thüre, durch die sie hereingekommen, in das nächstanliegende Zimmer. Der König und der, dem die geheime Audienz ertheilt wird, bleiben ganz allein. Der Kapitän der Garde aber, der die Wache hat, hält die Thüre ein wenig geöffnet,

und gibt Achtung, wann die geheime Audienz zu Ende sey. Er ist alsdann der Erste, der den Reihen der zurückkommenden Großen wieder anführt. Bei diesen öffentlichen Audienzen hat aber Alles Zutritt. Alles kommt, was nicht Personen von besonderem Stande *) oder sehr distinguirte Militärpersonen sind, denn der König nimmt hier alle übergebenen Schriften an; manche steckt er gleich zu sich; manche behält er in der Hand; viele wirft er auf den Tisch neben sich, und La Roche bringt sie ihm nach in das innere Appartement.

Nach vollendeter Audienz gibt der hohe Rath von Kastilien dem Könige Rechenschaft von den Urtheilen, die er die Woche über gefällt, und der König spricht das Nöthige mit dem Gouverneur von Kastilien; das Ganze dauert höchstens anderthalb Stunden; dann kommt er wieder zur Königin. Beide gehen mit einander zur Messe, und ungefähr alle acht Tage auch zur Kommunion. **)

Jene anderthalb Stunden oder zwei Stunden theils öffentlicher Audienz, theils Audienz für den hohen Rath von Kastilien, gehören aber wieder zu den kostbarsten Augenblicken, die die Königin hat, weil sie diese für sich allein hat, aber auch nur selten genießt; denn der König gibt solche Audienzen allein nur, wenn er in Madrid ist. Ist er zu Eskorial oder zu Balsaint, oder zu Saint Ildefons oder auf irgend einem

---

*) Tout ce qui n'est pas ce qu'on appellait autrefois en France, mais non à présent, gens de qualité.

**) Le Roi . . . allait à la messe avec elle, accompagné des personnes composant l'intérieur de la toilette et du capitaine des gardes en quartier. Le chemin se faisait dans l'intérieur jusqu'à la tribune, où il y avait un autel, où on leur disait la messe, et où ils communiaient tous deux ensemble ou séparément, ordinairement tous les huit jours; alors ils y entendaient une seconde messe.

andern seiner Lustschlösser, so sind keine solchen Audienzen, und die Königin hat gerade nicht mehr Zeit für sich allein, als die Zeit der halben Viertelstunde ihres ersten Ankleidens mit Hülfe ihrer Kammerfrau, wenn sie so eben das Bett verlassen.

Nach der Messe geht's zur Mittagstafel, bei der Niemand gegenwärtig seyn darf, als wer das Recht hat, bei der Toilette der Königin zu seyn. Mittag- und Abendtafel, wo auch der König sich aufhält, werden immer bei der Königin gehalten. Jedes hat seine eigenen Schüsseln. Die Königin sehr viele, weil sie Freundin vom Essen ist und von Allem ißt; der König nur wenige, und fast immer ebendasselbe, nie aber Fastenspeisen. Sowohl der König, als die Königin trinken bloß Champagner-Wein.

Die Zeit von der Mittagstafel bis zur Abendtafel wurde dann so zugebracht. Wenn nothwendige Dinge vorgefallen, so kam der Staatssekretär ungefähr eine Stunde nach der Mittagstafel und erstattete dem König eine summarische Relation. Sonst fuhren aber der König und die Königin aus auf die Jagd; nach der Jagd war meistens eine kleine Collation, und nach dieser ungefähr viertelstündigen Collation, bei der, wie zur Toilettenzeit, der Prinz und die Prinzessin von Asturien nebst den übrigen Kindern gegenwärtig seyn durften, ging der König zur Arbeit mit dem Staatssekretär.

Dieß war eigentlich die Zeit, da er mit dem Staats-Sekretär die Geschäfte abthat, und auch die Zeit, wo die Königin in einem zunächst daran liegenden Kabinet mit ihrem Beichtvater sprechen konnte. Dauerte dem Könige aber auch die Beichte zu lange, so öffnete er die Thüre und rief der Königin. Ging alsdann aber Grimaldo, so setzten sich der König und die Königin zusammen, beteten oder lasen geistliche Bücher, bis es zur Abendtafel ging, die ganz auf eben die Weise gehalten wurde, wie die Mittagtafel.

Nach dem Abendessen verschlich sich die Zeit, entweder daß der König und die Königin zusammen sprachen oder zusammen beteten, bis die Stunde kam, daß man zu Bette ging, und bei der Nacht-Toilette wurde es alsdann eben so gehalten, wie bei der Morgen-Toilette, nur daß weder der Prinz, noch die Prinzessin von Asturien, noch die Infanten, noch der Kardinal Borgia zur Nacht-Toilette kamen.

So ewig fort und fort einförmig war nun das Leben des Königs und der Königin. So waren sie immer allein und zusammen, und anders war's nicht, selbst wenn sie eine Reise machten. Denn die Tagereisen, die sie machten, waren so klein, daß sie gerade nicht mehr Zeit brauchten, als nach dem gewöhnlichen Lebenstrain für die Jagdpartien nothwendig war. Man reiste ab nach der Mittagstafel, und man kam am bestimmten Orte an vor der Stunde der Abendtafel. Immer fuhren der König und die Königin allein zusammen.

Aus diesem ewigen Alleinbeisammenseyn erklärt sich sehr leicht der große Einfluß, den die Königin auf den König hat. Man kann nie mit dem Könige reden, ohne daß es die Königin entweder zugleich hört oder gleich nachher erfährt, *) noch aber auch leicht mit der Königin, ohne daß der König dabei ist. Was man allein an sie gelangen lassen will, muß durch die erste Kammerfrau an sie gelangen, die des Morgens frühe bei ihrem allerersten Ankleiden ist, und will man wirklich allein mit ihr sprechen, ohne daß es der König erfährt, so ist kein anderer Zeitpunkt, als wenn der König dem hohen

---

*) Denn auch bei besonderen Audienzen auswärtiger Minister oder Herren war sie immer gegenwärtig, und wer sein Interesse verstand, gab nicht leicht zu, daß sie auch nur während der Audienz ein wenig bei Seite trat; denn der König gab doch nie eine entscheidende Antwort, ehe er ihr und dem Staatssekretär Alles wieder erzählt hatte.

Rath von Kastilien Audienz gibt; alsdann kann man durch die erste Kammerfrau dazu gelangen. Die Königin selbst aber hat dieses nicht gerne, aus Furcht der Entdeckung und aus Furcht der Folgen, die auch nur eine Entdeckung haben möchte. Ueberdieß sind ihr auch diese Augenblicke unschätzbar, um in aller möglichen Eile erhaltene Briefe zu lesen und zu beantworten.

Man kann übrigens leicht denken, welche Ueberwindung es anfangs die Königin gekostet haben muß, bis sie sich zu dieser Lebensart gewöhnte, besonders wenn man den Charakter des Königs dazu nimmt.

Er war kalt, stille, traurig, düster, ein Mann ohne alle Imagination und von sehr weniger Empfindung; von keinem Vergnügen gereizt, als dem der Jagd. Er war menschenscheu, oft vor sich selbst scheu; bei der besten Gesundheit, die er hatte, untersuchte er doch immer seinen Puls, voll Furcht für seine Gesundheit. Und so einen richtigen Verstand er auch besaß, so gut er die Sachen zu fassen wußte, so eigensinnig war er manchmal, wenn er sich darauf setzte, und dann war's oft unmöglich, ihn zurückzubringen.

Seine Frömmigkeit war nichts als Gewohnheit. Ohne je über seine Religion nachgedacht zu haben, war er voll Skrupel und Beängstigungen, und hatte seine kleinlichen Religions-Observanzen. Für die Jesuiten war er passionirt; er hatte auch ihre Mode von äußerer Douceur. Den Pabst hielt er für eine Gottheit, wenn er ihn — nicht beleidigte.

Fast gegen Alles in der Welt schien er der gleichgültigste Mensch zu seyn, und doch hörte er gerne sich selbst loben; sogar seine Figur hörte er gerne loben. Er fragte einmal den Herzog von St. Simon, ob er ihn nicht einen schönen Mann finde, und ob er nicht der schönste Mann sey, den er kenne. Diese Schwäche Philipps kannte auch seine Gemahlin, die

Königin, sehr wohl; sie lobte ihn deßwegen unaufhörlich. Mit dieser Schwäche hing auch wohl zusammen, daß er so gerne in Europa groß figuriren wollte, daß er die Unternehmungen liebte, und wegen der Kriege, die er anfing, wenig bekümmert war.

Es fehlte ihm gar nicht an der Gabe, gut zu sprechen, aber zu träge war er dazu und zu mißtrauisch gegen sich selbst. Er raisonnirte oft gegen einzelne Personen sehr treffend, aber wo mehrere Personen waren, sprach er gewöhnlich nur ein Wort, that etwa nur eine kurze Frage, ließ sich aber nie in Konversation ein. Niemand wußte dabei die Fehler und Lächerlichkeiten anderer Menschen besser zu bemerken, als er, Niemand wußte sie besser und lustiger wieder zu erzählen; er mochte sich aber die Mühe nicht nehmen.

Ein fast unbegreiflicher Zug aber in seinem Charakter war dieser, daß er wegen der spanischen Krone, die er trug, so viele Gewissensscrupel sich machte, weil seine Großmutter so feierlich renuncirt habe, und Karl II. über eine Monarchie, deren bloßer Nutznießer er gewesen sey, unmöglich in seinem Testamente habe disponiren können; hingegen so feierlich er selbst und nicht nur einmal auf die französische Krone Verzicht gethan hatte, so entschlossen war er doch, nöthigenfalls die französische Krone anzunehmen. Und so unzusammenhängend dieses auch war, er hatte geglaubt, diesen seinen Zweifeln dadurch Genüge zu thun, daß er die Krone an seinen Infanten Ludwig abtrat, als ob man etwas Usurpirtes dadurch restituire, wenn man es seinem Sohne gibt.

Mit diesem so schwachen Charakter kontrastirte außerordentlich der Charakter der Königin.

Sie hatte viel Geist, viel richtigen Verstand, viel Ueberlegung und Art, sich zu benehmen. Sie wußte eben so voll-

kommen alle Vortheile von ihrer natürlichen Anmuth zu ziehen, als sie die Kunst verstand, ihren Witz zu rechter Zeit zu gebrauchen. Niemand sah sie, ohne zu erstaunen, wie Menschen- und Weltkenntniß, die ihr doch nach ihrer ganzen Lebensart, die sie in Parma und in Spanien führte, fehlen mußten, durch Verstand und Witz so ersetzt werden könnten. Sie hatte aber einen außerordentlich scharfen, sicheren Blick, der noch sicherer gewesen seyn würde, wenn sie nicht Launen gehabt hätte. Wie konnte es aber bei ihrer Lebensart daran fehlen? Und wenn nur Ministern oder Gesandten erlaubt gewesen wäre, eine gehörige Zeit allein mit ihr zu sprechen, um sie eigentlich zu instruiren, so würde Manches besser gegangen, manche Unternehmung nie angefangen, manche glücklicher ausgeführt worden seyn. Allein dieß war unmöglich. Und wenn man in Gegenwart des Königs mit ihr sprach, so konnte es nie bis zur ausführlichen Belehrung kommen. Denn fiel ihr etwas gleich mit dem ersten Hören als eine Sache auf, die ihren Planen zuwider sey, so widersetzte sie sich so auf der Stelle, damit es gewiß auf ihren Gemahl keinen Eindruck machen möchte, daß man mit der genaueren Belehrung, wie die Sache gerade den Planen der Königin entspreche, gar nicht zum Wort kommen konnte. So beinahe allmächtig sie aber auch war, so wohl sie auch ihre Kräfte und ihre Talente fühlen mußte, so war es doch immer, ohne sie prahlerisch oder stolz zeigen zu wollen. Sie war gewöhnlich ganz einfach, oft fast einförmig, hatte dabei aber eine natürliche Heiterkeit, die durch den ewigen Zwang ihres Lebens hindurchschimmerte. Man sah zwar wohl, wie ihr eben dieser Zwang oft Launen verursachte, oft etwas bitter sie machte; doch blieb sie gewöhnlich eine wahrhaftig liebenswürdige Frau; eine Frau, die gar keine Prätension machte.

Der König arbeitete nie anders, als in ihrer Gegenwart. Alles, was er allein durchsah, das las sie, darüber raisonnirte sie mit ihm. Sie war bei allen besonderen Audienzen, die er Unterthanen oder fremden Ministern gab. Nichts entging ihr also von Geschäften oder Gnadensachen. Selten fehlte es ihr, dem eine Gnade zu verschaffen, dem sie dieselbe zugedacht hatte, und nicht leicht fehlte es ihr, wenn sie einen ausschließen wollte. Dieses Ausschließen trieb sie oft auch so lange, bis endlich doch die Gnade auf ihren Klienten fallen mußte. Sie wußte auch, wie leicht zu vermuthen ist, den König gleichsam ganz auswendig, da sie ewig unzertrennbar um denselben seyn mußte.

Sie kannte zum Erstaunen genau die Zeit und Stunde, wie gewisse Dinge vorbereitet und angebracht werden müßten. Sie sah richtig, ob und wie die gemachten Insinuationen bei dem König guten Fortgang gemacht hätten; woran es sich etwa stoße; wie das Hinderniß gehoben werden könne; wie man jetzt Stand halten müsse, um es gleichsam zu erobern; jetzt nachgeben müsse, um es desto sicherer nachher wiederholen zu können. Nichts übertraf in der That auch die Kunst, wie sie immer den König zu fassen wußte, und wie sie ihm nach und nach ihre Sympathien und Antipathien beibrachte. Selten ging sie geradezu. Sie machte oft ganz entfernte Vorbereitungen. Sie machte Umwege und Rückwege, wie sie es nöthig glaubte; denn so groß auch ihr Kredit bei dem Könige war, solche Wendungen waren doch oft nothwendig. Und wenn man es sagen darf, das Temperament des Königs — selbst davon machte sie oft, als von dem letzten, wirksamsten Mittel, Gebrauch. Die augenblicklichen Verweigerungen machten dann oft einen Sturm; sie zog aber immer am Ende ihren Vortheil.

Eine Zänkerei dieser Art, die sehr weit ging, entstand, während daß der Herzog von St. Simon in Madrid war. Er erfuhr es sehr genau von zwei Personen, die es von der vertrauten Kammerfrau selbst hatten; man wollte ihn sogar in die Sache mit einmischen.

II.

Geschichte der Prinzessin Ursini. *)

Es war in den ersten Jahrzehenden dieses unseres Jahrhunderts eine Damenregierung in der Welt, wie sie wohl so bald nicht wiederkommen wird, und wohl schwerlich mehr mit so vielen persönlichen Sonderbarkeiten kommen mag. Auf dem englischen Throne saß die Prinzessin Anna, und nicht nur eine Stufe tiefer neben stand ihr Gemahl, Prinz Georg von Dänemark. Kaiser Karl VI. entschloß sich in wenigen Staatssachen, ohne seine Schwägerin, die Wittwe Kaiser Josephs I. zu fragen, und wenn Ludwig XIV. auch nicht frug, was Frau von Maintenon wollte, so that er oft ohne sein Wissen, gerade was sie nur vorher beschlossen hatte. Die Witwe Scarron regierte in aller Demuth. Sie trieb ihr Regiment noch stiller, aber auch allgewaltiger, als Katharina in Rußland. Sie würde aber auch ihre Herrschaft weit schneller verloren haben, als die Prinzessin Ursini in Spanien, wenn sie im Herrschen auch nur so halb laut geworden wäre, als jene, oder endlich so ganz laut, als diese.

*) Aus Meiners und Spittler's Gött. hist. Mag. Bd. IV. S. 548 — 562 und S. 569 — 586. — Nach dem zweiten Bande der sehr authentischen Nachrichten des Herzogs von St. Simon.

Diese letztere, die Prinzessin Ursini, die einzige von Allen, die ihre Herrschaft nicht bis an's Ende behauptete, war schon eine Dame von Erfahrung und Jahren, wie sie als Ober-Hofmeisterin am Hofe König Philipps V. von Spanien fast zur unumschränktesten Gewalt kam. Sie war aus dem Hause de la Tremouille, eine Tochter des in den Minorennitäts-Unruhen Ludwigs XIV. bekannt gewordenen Herrn von Noirmoutier.

Ihr erster Gemahl war Blasius de Tayllerand; er ließ sich Prinz von Chalais nennen. Eine Duellgeschichte zwang ihn, Frankreich zu verlassen. Sie folgte ihm nach Spanien. Von da aus gingen sie zusammen nach Italien. Sie ging voraus nach Rom, und unterdeß verlor sie durch den Tod ihren Gemahl.

Sie war jung und schön und witzig, und hatte viel Welt und viel Anmuth und viel Sprache. Ihre genaueste Bekanntschaft zu Rom waren die Kardinäle von Bouillon und Detrées, und diese verschafften ihr zu Rom einen neuen Gemahl, einen Wittwer, der viel Reichthum und keine Kinder hatte, den Prinzen von Braccanio. Niemand verlor bei der neuen Vermählung, als ihr neuer Gemahl.

Bald war ihr Palast zu Rom ein kleiner Hof, wo sich alles Große versammelte, wo man von Herren und von Damen die beste Gesellschaft antraf. Die Kardinäle Bouillon und Detrées waren Mitregenten an diesem Hofe; der Prinz von Braccanio selbst verschwand fast, und obschon also das häusliche Leben der hohen Herrschaft nicht ganz einig war, so kam es doch nie zum lauten Bruche. Beide Theile waren es zufrieden, bisweilen von einander sich zu trennen

So bekam die Prinzessin Gelegenheit, zweimal eine Reise nach Frankreich zu machen. So blieb sie bei der zweiten Reise vier bis fünf Jahre lang in Frankreich, und doch

gewann sie nach ihrer Rückkunft ihren Gemahl wieder so sehr, daß er sie bei seinem 1698 erfolgten Tode als Universal-Erbin hinterließ. Die Güter desselben mußten zwar verkauft werden, um die Schulden zu bezahlen; das Herzogthum Braccanio kaufte für zwei Millionen der Neveu des Pabst Innocenz XI.; aber noch war eine unsägliche Menge von Meubles, Silberzeug und Schmuck übrig, was der Prinzessin Ursini frei blieb. Den letzteren Namen nämlich nahm sie an, seitdem das Herzogthum Braccanio verkauft war, weil der päbstliche Nepote ausdrücklich die Bedingung gemacht hatte, sie müßte den Namen Braccanio aufgeben, und da ihr zweiter Gemahl zum Hause Ursini gehört hatte, so schien sie eben so viel Recht zu diesem Namen zu haben, als sie bisher zum Titel Herzogin von Braccanio gehabt hatte.

Sie war also Prinzessin Ursini in Rom, da man 1702 eine Ober-Hofmeisterin für die neue Königin von Spanien suchte. Der Platz war höchst wichtig, und die Prinzessin vereinigte alle nur erwünschten Eigenschaften gerade so glücklich, daß man zu Versailles, wo die Sache zu entscheiden war, keinen Augenblick Anstand nahm, den Vorschlag zu billigen, den der Kardinal Detrées in ihrer Person machte.

Man wollte nämlich für diesen Platz keine französische und keine spanische Dame haben. Sie war Beides nicht, und hatte doch von Beidem so viel, daß man das Erwünschte von Beidem vereinigt bei ihr antraf. Sie gehörte Frankreich an nach Geburt und Familie, und war lange genug in Frankreich gewesen, um am dortigen Hofe gekannt zu seyn, und Freunde am dortigen Hofe zu haben. Ueberdieß war sie mit der Familie der neuen Königin seit Langem her schon vertraut; mit dem Kardinal Portocarrero, auf den man hier vorzüglich zu sehen hatte, genau verbunden; Spanien kannte sie, denn sie war da gewesen — schwerlich fand sich in

irgend einer andern Dame auch nur die Hälfte alles dessen so vereinigt.

Noch war sie auch gerade ihrem Alter und Gesundheit nach, und ihrer ganzen Figur nach, wie vom Himmel bestimmt für einen solchen Platz. Sie war mehr groß als klein, trefflich gewachsen, eine einnehmende Brunette mit blauen Augen, die sie sagen lassen konnte, was sie wollte. Ihr Anstand war außerordentlich edel; sie hatte etwas Majestätisches, und dabei doch auch in den kleinsten und unbedeutendsten Dingen so viel körperliche und geistige Anmuth, daß der Herzog von St. Simon versichert, nie etwas dergleichen gesehen zu haben. Sie wußte höchst gefällig zu seyn, ohne sich irgend etwas zu vergeben, oder ihre Gefälligkeiten zu sehr zu verschwenden. Sie wollte gefallen, um zu gefallen, und war unwiderstehlich, wenn sie einnehmen und gewinnen wollte, denn Wenige haben wohl noch so wie sie verstanden, ihre Menschen kennen zu lernen, und zu sehen, wie sie geführt werden müßten.

Dabei war ihre Unterhaltung bezaubernd und unerschöpflich, denn sie hatte viel in der Welt gesehen, und war längst gewohnt, die feinsten Gesellschaften und sogar einen kleinen Hof zu halten. Eine angenehme Stimme; eine höchst angenehme Sprache. In Allem, was sie sagte, eine höchst natürliche und einfache Beredsamkeit. Sie sagte Alles, was sie sagen wollte, und sagte nie, was sie nicht sagen wollte; auch nicht der leichteste Wink entflog ihr wider ihren Willen. Es war eine Frau, wie es ihrer vielleicht noch wenige gab. Immer gleicher Laune, immer gleich munter, und immer doch bis zur höchsten Verfeinerung schicklich, verschwiegen für sich und zuverläßig für ihre Freunde.

Kam's denn aber auch auf Intriguen an, so war Niemand so geschickt dazu, wie sie; sie hatte einen großen Theil

ihres Lebens in Rom zugebracht. Ihr Ehrgeiz, der groß war, ging weit über das Gewöhnliche ihres Geschlechts und weit auch über den gewöhnlichen Ehrgeiz der Männer; und denn besaß sie eine außerordentliche Feinheit des Geistes, die sie aber gar nicht sehen ließ, und die ganze Kunst der politischen Kombinationen verstand sie vortrefflich.

Was ihr herrschender Fehler war und bis in's letzte Alter ihr herrschender Fehler blieb, war Verliebtheit in ihre Person. Daher die Paruren, die ihr nicht mehr standen, und die sie doch von einem Alter zum andern immer über ihr Alter trieb. Da sie auch im Grunde hoch und stolz war, so ging sie bei aller äußeren Rechtschaffenheit, ohne sich viel um die Mittel zu bekümmern, gerade auf ihre Zwecke los, und wie sie überhaupt, was sie auch einmal wollte, nie halb wollte, so verlangte sie auch ausschließender Freund zu seyn. So ganz Freundin sie alsdann auch war, wenn sie es einmal geworden war, so unversöhnlich war ihre Feindschaft. Man wird sich nicht wundern, daß eine Frau dieser Art über ein Jahrzehend lang den ganzen spanischen Hof und die ganze spanische Monarchie gleichsam öffentlich regiert hat.

Sie hatte gleich anfangs, indeß sie sich ganz der Zuneigung der Königin von Spanien bemächtigte, gar nicht versäumt, auch den französischen Hof zu gewinnen, und posttäglich mit dem kleinsten Detail von Allem, was die Königin betraf, nach Versailles Nachricht gegeben, auch ihre Königin so viel möglich zu erheben gesucht. Ihre Nachrichten waren an die Frau von Maintenon gerichtet; von dieser erhielt sie der König. Zu gleicher Zeit war sie höchst aufmerksam, auch die übrigen Korrespondenzen, die ihr nach und nach immer mehr Einfluß und Wichtigkeit verschaffen sollten, zu unterhalten. Sie schrieb sehr pünktlich an König Philipp, so lange dieser in Italien war, eben so pünktlich an die Königin, so

lange sie daselbst war, und zugleich an die Schwester derselben, an die Herzogin von Burgund.

Erst hatte sie nach Versailles nur persönliche Nachrichten gegeben von der Königin; dann schrieb sie bisweilen auch, was vorging; das führte denn endlich so natürlich auf Staats-Angelegenheiten, daß sie von diesen schreiben zu können schien, ohne Ehrgeiz oder Minister-Prätensionen zu zeigen. Sie schmeichelte dabei der Frau von Maitenon so fein und so stufenweise, daß diese endlich glaubte, aller Kredit, den die Prinzessin in Spanien erhalte, werde nur ihren Einfluß in die spanischen Angelegenheiten vermehren. Und so entstand denn zwischen ihr und der Frau von Maintenon die innigste Verbindung; so kam's denn, daß endlich Alle gestürzt wurden, die Philipp V. auf den spanischen Thron gesetzt hatten, und Alle, die ihn auf dem spanischen Throne hätten erhalten können; so verloren endlich die französischen Minister allen Einfluß auf Spanien, und alle französischen Ambassadeurs zu Madrid, die sich nicht der Prinzessin Ursini ganz überließen, konnten nichts ausrichten. Waren nun aber einmal alle diese Schritte gewonnen, den König selbst konnte man leicht von sich abhängig machen.

Der König, die Königin, die Prinzessin Ursini und dieser ihr innigster Freund Orry, unter dem die Finanzen und das Kommerz standen — diese vier also zusammen machten den Geheimen-Rath, der ganz Spanien regierte. Als fünfter Mann kam in der Folge öfters hinzu Daubigny, Sohn eines Prokurators bei dem Chatelet zu Paris; ein junger Mann, der sich mit Orry recht gut stand, aber wohl noch besser stand mit der Prinzessin selbst, der er seit langen Jahren unter dem Namen eines Stallmeisters zugehörte. Es war ein schöner, großer, junger Mann, gut gemacht und gut gewandt nach Leib und Seele.

Seit den Zeiten von Lerma und Olivarez hatte kein Minister seine Gewalt so hoch getrieben, als die Prinzessin und Orry; sie warteten nur noch den geschickten Augenblick ab, um auch Rivas, den sie unterdeß bloß als Sekretär brauchten, zu entfernen, wie sie den Kardinal Portocarrero, und Alle, die an Karls II. Testament Theil gehabt, zu entfernen gewußt hatten. Um nie auch mehr genöthigt zu seyn, irgend einem Manne so viel anzuvertrauen, als Rivas hatte, so nahm man ihm bei seiner Stelle, die, Kommerz und Finanzen ausgenommen, alle Departements umfaßte, die auswärtigen Angelegenheiten und das Kriegs-Departement; das war denn das Vorspiel seiner völligen Entlassung.

Der französische Ambassadeur, Kardinal Detrées, der mit der Prinzessin immer in Streit seyn mußte und immer verlor, verlangte bald seine Zurückrufung, und Louville, der bis auf Philipps Rückkunft aus Italien der Führer des Königs, sein einziger Herzensvertrauter und der Ausspender aller Gnade war, Louville wurde unverlangt zugleich abgerufen; der Abt Detrées blieb mit dem Charakter eines Ambassadeurs. Zugleich wurden alle übrigen Franzosen, die um den König waren, hinweggerufen, nur vier oder fünf unbedeutende Männer ausgenommen, die sich auch bei Zeiten der Prinzessin ganz unterworfen hatten. So regierte denn fast unumschränkt die Prinzessin; sie war in Madrid gesichert und war in Versailles gesichert, bis folgender Zufall kam.

Man mußte gegen die Oesterreicher eine Armee auf die portugiesischen Grenzen schicken; ein französischer General war also nothwendig, um theils die französischen, theils vielleicht auch die spanischen Truppen zu kommandiren; der Herzog von Berwick schien der Prinzessin der geschickteste. Sie konnte, indem sie zu Versailles um ihn bat, ihrer alten Freundin und Gönnerin, der Gemahlin Jakobs II., ein

verpflichtendes Kompliment machen. Sie konnte ihres Mannes versichert seyn, denn der Herzog von Berwick war sanft, schmiegend, ohne Vermögen und mit Familie; auch mußte er wohl fühlen, daß er es bloß ihr zu verdanken habe, an die Spitze einer Armee gesetzt worden zu seyn. Ueberdieß gab ihn Ludwig XIV. eben so gerne, als gerne die Prinzessin gerade ihn haben wollte; er war sehr erfreut, die Wittwe Jakobs II. sich verpflichten zu können.

Puysegur, der den Herzog begleiten sollte, wurde vorausgeschickt. Er fand von den Pyrenäen an bis nach Madrid Alles so zum Erstaunen genau gerüstet für die französischen Truppen, daß er dem König sehr vortheilhafte Rapporte erstattete, und da er in Madrid zu Orry kam, so zeigte ihm dieser die Papiere auf der Tafel, wie eben so Alles gerüstet sey bis an die portugiesischen Grenzen, Alles noch an der Grenze selbst gerüstet sey zur völligen Subsistenz der französischen Armee, und für die künftige Campagne die Summen baar da seyen. Puysegur reiste auch höchst vergnügt von Madrid ab nach der portugiesischen Grenze, und ließ sich nicht träumen, daß es ein Minister, dem Alles anvertraut war und der ihm so authentische Versicherungen gegeben hatte, in einem so ganz entscheidenden Augenblicke, als der damalige war, an irgend einer Sache fehlen lassen könne.

Kaum hatte er aber Madrid verlassen, so fand er, daß es den ganzen Weg bis an die portugiesische Grenze hin an Allem durchaus fehle, und kaum war er angekommen an der Grenze von Portugal, wo die Hauptzurüstungen seyn sollten, so fand er, daß gar nichts gerüstet sey. Statt die Hoffnungen erfüllen zu können, die er erst so zuverläßig nach Versailles geschrieben, mußte er nun zufrieden seyn, nur etwas Weniges in dieser Campagne zu thun, und nur zu verhindern, daß die Armee nicht aus Hunger zu Grunde gehe. Desto

freimüthiger und wahrer aber schrieb er jetzt von Orry an seinen König, und was dem Minister galt, galt immer auch der Prinzessin, die die große Beschützerin des Ministers war.

Man konnte in Versailles, wie leicht zu erachten, nach den bisher erhaltenen Nachrichten, das Betragen von Orry kaum begreifen, denn der französische Ambassadeur, der Abt Detrées, hatte die Gefälligkeit gegen die Prinzessin gehabt, in den Vorschlag zu willigen, nie anders, als nach Verabredung mit ihr, nach Versailles und an den König zu schreiben. Endlich wurde es zwar dem Ambassadeur unerträglich. Er ließ also ohne Wissen der Prinzessin einige Depeschen in aller Stille fortschleichen, was aber doch nicht so stille geschehen konnte, daß nicht die überallhin aufmerksame und überall gefürchtete Prinzessin durch die Post Nachricht bekommen hätte. Sie ließ also den nächsten besten so stille abgehenden Brief des Ambassadeurs auffangen; es war gerade ein Schreiben an den König selbst. Sie öffnete dasselbe, und fand, was sie wohl vermuthet hatte; der Brief handelte meist von ihr und von Orry und viel auch von Daubigny. Das Ansehen des Letzteren war sehr übertrieben. Es hieß, man zweifle nicht, daß ihn die Prinzessin heimlich geheirathet habe. Voll Aerger schrieb die Prinzessin eigenhändig an den Rand: pour mariée, non, zeigte so den Brief mit vielem Lärmen dem König und der Königin und mehreren Hofleuten, und schickte ihn sogar mit den bittersten Klagen über den Ambassadeur an Ludwig XIV. selbst. Durch sie gereizt, erklärte sich auch die Königin laut gegen den Abt Detrées, und selbst auch König Philipp nahm einigen Antheil, denn zu starker Theilnehmung konnte er nicht gebracht werden, entweder wegen seines phlegmatischen Temperaments, oder weil ihn sein gesunder, kaltblütiger Verstand in solchen Fällen nie verließ. Der Ambassadeur machte aber auch seinerseits nicht weniger Lärmen,

klagte über Violirung der Post, über Mißhandlung seines Charakters, über Vergessenheit des seinem König schuldigen Respekts.

Alle diese Nachrichten und Klagen kamen nun ungefähr zu gleicher Zeit mit den Briefen von Puysegur nach Versailles, und man beschloß daselbst, die Prinzessin wieder nach Rom zu schicken und Orry zurückzurufen. Man fand aber gut, nichts zu übereilen, weil man sonst leicht, wenn nicht Alles recht vorbereitet war, einen formellen Ungehorsam zu fürchten hatte. Die Prinzessin vermochte Alles bei der Königin, die Königin Alles bei dem König, und so konnte sich vielleicht troß den Befehlen Ludwigs XIV. die Prinzessin behaupten.

Vorerst blieb es also nur dabei, daß der König der Prinzessin einen strengen Verweis gab, und seinem Gesandten nicht nur bezeugte, wie sehr Recht er gehabt habe, sich zu beklagen, sondern auch Nachricht ertheilte, daß man der Prinzessin einen strengen Verweis geschickt habe. Der Gesandte war aber voll Verzweiflung, wie er sah, daß dieses alles sey, was geschehe, und im Aerger forderte er seine Zurückrufung, die er auch sogleich erhielt, zum größten neuen — Triumphe der Prinzessin. Allein zugleich fand sich doch auch diese sehr beunruhigt, wie sie hörte, daß der Gesandte bei dem Tode des Kardinals von Fürstenberg Ordens-Commandeur geworden sey, und sein Oheim der Kardinal die erledigte Abtei von St. Germain erhalten habe.

Unterdeß hatte die Campagne in Portugal angefangen, und König Philipp wollte sie mitmachen. Die Prinzessin aber, die ihn nicht aus den Augen lassen wollte, bot Alles auf, um es zu verhindern, oder wenigstens dahin es zu bringen, daß die Königin den König begleiten dürfe. Beiden Einfällen aber war Ludwig XIV. entschieden entgegen, denn

es schien eine Schande zu seyn, wenn nicht Philipp V. persönlich an der Spitze der Armee in Spanien seyn sollte, da sein Kronprätendent persönlich daselbst die Armee kommandirte, und die Gesellschaft der Königin hätte nur Kosten und Beschwerlichkeiten verursachen müssen.

So blieb es also bei der Abreise Philipps, und Ludwig XIV. betrieb sie auf's Aeußerste, ließ ihn auch so lange noch vom Abt Detrées begleiten, bis der neue französische Gesandte ankomme. Sobald nun aber Philipp abgereist war, so schrieb ihm Ludwig XIV. über die unvermeidliche Nothwendigkeit der ewigen Entfernung der Prinzessin, und schrieb ihm so nachdrücklich, daß Ersterer wohl sehen mußte, Gegenvorstellungen würden in Versailles wenig ausrichten. In einem Tone noch höherer Autorität schrieb Ludwig zugleich an die Königin, und befahl zu gleicher Zeit der Prinzessin, unverweilt Madrid und sogleich ganz Spanien zu verlassen, und nach Italien sich wieder zu begeben. *)

Das war ein Donnerschlag für die Königin und ein Schlag für die Prinzessin, der sie aber — nicht niederstürzte. Sie ertrug ihr Unglück mit männlichem, überlegungsvollem Muthe. Nicht trotzig, um nicht noch mehr zu reizen, aber auch ohne entehrende Verzagtheit. Vierzehn Tage nach dem erhaltenen Befehl retirirte sie sich nach Alkala, sieben Meilen von Madrid hinweg, und erst nach fünf Wochen, so viele wiederholte Befehle auch kamen, konnte sie Zeit gewinnen, von Alkala aufzubrechen, und in ganz kleinen Tagereisen, und nach manchem neuen Aufenthalt unterwegs, nach Bayonne zu reisen. Sie erhielt unterdeß auch von König Philipp

---

*) Zugleich erhielt auch Orry königlichen Befehl, von seiner schlechten Administration Rechenschaft zu geben, die in der That dießmal die Oesterreicher fast allein rettete.

1500 Pistolen, ob sie schon sicher mehr Geld hatte, als er, der gar nicht hätte Madrid verlassen können, wenn ihm nicht Detrées für 100,000 Thlr. Kredit gemacht hätte.

Ganz langsam reiste die Prinzessin Italien zu, und bat unterwegs unaufhörlich um Erlaubniß, nach Versailles kommen zu dürfen, um daselbst persönlich sich zu vertheidigen, und so wenig sie je dieses erhalten zu können hoffte, so gewiß konnte sie doch erwarten, dadurch vielleicht die Gnade zu erbitten, in Frankreich zu bleiben, und so in der Nähe das Austoben eines Sturms abzuwarten, der sich, wie Alles am Hofe, endlich auch ändern mußte. Sie erhielt denn endlich auch mit Mühe die Vergünstigung, in Toulouse zu bleiben.

Unterdeß gingen aber die Angelegenheiten von Spanien noch schlimmer, und die Königin von Spanien ergriff diese Gelegenheit, Ludwig XIV. in Ansehung der Prinzessin zu besänftigen, ohne gerade ihre Zurückrufung zu verlangen. Man schien es auch in Versailles zu fühlen, was man den Umständen und einer so diskret leisen Bitte schuldig sey, und es war klar, daß man die Königin, durch die doch einmal Alles am spanischen Hofe ging, gerade vollends in den sturmvollen Zeiten, wie die damaligen waren, nicht auf's Aeußerste treiben dürfe. Ermüdet von Bitten und von Widersprüchen, und voll Sehnsucht, eine sichere Harmonie zwischen seinem und dem spanischen Hofe zu erhalten, bewilligte endlich Ludwig, daß die Prinzessin nach Madrid zurückgehen dürfte.

Diese aber, so viel sie auch immer nach den von Zeit zu Zeit eingezogenen Nachrichten gehofft hatte, und so sehr zugleich jetzt alle ihre Hoffnung übertroffen war, verlor nun auch im Augenblick ihrer Rückkehr zur Allmacht eben so wenig ihre Fassung, als sie sie vorher bei ihrem Falle verloren hatte. Sie behielt immer noch, da sie nach Paris kam, die Miene einer Gedemüthigten, in Ungnade Gefallenen, die bloß

hofft; und ihren Freunden hatte sie vorher einen Wink gegeben, in diesem Tone zu bleiben. Sie beeilte sich nicht zu sehr, abzureisen, und reiste doch schnell genug ab, um nichts kalt werden zu lassen, und durch die Eilfertigkeit ihrer Abreise zu zeigen, wie hoch sie die erhaltene königliche Gnade schätze.

Man kann sich nicht vorstellen, welche Bewegungen es am französischen Hofe gemacht hat, da die Nachricht sich verbreitete, sie sey angekommen. Allein nur die innigen Freunde der Prinzessin blieben ruhig und gemäßigt. Mehrere Personen von Distinktion gingen ihr mehr oder minder entgegen, und bei ihrer Verwandtin, der Gräfin von Egmont, bei der sie die Wohnung nahm, war ein unglaublicher Zusammenlauf. Einer der Ersten, der hinlief, war selbst der Prinz, und nach dem Beispiel des Prinzen lief Alles hin, was irgend von Großen sie kannte. Sie nahm aber gewöhnlich keinen Besuch an; mehr als drei Viertheile wurden nicht vorgelassen, unter dem Vorwand, Ruhe nöthig zu haben; und sie selbst ging gar nicht aus. Sie wollte erst wissen, wie in Spanien die Aktien ständen, ehe sie sich ganz nach ihren Empfindungen zeigte.

Selbst dem Staatssekretär Torcy befahl endlich der König, sie zu besuchen. Ganz betäubt von diesem Befehl — er sagte kein Wort dagegen; die Spielpartie war geendigt; der Triumph entschieden — er ging hin und gehorchte. Es war ein Kontrast bei dem Besuche. Er — sichtbar verlegen, und sie — voll stolzer Kälte.

Die Prinzessin genoß nun also ihren ersten, schönsten Triumph gleich am französischen Hofe, und sie behielt, ihrem erstgemachten Plane getreu, die Miene der Schüchternheit und der Mäßigung so lange, bis zuverläßige Nachrichten aus Spanien angekommen waren. Sobald sie aber auch Nachrichten dieser Art hatte, sobald sie gewiß wußte,

wie sehr sie vom König und von der Königin dort noch geliebt werde, wie sehnlich man zu Madrid sie erwarte, so verwandelten sich ihre Apologien in Anklagen, so sprach sie laut von Genugthuung, die sie fordern müßte, von Gerechtigkeit gegen die Personen, die das Zutrauen Ludwigs XIV. mißbraucht und eine Behandlung ihr zugezogen hätten, durch die sie zwei Monarchien zum Schauspiel geworden.

Die Gnade, die sie am französischen Hofe genoß, wurde jetzt aber auch mit jedem Tage außerordentlicher. Den vierten Januar war sie zu Paris angekommen, und nun wurde erklärt, sie werde bis in den April bei Hofe bleiben, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und für ihre Gesundheit zu sorgen. Sie hatte viele besondere und geheime Unterredungen mit dem Könige, mit der Frau von Maintenon und mit der Herzogin von Burgund. Ging der König nach Marly zurück, so war sie gewiß mit dabei, und nichts glich alsdann auch der Miene des Triumphes, die sie annahm, und der steten Aufmerksamkeit, die ihr der König bewies. Sie wurde bald das Idol des Hofes, und Niemand zweifelte mehr, daß sie gewiß nach Spanien zurückgehen werde.

Niemand zweifelte; sie allein schien ungewiß zu werden, ob sie gehen sollte, so sehr fand sie alle ihre Erwartungen am französischen Hofe übertroffen.

Doch fand sie sich bald auch hier wieder. Sie wollte nur so lange zaudern, um sich von der Königin in Spanien recht bitten zu lassen. Sie wollte den Faden zwar ziehen, aber doch auch nicht so ziehen, daß er abreißen könne. Sie wollte nicht eher abgehen, bis sie es recht glorreich thun könne, und bis es recht Wirkung gethan, was sie so oft und so nachdrücklich erklärte, wie unmöglich sie in ein Land, das sie vor Kurzem gedrungen wie eine beschuldigte Verbrecherin verlassen, mit aller der Achtung zurückkehren könne, die das Interesse

des französischen und das Interesse des spanischen Hofes erforderten, wenn sie nicht irgend einen öffentlichen Beweis der ihr geschenkten neuen Achtung erhalten sollte. Sie that alle diese Erklärungen so fein und so sanft, sie bezog sich so ganz bloß auf das, was nothwendig seyn werde, sie wählte ihre Worte so bescheiden, und war auf jede Wirkung, die dieses und jenes Wort haben könnte, so aufmerksam, daß endlich auch hier ein letzter Effekt erfolgte, der alle Hoffnungen übertraf.

Nach einer mehr als zweistündigen Konferenz zu Marly mit dem König beurlaubte sich die Prinzessin den 15. Juni, und war mehr als vergnügt. Da sie nun auch wohl fühlte, daß sie ihren Aufenthalt nicht mehr verlängern dürfe, so war sie endlich fest entschlossen, abzureisen, aber um als schlaue Frau auch noch von der letzten Partie alle möglichen Vortheile zu ziehen, bat sie den König, ihm noch einmal in Versailles aufwarten zu dürfen. So konnte denn in der Stunde der allerletzten Beurlaubung noch Manches gesprochen werden; so reiste sie endlich erst in der Mitte des Julius ab, da manche der ihr verwilligten Gnadenbezeugungen schon expedirt waren, manche fast schon zur Reife gebracht worden.

Wer hätte z. B. geglaubt, daß sie es dahin bringen könnte, was doch geschah, daß selbst auch Orry die Gnade erhielt, nach Spanien zurückgehen zu dürfen! Der Herzog von Grammont wurde aus Madrid von seiner Ambassade zurückgerufen; Amelot, der schon Gesandtschaften in Portugal, in der Schweiz und zu Venedig bekleidet hatte, kam an seine Stelle. Man hoffte zu Versailles, Orry und Amelot sollten einander in Madrid gleichsam ersetzen. Amelot konnte die großen Einsichten von Orry in die spanischen Finanzen und in alle dortigen Verhältnisse nutzen; Orry hatte aber

auch an Amelot einen Mentor, der ihn nie mehr die alten Fehler begehen ließ.

Im völligsten Triumphe kam also die Prinzessin nach Spanien zurück, und ihr neues Regiment war so unumschränkt, ihr Muth so gestiegen, daß sie bald nicht mehr zufrieden war, unter dem Namen einer Ober-Hofmeisterin als Allmächtige in Spanien zu regieren, sondern sie wollte ein kleines Land haben, wo sie selbst auch unter ihrem Namen als souveraine Frau Befehle ertheilen könnte. Sie benutzte den Zeitpunkt, da der König von Spanien mit seinen noch übrigen Niederlanden dem exulirenden Kurfürsten von Bayern ein Geschenk machte, und ließ bei diesem Geschenke sogleich die Stipulation beifügen, daß ihr der Kurfürst zum lebenslänglichen Genusse und zur lebenslänglichen souverainen Regierung ungefähr so viel Land einräumen müsse, als jährlich 100,000 Livres Revenüen abwerfe.

Die neue Souverainetät hieß La Roche; so hieß nämlich der Hauptort derselben, und der gab der ganzen Herrschaft den Namen. Sie machte ein geschlossenes Territorium. Sie litt in der Folge verschiedene Veränderungen und verschiedene Translokationen, bis sie endlich völlig wieder verschwand.

Auf eine Translokation dieser Art hatte die Prinzessin das letzte, größte Lieblingsprojekt ihres Lebens gebaut, und sie schien gar nicht glauben zu wollen, daß dieses Projekt mißlingen könne. Sie wollte über ihre niederländische Souverainetät mit Ludwig XIV. einen Tausch treffen, gegen den souverainen Besitz von Touraine und des Landes von Amboise ihre Souverainetät an Frankreich abtreten, und nach ihrem Tode möchte Beides wieder zurückfallen an die französische Krone. So dachte sie alsdann Spanien zu verlassen, und in ihrer neuen französischen Souverainetät, ein souverainer Nachbar König Ludwigs XIV., ihre Tage zu beschließen.

Schon schickte sie auch vorläufig, noch ehe sie aber dem französischen Hofe die geringste Eröffnung ihrer Absichten gethan, ihren Liebling, ihren Stallmeister Daubigny, nach Frankreich, und ließ durch ihn bei Amboise unweit Tours einen Platz kaufen, um daselbst für ihren künftigen Aufenthalt einen prächtigen Palast zu bauen.

Es machte nicht nur in der Nachbarschaft, sondern auch in der ganzen Provinz und selbst auch bei Hofe ein sehr großes Aufsehen, wie Daubigny den prächtigsten Palast auf einen Platz zu bauen anfing, der gar nicht für eine solche Anlage geschickt zu seyn schien, wie er die größten und prächtigsten Gärten anlegte, Alles auf's herrlichste meublirte, Alles so zurüsten ließ, als ob nächstens hier ein Souverain seine Residenz nehmen werde. Aller Welt war unbegreiflich, wie man auf einem Platz, zu dem keine Herrschaft, keine großen Güter gehörten, einen solchen Palast hinbauen könne; Niemand konnte nämlich auf den Einfall gerathen, daß dieses der künftige Residenz-Palast einer Landesherrschaft seyn solle. Für Daubigny selbst war Chanteloup — so hieß dieses neuerbaute Residenz-Schloß — viel zu groß und viel zu prächtig; und wie man endlich auch argwohnte, daß sich die Prinzessin bloß seines Namens bediene, so verstand man doch wieder nicht, wie sich je die Prinzessin, wenn sie auch Spaniens überdrüssig geworden, an einen solchen Ort hin, mit dessen Besitze nicht einmal eine Herrschaft verbunden zu seyn schien, retiriren möge.

Erst da die Prinzessin bei Schließung des Utrechter Friedens auf Beibehaltung ihrer niederländischen souverainen Freiherrschaft so sehr bestand, erst da sie hier schon ihren Eigensinn so weit trieb, daß beinahe der ganze Frieden darüber scheiterte, und daß Ludwig XIV. seinen Enkel, den König, nur durch die stärksten Drohungen zur Nachgiebigkeit brachte, erst da fing man am französischen Hofe an, allmählich die Entdeckung

zu machen, was mit Chanteloup gemeint sey. Nun war aber auch die Prinzessin — am französischen Hofe verloren.

Und es kam noch Schlag auf Schlag, um sie völlig zu stürzen. Man fing zu Versailles mit großem Schrecken an zu fürchten, König Philipp möchte die Prinzessin heirathen. Eine solche Besorgniß allein, wenn schon auch die Sache niemals nur zum Projekt kam, mußte unvermeidlich ihr Ruin werden. Man war in Versailles damit höchst unzufrieden, daß sie den König, seit dem Tode seiner Gemahlin, in dem Palaste zu Medina gleichsam in einer Einsiedlers-Gefangenschaft hielt, und so ganz ohne Schein und Scheu recht weltkundig über ihn herrschte. Und nie konnte ihr Ludwig verzeihen, daß sie ganz ohne seinen Rath und Willen dem König von Spanien in der Prinzessin von Parma eine Gemahlin gegeben, daß sein Enkel in einer fremden Familie eine Frau sich ausgesucht, eine Heirath geschlossen habe, ohne ihn, den Großvater, zu fragen. Selbst schon, daß man eine parmesanische Prinzessin gewählt habe, mißfiel dem alten Großvater, und noch mehr die Art, wie es geschehen.

Der Sturz der Prinzessin Ursini wurde also zu Versailles beschlossen, aber so in höchster Stille beschlossen, daß vorher Niemand gewußt hat und nachher Niemand erfuhr, wessen man sich zur Anlegung des ganzen Projekts bedient habe, was man gethan habe, um es zur Ausführung zu bringen. Es gibt manche Dinge in der Geschichte, die man so dunkel lassen muß, wie sie einmal sind, und wo man sich keine erdichtende Vermuthungen erlauben sollte, um das Unzusammenhängende zusammenhängend, und was dunkel ist, licht zu machen. Es ist in solchen Fällen nichts anders übrig, als das Faktum genau zu erzählen, und seine pragmatischen Reflexionen, die man nachher darüber macht, für nicht mehr auszugeben, als sie wirklich sind.

Die neue Königin, bei der die Prinzessin die Stelle der Oberhofmeisterin wieder erhalten, und deren ganzen Hof- und Hausstaat sie bereits ernannt und aus lauter Personen, die ihr ergeben waren, formirt hatte, die neue Königin war schon über die spanischen Grenzen gekommen, und mit dem Gefolge alles dessen, was sie von Garden und Equipagen nnd Bedienungen an den spanischen Grenzen angetroffen hatte, schon auf dem Wege nach Madrid.

Alberoni war schon von Parma aus in ihrem Gefolge, und der Herzog von Saint Aignan, seitdem sie die französischen Grenzen betreten. Bis Guadala Java, einem kleinen Städtchen des Herzogs von Infantado, auf dem Wege von Madrid nach Burgos, reiste ihr der König entgegen, und in der Kapelle des Palasts des Herzogs wollte er seine Trauung verrichten lassen, ob sie schon bereits vorher per procuratorem zu Parma geschehen war.

Alles war so eingerichtet, daß der König nur den Tag vor seiner Gemahlin zu Guadala Java ankomme, und sowohl auf der Reise selbst, als die wenige Zeit, daß er an erstgenanntem Orte war, blieb er beständig von lauter Personen umgeben, die sich ganz im Interesse der Prinzessin befanden. Sie selbst, die Prinzessin, war mit dem König zu gleicher Zeit in Guadala Java angekommen, und vom Augenblick ihres Eintreffens an hatte sie sich allein mit dem König eingeschlossen; der König sah Niemand, als sie, bis er zu Bette ging.

Es war den 22. Dezember, also in der härtesten Jahrszeit, daß der König in Guadala Java angekommen, und gleich den andern Morgen reiste die Prinzessin mit einem leichten Gefolge noch sieben Meilen weiter nach einem kleinen Ort Quadraque, wo die neue Königin den 23. Dezember eintreffen und ihr Nachtquartier nehmen sollte.

Sie konnte auf große Freuden zählen bei diesem ersten Zusammentreffen mit der neuen Königin, denn sie war es doch gewesen, die sie zur Königin gemacht hatte. Sie hoffte den Abend recht angenehm mit ihr zuzubringen, und den andern Tag mit ihr in ihrer Karrosse nach Guadala Java zu fahren.

Wie sie ankam in Quadraque — war die Königin schon da. Sie nahm aso nur auf einige Augenblicke in einem Logis, das zunächst bei dem der Königin war, und das man ihr ausdrücklich gerüstet hatte, einen kurzen Abtritt, um sich von der Reise her ein wenig in Ordnung zu setzen, denn sie war in größter Hof-Galakleidung von Guadala Java ausgefahren — sogleich denn ging sie zur Königin.

Gleich anfangs aber wurde sie außerordentlich betroffen über die Trockenheit und Kälte, womit man sie aufnahm. Sie glaubte, es sey Verlegenheit der neuen, jungen Königin, und suchte diese in ihre natürliche Lage zu bringen. Alle übrigen Personen verließen nach und nach das Zimmer aus Respekt, um sie allein zu lassen.

Nun fing also die Konversation an, die Königin aber ließ sie dieselbe nicht fortsetzen. Die Königin fing gleich an mit Vorwürfen gegen die Prinzessin; sie sey nicht in der Kleidung vor ihr erschienen, wie es sich gebühre, sie lasse es in ihren Manieren an Respekt fehlen. Die Kleidung der Prinzessin war aber regelmäßig, ihr Betragen gegen die Königin voll Ehrfurcht, ihre Reden recht ruhig und mild, um die Königin zu besänftigen, und so erstaunt sie auch war über einen so höchst unverdienten Anfall, so suchte sie sich doch nur zu entschuldigen.

Gleich war aber die Königin bei höchst beleidigenden Worten. Sie schrie, sie rief, sie forderte die Garde-Offiziers herbei, sie befahl schimpfend der Prinzessin, ihr aus dem Gesicht zu gehen.

Die Prinzessin wollte sprechen, und gegen die gemachten Vorwürfe sich vertheidigen. Die Königin wurde aber noch zorniger, und ihre Drohungen verdoppelten sich. Sie schrie, man sollte diese Närrin aus ihrer Gegenwart hinwegbringen, aus dem Hause hinwegschaffen; sie ließ sie am Arm zum Zimmer hinausführen.

Zu gleicher Zeit forderte sie den Garde-Lieutenant Amenaga vor sich, der das Detachement ihrer Begleitung kommandirte, und mit ihm ihren Reisestallmeister. Jenem befahl sie, die Prinzessin Ursini zu arretiren, und sie nicht eher zu verlassen, bis er sie nebst zwei Garde-Offizieren, auf die man sich verlassen könne, in eine Karrosse gebracht habe, die von ungefähr fünfzehn Gardisten begleitet werden müsse. Der Reisestallmeister aber erhielt zugleich Ordre, auf der Stelle eine sechsspännige Karrosse nebst zwei oder drei Bedienten kommen zu lassen, damit ganz unverweilt die Prinzessin nach Burgos und Bayonne zu abgeführt werden könne, ohne im Geringsten sich aufzuhalten.

Amenaga wollte der Königin Vorstellungen machen, daß bloß Seine Majestät der König .... Keck fragte ihn aber die Königin sogleich, ob er keinen Befehl des Königs habe, ihr ohne Einschränkung und Gegenvorstellung in Allem zu gehorchen. Den Befehl hatte er auch wirklich gehabt; keine Seele aber hatte davon gewußt.

Augenblicklich wurde nun die Prinzessin arretirt, und mit einer ihrer Kammerfrauen in eine Karrosse gesetzt. Sie hatte nicht Zeit, nur Kleidung und Coeffüre zu wechseln. Sie konnte sich nicht im Geringsten gegen die Kälte verwahren; es war doch den 23. Dezember. Mit nichts konnte sie sich versehen. Kein Geld mitnehmen, kein Nachtzeug, keine Erfrischungen. Sie mußte einsteigen, wie sie von der Königin kam, in ihrer großen Hof-Galakleidung, in voller Parure; denn

beide begleitende Garde-Offiziere waren eben so schnell da, als der Wagen selbst, der sie hinwegbrachte.

Sie hatte in dem schnellen Tumulte, während daß alles dieses geschah, noch einmal zur Königin schicken wollen. Sobald dieß die Königin hörte, so war sie auf's Neue entrüstet, daß man ihre Befehle noch nicht vollzogen habe. Sie mußte im Augenblick abreisen.

Sobald die Königin ganz versichert war, ihre weil. Ober-Hofmeisterin sey aus Quadraque hinaustransportirt, so schrieb sie durch einen nach Guadala Java abgeschickten Garde-Offizier an den König.

Man kann sich den Zustand der im Wagen sitzenden und abfahrenden Prinzessin kaum vorstellen. Fast war's schon Abends sieben Uhr, da sie abfuhr, und dieß den 23. Dezember. Es war äußerste Kälte, starke, schneidende Luft. Die Erde mit Eis und Schnee bedeckt, die Nacht so dunkel, daß nur der Schnee sie erhellte.

Erst hatte, wie man leicht denken kann, gar keine Empfindung bei ihr statt; sie war außer sich und betäubt. Dann kam Schmerz und Aerger und Wuth und Verzweiflung. Es war ihr unbegreiflich. Unbegreiflich, wie ein so gewaltthätiger, so unerhörter Schritt hatte geschehen können? Und auf welche Autorität hin? Und unter welchem, auch noch so leichten Vorwande?

Was denn aber auch für einen Eindruck die Nachricht zu Guadala Java bei dem König machen müsse! Und wie Alles sie hoffen könne, sobald es dort bekannt geworden. Alles hoffen von dem über einen solchen Schritt ganz erstaunten und ganz aufgebrachten König; von dem König, der auf sie so großes Zutrauen setze, der umgeben war von ihren Klienten, umgeben von lauter solchen Personen, deren eigene Selbsterhaltung in ihrer Erhaltung lag.

So verfloß die ganze lange Winternacht, eine Nacht der fürchterlichen Kälte, gegen die man gar keinen Schutz hatte. Es war so kalt, daß dem Kutscher eine Hand erfror.

Der Morgen brach an, und um die Pferde zu füttern, mußte man halten. Allein in den spanischen Gasthöfen gibt es für die Menschen nichts zu beißen und nichts zu brechen; man zeigt nur dem Reisenden, wo er die nöthigen Sachen selbst einkaufen könne. Was man von Fleisch essen will, muß gewöhnlich erst geschlachtet werden. Der Wein ist dick, schlecht und hitzig, das Brod steinhart, oft taugt auch das Wasser nichts. Betten hat man gewöhnlich nur für Mauleseltreiber; man muß Alles mit sich führen, und weder die Prinzessin, noch die bei ihr, hatten das Geringste mitgenommen. Eier, wo man sie bekommen konnte, waren noch ihre einzige Hülfe. Man aß sie frisch oder nicht frisch.

Den ganzen Zug hindurch, bis man dahin kam, wo die Pferde gefüttert werden mußten, war ein tiefes, ununterbrochenes Stillschweigen. Hier endlich fing man an zu sprechen. Die Prinzessin fing an und bezeugte ihr äußerstes Erstaunen, und sprach von dem Wenigen, was zwischen der Königin und ihr vorgefallen. Ebenso die zwei Garde-Offiziere. Sie waren, wie längst ganz Spanien, gewohnt, die Prinzessin mehr zu fürchten und zu respektiren, als den König. Sie wußten auch nicht, was sie sagen sollten; sie wußten nicht aus dem Abgrunde ihres Erstaunens heraufzusteigen.

Doch bald mußte man wieder anspannen lassen, und aufbrechen; die Prinzessin fand nun wohl, daß die vom König erwartete Hülfe sehr langsam komme. Keine Ruhe, keine Lebensmittel, nichts sich umzukleiden, bis S. Jean de Luz.

Die Hoffnung verschwand jetzt auch völlig, sie hatte immer mehr abgenommen, wie die Reise immer weiter fortging, ohne daß Couriere vom Könige kamen. Man kann sich

leicht vorstellen, zu welcher Wuth ihre Empfindungen nun stiegen. Eine so ehrgeizige Frau, die gewohnt war, so öffentlich zu regieren, und die sich nun in einem Augenblick auf die unwürdigste Weise herabgestürzt sah vom höchsten Gipfel ihrer Allmacht; herabgestürzt von eben der Person, die sie selbst gewählt hatte, um durch sie ihre ganze Macht ewig dauernd werden zu lassen.

Die Königin hatte die zwei letztern Briefe der Prinzessin nicht beantwortet. Aus dieser absichtlichen Nachläßigkeit hätte die Prinzessin schon eine böse Vorbedeutung nehmen können; aber wer hätte je auch eine so außerordentliche und so unerhörte Behandlung sich einfallen lassen können?

Die Prinzessin wurde vollends niedergestürzt, da ihre beiden Neveus, Lenty und Chalais, ankamen; sie hatten vom König Erlaubniß erhalten, ihr zu folgen. Doch blieb sie sich treu. Keine Thräne entfiel ihr. Sie vermißte nichts. Man hörte keinen Vorwurf; auch nicht die geringste Schwäche zeigte sie. Sie klagte nicht einmal über die außerordentliche Kälte und über den völligen Mangel aller Arten von Bedürfniß. Man hörte nicht, daß sie sich über die Beschwerlichkeiten einer solchen Reise beschwert hätte. Die Offiziere, die bei ihr im Wagen saßen, konnten von ihrem Erstaunen darüber nicht zurückkommen.

So ging denn also die Reise vom 23. Dezember an bis zum 14. Januar, bis sie nach S. Jean de Luz kam. Hier fand sie endlich ein Bett. Hier endlich konnte sie Kleider entlehnen, um sich mehrere Bequemlichkeit zu machen, und hier endlich auch fand sie zu essen. Die Garden und Offiziere verließen sie, die Karrosse ging zurück, sie blieb allein mit ihrer Kammerfrau, und nun war volle Muße, über das nachzudenken, was sie etwa noch von Versailles erwarten könnte.

Sie hoffte noch immer in einem Herzen, das sie so lange bezwungen hatte, Hülfe für sich zu finden, so vermessen sie auch gewesen war, ohne Wissen und Willen des Königs von Frankreich die Heirath des Königs von Spanien geschlossen zu haben. Sie schickte von S. Jean de Luz aus einen Courier mit Briefen an den König, an die Frau von Maintenon und an ihre Freunde. Sie benachrichtigte dieselben von dem entsetzlichen Schlag, der sie getroffen, und bat um Erlaubniß, nach Hof zu kommen, um ausführlichere Nachricht geben zu können.

Sie erwartete in S. Jean de Luz, dem ersten Ort ihrer Freiheit und Ruhe und einem für sich schon ganz angenehmen Aufenthalt, die Rückkunft ihres Couriers. Sie schickte auch diesem ersten Courier bald ihren Neveu Lenty nach mit Instruktionen und mit Briefen, die minder eilfertig geschrieben waren. Lenty sah nun zwar den König den 31. Januar in seinem Kabinete zu Versailles, seine Audienz dauerte aber nur einige Minuten.

Man erfuhr durch Lenty, daß die Prinzessin kaum ihren ersten Courier nach Versailles abgeschickt, so schickte sie nach Bayonne, um der daselbst residirenden verwittweten Königin von Spanien ihr Kompliment machen zu lassen. Diese aber wies das Kompliment ab. Solche Demüthigungen erfährt man, herabgestürzt vom Throne!

Unterdeß die interessanteste Scene war zu Guadala Java. Der Garde-Offizier, den die Königin mit einem Schreiben an den König nach Guadala Java geschickt hatte, traf den König an, wie er bald zu Bett gehen wollte. Der König schien in einige Bewegung zu kommen, antwortete der Königin ganz kurz, gab aber keine weiteren Befehle. Das Sonderbarste ist, daß das ganze Geheimniß erst den andern Morgen früh um zehn Uhr auskam.

Es läßt sich leicht denken, welche Bewegungen am ganzen Hofe entstanden, und unter allen denen entstanden, die sich zu Guadala Java befanden, sobald die Nachricht kund geworden. Niemand unterstand sich doch, mit dem Könige davon zu sprechen, und man war in großer Erwartung, was die Antwort der Königin mitbringen werde.

Der Morgen verfloß, und man hörte noch nichts. Nun fing man an zu glauben, es möchte um die Prinzessin geschehen seyn. Chalais und Lenty wagten es, den König um die Gnade zu bitten, ihr folgen und sie begleiten zu dürfen, da sie so verlassen sey. Der König gestattete es nicht nur, sondern gab ihnen auch einen ganz schlichten Komplimentenbrief an die Prinzessin mit. Er schrieb ihr: es thue ihm sehr leid, was vorgefallen sey, er hätte aber sein Ansehen dem Willen der Königin nicht entgegensetzen können. Ihre Pensionen sollten ihr bleiben, er werde für die richtige Zahlung derselben Sorge tragen. Philipp hielt auch Wort; sie erhielt nachher dieselbe richtig und unvermindert, so lange sie lebte.

Nachmittag den 24. Dezember kam die Königin zu der bestimmten Stunde in Guadala Java an, als ob nichts vorgegangen wäre. So war auch der König, als ob nichts vorgegangen wäre. Er empfing die Königin an der Treppe, gab ihr die Hand, führte sie sogleich in die Kapelle, wo sogleich noch einmal die Trauung geschah; in Spanien ist nämlich die Gewohnheit, daß die Trauungen nach dem Mittagessen geschehen.

Von der Kapelle aus ging es in's Schlafgemach, wo der König und die Königin noch vor Abends sechs Uhr sogleich zu Bette gingen, um in der Mitternacht zur Messe aufzustehen. Was wegen der gestrigen Begebenheit zwischen ihnen vorging, davon hörte man kein Wort; man erfuhr auch in der Folge nicht mehr davon.

Am Weihnachtfeste, das war den folgenden Tag, erklärte der König, daß im ganzen Haus- und Hofstaat der Königin, den doch die Prinzessin Ursini formirt hatte, keine weitere Veränderung vorgehen werde. Das beruhigte die Gemüther ein wenig.

Den Tag nach dem Christfeste fuhren der König und die Königin ganz allein in einer Karrosse, begleitet von ihrem ganzen Hofe, Madrid zu, und nun war von einer Prinzessin Ursini so wenig mehr die Rede, als ob sie der König von Spanien nie gekannt hätte.

Auch Ludwig XIV. zeigte nicht das geringste Erstaunen, da er durch einen Courier, den ihm der Herzog von Saint Aignan noch selbst von Quadraque aus schickte, die Nachricht erhielt. Der ganze französische Hof aber, der sie ehedem so triumphiren gesehen hatte, war voll Bewegung und Entsetzen.

Nimmt man nun alle diese Nachrichten zusammen, so läßt sich schon einiges Licht gewinnen. Läßt sich denken, daß eine parmesanische Prinzessin, die von einer herrschsüchtigen Mutter ganz im Dunkel erzogen worden, für sich allein bis zu einer solchen Kühnheit sich hätte erheben können, die unerhört war in Ansehung einer Person dieses Ranges und dieser so fast ganz königlichen Gewalt? Der König, den diese Prinzessin noch nicht gesehen hatte, nur sechs Meilen weit entfernt, und sie durfte sich unterfangen, die Person, welche das ganze Zutrauen des Königs hatte und recht öffentlich in Spanien regierte, so zu behandeln?

Alles klärt sich auf durch den so ganz ungewöhnlichen und geheimen Befehl, den Amenaga vom König hatte, und von dem man erst in dem Augenblick erfuhr, da die Prinzessin arretirt wurde, der Königin ohne Einschränkung und ohne Gegenvorstellung in Allem zu gehorchen. Alles klärt sich auf, wenn man die Ruhe bedenkt, womit Ludwig XIV. und König Philipp die erste Nachricht von dem, was geschehen war,

erhielten, wenn man sich des kalten Briefs erinnert, den König Philipp der Prinzessin schrieb, und wie er so völligst sorglos dabei seyn konnte, daß eine, den Abend vorher von ihm noch so liebgehaltene Person im härtesten Winter, da alle Wege von Eis und Schnee noch bedeckt waren, Tag und Nacht ununterbrochen ohne die allergeringste Bequemlichkeit eine solche Reise machen mußte.

Man erinnere sich der ersten Zurückschickung der Prinzessin, wie absichtlich man es darauf anlegte, daß es in Abwesenheit Philipps geschah. Ludwig XIV. bestand damals darauf, daß Philipp zur Armee gehen mußte nach der spanisch-portugiesischen Grenze, und von dort aus den Befehl zur Abreise der Prinzessin nach Italien schicken sollte. Das war nun ein wahres da Capo.

Hiezu kommt noch, was der Herzog von St. Simon vom Marschall von Brancas erfuhr. Lange Zeit nach diesem Vorfall erzählte einmal Alberoni, der damals der vertraute Begleiter der Königin bis nach Madrid war, daß ihm einst an einem Abend auf der Reise, da er allein bei der Königin im Zimmer war, die Königin sehr in Bewegung zu seyn geschienen hätte. Sie ging mit großen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab. Sie sprach einige Male ein paar abgebrochene Worte aus. Dann ganz erhitzt — entflog ihr der Name der Prinzessin Ursini, und gleich darauf: Je la chasserai d'abord.

Alberoni war nun auch dabei aufgefahren, und wollte ihr das Gefährliche, das Thörichte, das Unnütze der ganzen Unternehmung vorstellen, von der sie gleichsam außer sich war. „Still über Alles,“ sagte die Königin. „Was Sie gehört haben, soll nie aus Ihrem Munde kommen. Sprechen Sie mir gar nicht davon. Ich weiß, was ich weiß.“

III.

Neueste Veränderungen der kastilischen Steuer-Einrichtungen. *)

Vor fünf Jahren wurde in einem wichtigen Theile des spanischen Steuersystems eine große Veränderung gemacht. Die Noth drang endlich auch hier durch. Der König erklärte gleich im Eingange seines Dekrets vom 29. Juni 1785, **) der letzte Krieg habe ihm so enorme Kosten gemacht, daß seine Einkünfte nicht mehr hinreichten, alles Nothwendige zu bestreiten. Da er überdieß auch nicht nur an diese Bestreitung des Nothwendigen, sondern auch an Aussetzung eines Fonds zu denken habe, um nach und nach

*) Aus Meiners und Spittler's Gött. hist. Mag. Bd. VII. S. 310 — 337.

**) Die Worte des königlichen Befehls lauten folgendermaßen: Los inexcusables, y enormes gastos á que me han obligado las urgencias de la ultima guerra, y mi particular atencion á no gravar á mis amados vasallos con nuevos inpuestos, han recargado la Corona de fuerte, quo no alcanzando sus rentas á satisfacer sus obligaciones, y las cargas, y réditos que sufre, ha sido preciso tratar de medio, no solo para pagarlas, sinó tambien para formar algun fundo aplicable á la extincion de sus capitales. Para conseguir estos fines he preferido reformar ó economizar dispendios en todas clases y ramos etc.

das aufgeschwollene Schulden-Kapital abzutragen, so müßte nothwendig die Eröffnung neuer Hülfsquellen versucht werden. Statt aber neue Hülfe in neuen und höheren Steuern zu suchen, so sollte man vorher eine Probe machen, wie viel etwa durch bessere Oekonomie erspart und durch sorgfältigere Steuer-Einrichtungen gewonnen werden könne.

Unstreitig war's auch der Probe eben so sehr werth, als dringend die Noth war, die dießmal die Probe veranlaßte. Denn nie hatte noch Spanien unter allen seinen Finanz-Ministern einen Reformator gehabt, der auch nur einen Haupttheil des dortigen Finanzsystems in planmäßige Ordnung und Gleichheit gebracht hätte. Man hatte viel im Einzelnen gebessert, und wie es bei Besserungen dieser Art zu geschehen pflegt, nie einen Hauptplan befolgt, nie regelmäßige Succession und Harmonie in jene theilweise Verbesserungen gebracht, und überall war auch noch die alte falsche Grund-Einrichtung völlig kennbar geblieben. Nun aber stiegen die jährlichen Ausgaben immer mehr, die Sicherheit des Reichs machte einen See- und Land-Etat nothwendig, der immer kostbarer wurde; und zu allen alten, schon hoch aufgeschwollenen Schulden kam die neue Schuldenlast hinzu. Schon 1784 war die jährliche Ausgabe für Zahlung der Zinsen ungefähr auf 260,000 Rthlr. *) gestiegen. Im letzten Kriege waren neun Millionen Pesos **) Schulden hinzugekommen, die der König bei einigen spanischen Kaufleuten zu vier Procent aufgenommen, ***) und einem entworfenen Plane gemäß

*) 10 Reales Vellon werden nämlich hier nach Achenwalls Statistik, S. 134, 135, zu 24 Mgr. gerechnet.

**) Ein Peso fuerte beträgt (v. l. c.) 48 Mgr.

***) S. den königlichen Befehl vom 20. September 1780.

innerhalb zwanzig Jahren völlig zu tilgen beschlossen hatte.*) Zwar war also die Schuldenlast weit nicht zu vergleichen mit der französischen oder englischen, aber auch der Kredit des Reichs und die inneren Hülfsquellen desselben waren weit nicht wie die von England, und die ordentliche jährliche Einnahme des königlichen Schatzes belief sich ungefähr auf ein Viertheil dessen, was vor der letzten Revolution ordentliche jährliche Einnahme des Königs von Frankreich gewesen war. Eine gründliche Reform der Staats-Oekonomie schien also höchst nothwendig.

Gleich auch die erste Hauptreform mußte unvermeidlich die sogenannten Provinzial-Renten treffen; diese unselige Klasse von Steuern, unter denen zwar nicht das ganze Reich, aber doch 22 Provinzen Kastiliens seufzten.

Schon mehr als zwei Jahrhunderte lang hatte man über diese geklagt. Die Regierung war von dem Fehlerhaften ihrer Einrichtung und von manchen unerhörten Mißbräuchen ihrer Hebung schon von Langem her überzeugt, und der Schaden, den Kastilien dadurch litt, war unleugbar. Doch so mancher Versuch und so mancher Vorschlag auch schon gemacht worden war, doch hatte kein Minister gewagt, völlig durchzugreifen.

*) Yo á la verdad no sé á punto fijo á quanto asciende el capital de ellos (juros), para por la noticia que me da la cuenta que tengo en mi poder del cargo y data de Tresorería mayor anno de 1784, hallo que para satisfacer los réditos de Juros, Censos y 200,000 escudos, se invirtió aquel anno 3,896,652 rs. con 20 maravedís.

Ni es de mayor consideracion el crédito que S. M. ha tenido que contraer en esta ultima Guerra con algunas Casas de Comercio establecidas en sus dominios por la cantidad de 9 milliones de pesos, baxo el determinado interes de 4 por 100, porque sobre haber termino fijo para su extincion, que es el de 20 annos. v. Memoria premiada por la Real Sociedad de Segovia y escrita por el Licenciado Don Diego Gallard p. 172.

Es schien bei einer so großen Veränderung, als hier geschehen mußte, für einen glücklichen Erfolg so viel sich vereinigen zu müssen, als selten, und wohl in Spanien doppelt selten, gerade zusammentrifft. Auch noch der neueste und beste Schriftsteller, den wir von Spanien haben,*) schien wenig Hoffnung zu geben, daß je in diesem Theile der Finanz-Administration, der doch aller Industrie so nachtheilig war, beträchtliche Veränderungen gemacht werden würden. Glücklicher Weise waren die großen Reformations-Gesetze, die diesen Theil der Finanz-Administration fast ganz umschufen, schon zwei Jahre vorher erschienen, ehe sein Buch an's Licht kam.

Man begreift aber unter dem Namen der Provinzial-Renten folgende Arten von Taxen: **)

1) Alcavala, oder der Zehende von Allem, was verkauft wird.

Ihr Ursprung ist dieser: Da König Alfons XI. die Belagerung von Tarifa und Algeciras 1342 mit großen Kosten unternahm, so verwilligte ihm zu Fortsetzung derselben erst nur die Stadt Burgos 1/20 des Kaufwerths von allem dem, was, so lange die Belagerung dauere, zu Burgos verkauft und gekauft werde. Diesem Beispiel folgten bald Leon und andere Städte, die Grenzstädte gegen die Araber ausgenommen, die immer von dieser Kriegs-Kontribution frei blieben.

So war also diese Abgabe, wie es gewöhnlich der Fall ist, anfangs nur für eine kurze Zeit verwilligt. Allein schon 1349 auf dem Reichstage zu Alcala de Henares bat der

---

*) Nouveau voyage en Espagne, T. II. p. 16, 17.

**) Außer den gleich anzuführenden Gattungen von Steuern begreift man freilich noch einige andere unter diesem Namen. Da aber jene die wichtigsten sind, die Reform am nöthigsten hatten, und allein auch bei der letzten Einrichtung reformirt wurden, so sind hier bloß jene genannt.

König um Verlängerung derselben, und es geschah auch, denn das Bedürfniß des Staats war unläugbar. Nachher wurde sie auf einem Reichstage, den Heinrich II. zu Burgos hielt, auf 1/10, und 1539 auf einem Tage zu Madrid auf 1/5 erhöht, bis endlich *) zehn Procente wieder gesetzt wurden. **) Also zehn Procente von Allem, was in Handel kommt oder verkauft wird. Hierzu kommen noch

2) vier besondere Procente, die man als ein Augment der Alcavala ansehen kann, die auch mit derselben zugleich und auf gleiche Weise gehoben werden. Einen Procent sollen die Stände schon 1639, den zweiten drei Jahre nachher, den dritten 1656 und den vierten 1664 verwilligt haben. ***)

3) Millionen-Steuer, Milliones. †) Eine Accise auf Wein, Essig, Oel, Fleisch, Zucker, gesalzene Fische, Papier u. dgl. m., die in verschiedenen Zeiten und mit verschiedenen Ausdehnungen zu Einlösung verpfändeter königlicher Einkünfte und Bezahlung der königlichen Schulden verwendet worden.

Ihr erster Ursprung ist ein trauriges Andenken der Ausrüstung der unüberwindlichen Flotte. Wegen des Aufwands,

---

*) Ley I. tit. 17. lib. 9. Recop.

**) In dieser Geschichte der allmählichen Entstehung und allmählichen Abwechslung sind die Schriftsteller sehr uneinig. Auch der Chev. von Bourgoing gibt sie ganz anders an, als hier geschehen ist. Ich habe mich aber an die Schrift von Don Diego Gallard gehalten, weil dieser sehr im Detail hievon handelt.

***) Es ist also ein Irrthum, wenn man, wie gewöhnlich, annimmt, daß diese Erhöhung von vier Procenten im sechzehnten Jahrhundert geschehen sey. So finde ich auch keinen Beweis für die gemeine Meinung, daß diese vier Procente bloß von den Waaren bezahlt würden, die im Kleinen verhandelt werden.

†) Millionen-Steuer, weil sie zu Abtragung gewisser Millionen übernommener Schulden verwilligt worden.

der hier gemacht worden, verwilligten die Cortez 1588 acht Millionen Dukaten, die innerhalb sechs Jahren bezahlt werden sollten. *)

Schon aber 1592 mußte der König zu Ablösung seiner Schulden um eine neue Hülfe von dreizehn Millionen Dukaten bitten. Die kastilischen Cortez verwilligten sie auch endlich in einem Vergleiche vom 29. Juni 1596. Es wurde beschlossen, für 1,132,500 Dukaten verpfändeter königlichen Einkünfte nach und nach einzulösen, und unterdeß, bis diese Einlösung geschehen, die Bezahlung der kastilischen Garde zu übernehmen, auch zu bestreiten, was die ganze Artillerie nebst dem dazu gehörigen Personale, was die Garnisonen in Spanien und in Afrika kosteten, was das königliche Haus brauche, und was an Besoldungen für Kollegien (Consejos) und andere Ausgaben jährlich aufgehe. Alle diese Ausgaben, die damals die Reichsstände übernahmen, betrugen ungefähr 1,132,500 Dukaten.

Zu Bestreitung alles dessen setzten die Stände jährlich 500 Millionen Maravedis **) aus, die vermittelst jener Accise gehoben werden sollten. Man rechnete darauf, daß 75 Millionen derselben nach Bestreitung jener Ausgaben zu Ablösung verpfändeter königlichen Einkünfte jährlich übrigbleiben sollten.

Philipp II. starb, ehe die Sache völlig berichtigt worden, und die neue Einrichtung kam endlich 1598 auf dem Reichstage zu Stande, den Philipp III. im ersten Jahre seiner Regierung hielt.

---

*) Die Erzählung in Nouveau Voyage en Espagne, T. II. p. 18, hat manche Unrichtigkeiten, zu denen zum Theil die übrigens planmäßige Kürze dieses Schriftstellers leicht verführen konnte. Die Verbesserung derselben gibt sich leicht aus der Vergleichung mit der gegenwärtigen, umständlicheren Erzählung.

**) Nach Achenwall, l. c. p. 131, beträgt ein Real (2⅓ Mgr.) 34 Maravedis.

Schon aber den 22. April 1600 mußten wieder 18 Millionen Dukaten übernommen werden, je alle Jahre drei Millionen zahlbar. 1607 verwilligte man die Uebernahme von $17\frac{1}{2}$ Millionen, die man innerhalb sieben Jahren, wieder vermittelst jener Accise, abzutragen hoffte. 1618 bestand die neue Verwilligung in 18 Millionen, zu deren zielerweisen Abtregung neun Jahre bestimmt waren. So mehrten sich die Summen immer. Die alten waren noch nicht abgetragen, so wuchsen schon die neuen zu. Die Accise mußte also auch immer gesteigert werden; immer mehrere Artikel wurden accisbar gemacht.

Unglaublich schnell zeigte sich aber der Einfluß dieser Accise gleich bei ihrer ersten Entstehung auf den Zerfall aller einheimischen Manufakturen. So machte z. B. die Stadt Toledo 1618 dem König eine Vorstellung, daß erst ungefähr seit zehn Jahren die auswärtigen Manufakturen so gar viel mehr wild (mas rotamente) einbrächen. Diese Angabe einer bestimmten Epoche ist sehr wichtig. Erst 1598 war die volle Einrichtung mit der neuen Accise gemacht worden. Nun hielten sich die einheimischen Fabriken und Manufakturen noch eine Zeit lang durch alte Kraft und alte Kapitalien; auch hatten wohl die fremden nicht sogleich alle Wege gefunden. Doch kaum hielt sich's so nur zehn Jahre lang, und daß denn auch schon ungefähr seit 1608 der fremde Strom recht wild einbrach, mag die Vertreibung der unglücklichen Moriscoes nicht wenig beigetragen haben, wodurch Spanien gerade um diese Zeit den allerempfindlichsten Verlust litt.

Die Alcavala nebst den zugehörigen vier Procenten, oder die Abgabe von vierzehn Procenten von Allem, was in Handel kommt und verkauft wird, drückte also das Kommerz sehr schwer, obschon seit Langem nicht leicht irgendwo alle vierzehn Procente eingezogen wurden.

Manche Provinzen und Städte genossen Exemtions-Privilegien, wodurch ihnen bald mehrere, bald wenigere dieser Procente, bald sogar die Hälfte derselben erlassen war. An manchen Orten hatte auch der König den Ertrag dieser Abgabe der Kommunität selbst auf langehin verpfändet oder wohl gar völlig veräußert. Die Millionen-Steuer aber, oder jene schwere Accise, die auf den ersten Bedürfnissen des Lebens lag, machte sehr theuer zu leben, denn sie mußte nicht bloß vom Erkauften, sondern auch von dem entrichtet werden, was man selbst zog und selbst verbrauchte.

Schon war's ehedem in Spanien dadurch viel theurer geworden, als anderswo, da mit einem Male, seit der Spanier seine neuentdeckte Welt auszuplündern anfing, des edlen Metalles so angehäuft viel geworden war; nun kam die neue Steuer noch hinzu, und machte gerade die ersten Bedürfnisse des Lebens noch theurer. Auf einem Pfunde oder 16 Unzen Fleisch lag, anderer Abgaben nicht zu gedenken, allein nur als Millionen-Steuer ein Accis von acht Maravedis, und der Impost, der als Millionen-Steuer auf Wein, Essig und Oel lag, betrug wohl den achten Theil des Kaufpreises. Nach gleichen Verhältnissen ging's durch mehrere Artikel.

Man hatte schon am Ende des vorigen Jahrhunderts dem König Karl II. eine Berechnung vorgelegt, daß z. B. die Abgaben, die auf dem Wein lagen, selbst an den Orten, wo der Wein einheimisches Gewächs ist, wenn sie alle ordentlich entrichtet werden sollten, auf neunzig Procente steigen müßten, und da, wo er etwa nicht selbst wachse, sondern erst hingebracht werden müsse, gewiß weit über hundert Procente des ersten Einkaufpreises. Das war doch wohl ein harter Druck!

Auch noch dem König Philipp V. hatte man die klarste Berechnung gemacht, daß wenn Alles richtig entrichtet werden

sollte, daß man 58 Procente Abgabe vom Fleisch zu bezahlen habe, und dieser Artikel galt auch noch damals nur als Probe, die überdieß weit nicht die einzige ihrer Art war. Natürlich stieg denn mit den Taxen und Abgaben der Reiz zur Accis-Defraudation, und je mächtiger auch dieser Reiz zog, desto eifriger vervielfältigte man die mühseligsten Gegenanstalten. Die Steuer selbst drückte schon den Handel, aber noch unendlich mehr drückten denselben alle die Formalitäten, die in den Gesetzen vorgeschrieben waren, um Einfuhr der Contrebande und Accis-Defraudation zu verhindern. Das alles wußte man nun schon längst. Man beklagte es schon längst, und half nicht, oder wenn man auch ernstlich an Hülfe dachte, so gerieth man auf abenteuerliche Projekte, durch welche der ganze Zustand von Kastilien zwar verändert, aber nur noch mehr verschlimmert worden wäre.

So wär' es unstreitig gegangen, wenn die großen physiokratischen Plane, die man unter Ferdinands VI. Regierung gehabt hat, völlig gelungen wären. Ernstlich genug waren die Anstalten, die man seit 1749 machte. Eine eigene Junta wurde niedergesetzt zur Besorgung alles dessen, was auf diese neue Plane Beziehung hatte. Ein General-Kataster aller zwei und zwanzig kastilischen Provinzen sollte gemacht werden, um bei der Einrichtung des einzigen Imposts, der künftighin statt der bisherigen, so vielfachen Taxen gehoben werden sollte, mit vollester Kenntniß des Landes und vollester Kenntniß des ganzen Nahrungs-Zustandes der Einwohner verfahren zu können. Diese Kommission dauerte noch fort, da Bourgoing (1787) seine Nachrichten von Spanien schrieb, und er versichert, gehört zu haben, daß sie bei 30,000 Personen beschäftige, und den König, der alle Kosten dabei stehen muß, jährlich über drei Millionen Livres koste. Schon hatte man auch damals eine Bulle von Rom erhalten, daß die Güter der Geistlichkeit

von der neuen einzigen Kontribution nicht exemt seyn sollten. Doch zum Glück von Spanien kam der ganze Plan nicht zur Vollendung.

So viel man denn also auch von den Erleichterungen und großen Steuer-Reformen spricht, die besonders unter Karls III. Regierung, unter der gewiß auch viel für Spanien geschah, endlich erfolgt sind, so blieb doch immer noch bis 1785 durch die sichersten Berechnungen klar, daß allein die Steuer der Provinzial-Renten, z. B. in Segovia, alle Handarbeit um 36 Procente und den rohen Stoff um 18 Procente theurer machen mußte.*) Auf allen spanischen Fabrikaten lag also eine Last von 27 Procenten; denn im Durchschnitte genommen macht bei den Fabrikaten eine Hälfte des Preises die Handarbeit aus, und die andere Hälfte der gebrauchte rohe Stoff.

Diese Summe an sich mußte schon außerordentlich drückend seyn, allein noch weit drückender waren manche, höchst wichtige innere Einrichtungen dieser Steuern. Sie schienen zum völligen Ruine des armen, zum Ruine des minder wohlhabenden Mannes recht ausgesonnen zu seyn, indeß sich der Reiche leicht herauszog. Offenbar war's so mit der Alcavala, oder mit den vierzehn Procenten von Allem, was gekauft und verkauft wurde.

Diese vierzehn Procente mußten so oft erlegt werden, so oft auch eine und ebendieselbe Waare aus der Hand eines Besitzers in die Hand eines andern überging. Nun kauft der Reiche Alles mehr aus der ersten Hand; er erhält also Alles weit minder beschwert. Er zahlt höchstens einmal jene vierzehn Procente, und sehr oft selbst nicht einmal.

---

*) Gallard sagt von Spanien, l. c. p. 252:
Quantos infelices habia que no probaban *en todo el anno* la carne, por non poder sufrir su coste?

Die Reichen und Vornehmen hatten ein Mittel gefunden, sich auf die gesetzmäßigste Art ganz zu entziehen. Was man nämlich nicht im Lande selbst kaufte, davon zahlte man auch keine Alcavala-Procente. Der reiche und vornehme Mann kaufte also so wenig, als möglich im Lande selbst, sondern verschrieb sich die Waaren, oder verstand sich mit Kaufleuten und Lieferanten, daß diese die Waare als bestellte Waare angaben; der Steuer-Administrator fertigte alsdann den nöthigen Paß aus.

So entzog sich der Reiche völlig; der Arme, Geringe aber mußte die Alcavala-Procente oft dreifach und vierfach bezahlen. An ihn kam die Waare gewöhnlich alsdann erst, wenn sie schon zwei-, dreimal durch Kauf und Verkauf gegangen war. Bei jedem Verkaufe hatte man die Alcavala-Procente darauf geschlagen; er allein mußte also endlich alle diese aufgeschwollenen Procente als höheren Waarenpreis bezahlen.

So klar war's, daß der Reiche gewann, wenn er der Käufer war, und ebenso gewann wieder auch nur er, wenn er als Verkäufer zu zahlen hatte.

Gewöhnlich schloß nämlich der große Güterbesitzer und der reiche Eigenthümer großer Schaafheerden einen Vergleich mit der Steuer-Administration, und zahlte jährlich in einer Summe mit einem Male nach einer ungefähren Schätzung in Bausch und Bogen. Diese ungefähre Schätzung war, wie sie in Fällen dieser Art zu seyn pflegt, und wie sie der reiche, wohlhabende Mann leicht veranlassen kann. Es war so weit gekommen, daß man wohl wußte, nur der zehnte Theil dessen werde gegeben, was eigentlich gegeben werden sollte.

Allein in Sevilla hatten sechs und neunzig solcher großen Güterbesitzer einen Vergleich mit der Administration geschlossen, und bezahlten zusammen 9485 Reales Vellon; sie, die nach

einer sehr mäßigen Berechnung, sobald kein solcher Kontrakt in Bausch und Bogen gemacht worden wäre, wenigstens 80,000 Reales Vellon hätten bezahlen müssen. Hier verlor also der Staat $^8/_9$ seiner Einnahme.

Ebenso bezahlten fünf und vierzig Eigenthümer großer Schaafheerden jährlich ein- für allemal an die Administration von Sevilla 27,490 Reales Vellon; eigentlich mußten sie nach dem Verhältniß ihres jährlichen Wolleverkaufs 297,500 Reales Vellon bezahlen; hier verlor also der König zehn Elftheile. Und konnte der Staat bei seinen großen, dringenden Bedürfnissen den Verlust einer solchen Einnahme nicht entbehren, so erhöhte man gewöhnlich die Taxe; die Last fiel also dann gewöhnlich wieder doppelt schwer auf den armen Mann zurück; er mußte ersetzen, was der reiche Mann dem Staate entzog.

Bei der Millionen-Steuer und den sogenannten neuen Imposten war noch eine andere unglückliche Einrichtung. Die Geistlichkeit ist nämlich, wie in manchen höchst wichtigen Fällen, von der Alcavala frei, so auch von der Millionen-Steuer und den sogenannten neuen Imposten. Sie ist bloß einen Theil der Millionen-Steuer zu zahlen verpflichtet. Nun ließ man aber doch bisher der leichtern, schnellern Hebung wegen den Klerus ganz ebenso zahlen, wie alle Uebrigen, und führte auch nicht besondere Rechnung, was von Geistlichen, was von Laien bezahlt worden sey. Nur am Ende des Jahres forderte man von den ersteren eine Angabe, für wie viel Fleisch, Oel u. dgl. m. sie bezahlt hätten, traute auch wohl anfangs, wie diese Einrichtung entstand, ganz gutmüthig der Gewissenhaftigkeit des Klerus, der wenigstens keinen groben Betrug da sich erlauben könne, wo grober Betrug so leicht zu entdecken war. Den gemachten Angaben gemäß wurde alsdann am Ende des Jahres eine Berechnung getroffen, wie viel aus der Steuerkasse zurückbezahlt werden müsse.

Wären in der That auch diese Konsumtions-Angaben des Klerus nur halb redlich gewesen, so hätte immerhin diese Einrichtung bleiben mögen; allein die Kühnheit ging unglaublich weit. Um recht große Summen aus der Steuerkasse restituirt zu erhalten, gab der Klerus seinen jährlichen Hausbrauch in den Accise-Artikeln so hoch an, daß alle Wahrscheinlichkeit weit überschritten war. Wenn einmal in Fällen dieser Art böse Sitte eingerissen ist, so schämt sich endlich auch der ehrlichste Mann des Betrugs nicht!

In Segovia und Sevilla, diesen zwei wichtigsten Handelsstädten Kastiliens, gab die gesammte Geistlichkeit, Klöster mit eingerechnet, ihre jährliche Fleisch-Konsumtion so hoch an, daß sie fast die Hälfte dessen betrug, was ganz Sevilla und ganz Segovia jährlich brauchten.

Bei der Oel-Konsumtion war's in Sevilla noch auffallender. Wenn man das, was die gesammte Geistlichkeit als ihren jährlichen Verbrauch angab, mit den General-Konsumtions-Registern verglich, so betrug die Konsumtion der Geistlichkeit volle drei Viertheile des allgemeinen Verbrauchs.

Die Summe der Accise-Restitution, deren die Geistlichkeit genoß, belief sich demnach alljährlich außerordentlich hoch. Sie belief sich auf eine Summe, die so groß war, daß die Geistlichkeit nicht nur alle die Accise zurück erhielt, die sie selbst doch zu tragen verpflichtet war, sondern daß sie auch einen guten Theil der Accise zu ihrem Gewinn machte, der von Nichtgeistlichen bezahlt worden war. Sonst glaubt man bei Steuern und Abgaben genug betrogen zu haben, wenn man Andere für sich zahlen macht; hier nahm noch die Geistlichkeit von dem, was Andere bezahlt hatten. So handgreiflich war der Betrug, aber doch einmal so herkommlich, daß die lauteste Wahrnehmung desselben weder Furcht, noch Sensation machte.

Mit allem diesem aber war des Uebels noch kein Ende, wenigstens war da, wo königliche Selbst-Administration dieser Steuer-Erhebung statthatte, noch ein neues und fast das furchtbarste Uebel. Ein Heer von Finanz-Bedienten fraß den größten Gewinn auf.

Einer der geschicktesten spanischen Financiers, Don Martin de Loynaz, hatte deßhalb schon dem König Ferdinand VI. die klarsten Berechnungen vorgelegt. Er zeigte in einem dem Marquis von Ensenada überreichten Memoire, daß sich die Summe dieser Finanz-Bedienten bis auf 50,000 belaufe.*) So viele waren ihrer allein in Kastilien. So viele waren ihrer allein um der Provinzial-Renten willen da!

Was so gewöhnlich ist in Fällen dieser Art: das Uebel war noch in den letzten anderthalb hundert Jahren schrecklich gestiegen. Zur Zeit König Philipps III. machte man schon Vorstellungen, daß die Summe dieser Finanz-Bedienten bis auf 10,000 steige; nun war sie fünfmal stärker geworden.

Die Hebungskosten beliefen sich nach einer Berechnung, die Loynaz ohne alle Uebertreibung gemacht hatte, auf 182,500,000 Reales Vellon,**) und der reine Ertrag der Provincial-Renten selbst belief sich nur auf 82 bis 83 Millionen ebenderselben Münze. Man gab neun Thaler aus, um höchstens vier Thaler zu heben, und mit jenen Millionen, die mehr als das Doppelte des reinen Steuer-Ertrags ausmachten, fütterte man ein Heer von Taugenichtsen, ein Heer unwissender Finanz-Bedienten und Accise-Schniffler, die recht dafür da zu seyn schienen, um allen einheimischen Handel zu zernichten.

---

*) S. die angeführte Schrift von Gallard, S. 153.

**) S. eine ausführliche Berechnung in Memorias de la Real Sociedad de Segovia, T. III.

Man hatte schon im vorigen und so auch in diesem Jahrhunderte nur noch daran gezweifelt, ob nicht die Summe der Hebungskosten noch weit größer, und der Gewinn des königlichen Schatzes noch geringer sey. Cevallos hatte berechnet, *) daß von 24 Millionen, welche jährlich die Millionen-Steuer abwerfe, nur vier Millionen in den königlichen Schatz kämen, zwanzig Millionen aber auf Hebungskosten und Salarien der Bedienten verwendet würden. Osorio hatte gezeigt, daß gewiß nicht ein Viertheil des Ertrages dieser Steuern dem König bleibe; drei Viertheile gingen auf Contrebande, Hebungskosten u. dgl. m. Eben dieses zeigte auch Zavala in seiner vortrefflichen Vorstellung, die er Philipp V. übergab, und Ulloa in seinem bekannten Werke, und Arriquibar in seinen Schriften. Am Faktum selbst zweifelte also Niemand, wer nur nicht die Berechnung nach einzelnen Provinzen, sondern in Rücksicht auf ganz Kastilien anstellte. Aber welche Entschuldigung gab's denn, warum ein Krebsschaden dieser Art je geduldet worden war, und noch langehin geduldet werden sollte?

Zwar wenn die publicistischen Verhältnisse in einem Lande ungefähr die sind, wie in England, so mag manchmal selbst das verkehrteste Verhältniß der Hebungskosten und der gehobenen Summe zu anderwärtigen, wichtigen Zwecken hinführen, und anderwärtige Ministerial-Absichten erfüllen. Dem Minister eines Reichs, das ganz populär regiert werden muß, mag es nicht gleichgültig seyn, über eine große Summe gewinnvoller Plätze und Bedienungen disponiren zu können. Aber wozu dieß alles in Spanien?

Zwar schien auch mancher dieser Mißbräuche von selbst wieder zu verschwinden, wo statt der königlichen Selbst-Admi-

*) l. c. III. p. 188.

nistration das Abonnement ganzer Kommunitäten eingeführt war; dagegen aber hatte wieder diese Art der Hebung ihre ganz eigenen Unebenheiten und Mißbräuche.

Da nämlich der Marquis von Ensennada, nach dem Vorgange, den schon der Minister Campillo gemacht hatte, durch den erlassenen königlichen Befehl vom 11. Oktober 1749 statt der bisherigen Verpachtung die Selbst-Administration auf königliche Rechnung einführte, und bei dieser das Abonnement ganzer Gemeinheiten sehr gewöhnlich wurde, so nahm man damals zur Grundregel an, daß jede Gemeinheit, die abonniren wollte, künftighin so viel Abonnement geben müsse, als der Pacht ihrer Pächter bisher betragen hatte. Nun ein ungleicheres Regulativ, als dieses, hätte man kaum annehmen können; und wie gar nicht sorgte man dabei für die Zukunft!

Schon die Festsetzung jener Pachtsumme war ehedem häufig höchst willkürlich gewesen; der Pächter bei der größeren, reicheren Gemeinheit hatte manchmal weniger bezahlt, als ein anderer, der den Steuerertrag in einem weniger bevölkerten und weniger fruchtbaren Distrikt gepachtet hatte. So war's schon ehedem und schon von Anfang her gewesen; nun wie sich vollends noch seit diesem die Zeiten geändert, und wie in den letzteren vierzig Jahren von 1750 bis 1790 Armuth und Wohlhabenheit einzelner Kommunen gewechselt hatten!

Das alte Abonnements-Fixum war geblieben, und die Gemeinheit war doch beträchtlich ärmer oder reicher geworden. Was dieß offenbar eine ungerechtigkeitsvolle Ungleichheit gab zwischen den Kommunitäten, wo die Steuerhebung unter eigener königlicher Administration stand, und denen, wo einmal Abonnement statt hatte! Der Werth des Geldes hatte sich in Spanien seit den letzten vierzig Jahren gewiß um ein Drittheil geändert, und jene ersteren Kommunitäten zahlten in der That auch in eben dem Verhältnisse mehr, wie die

Preise der Dinge gestiegen, und der cirkulirenden Geldmasse mehr geworden war. Die abonnirten Gemeinheiten aber blieben einmal bei ihrer alten fixirten Summe, und wenn sie also auch ehedem in der vollsten Gleichheit mit den übrigen gewesen wären, so gewannen sie jetzt doch ein volles Drittheil, verglichen mit jenen.

Das alles waren nun schon im Allgemeinen die Grundfehler der bisherigen Einrichtung der sogenannten Provincial-Renten. Allein des Tadels würde vollends kein Ende seyn, wenn man die einzelnen Lokalfehler, die hie und da statt hatten, und in letzter Wirkung wohl eben so viel betrugen, als jene, eben so genau anzuführen Lust hätte, oder Nachrichten genug hätte, sie ausführlich zu zeigen. In den Mémoires der königlichen Gesellschaft zu Segovia *) werden die individuellen Mißbräuche allein der dortigen Administration ausführlich erörtert; und allein schon diese sind hinreichend, errathen zu lassen, was der Total-Effekt und die Total-Summe der einzelnen Lokalfehler endlich austragen mußte. Man hat, um das Ganze in einem Satze recht überschaubar zu machen, nicht mehr nöthig zu wissen, als daß die Provinzial-Renten in der Provinz Sevilla jährlich nicht einmal drei Millionen Reales Vellon betrugen, und doch nach einer ganz mäßigen Berechnung, die sich von der jährlichen Consumtion eines Haufens von 144,000 Menschen, so viel hat ungefähr die ganze Provinz Einwohner, leicht machen läßt — sollte ihr jährlicher Ertrag 9,704,058 Reales Vellon betragen. **)

---

*) T. III. p. 82—101.

**) L. c. p. 190.

La poblacion de esta provincia, segun resulta de las averiguaciones hechas por la Sociedad, es 35,988 vecinos ó familias, de á 4 persones cada una; luego habiendo demostrado, que la contribucion anual de cada una de estas familias

Ist nun aber eine Steuer von einem so höchst geringen Ertrag doch für das Land selbst außerordentlich drückend, so ist's ein klarer Beweis, daß man das, was in den königlichen Schatz kommt, weit als den geringsten Theil dessen ansehen muß, was unter dem Namen dieser Steuer dem Volk abgenommen wird. Die Hebungsart und die Repartition muß bei einem solchen Erfolg höchst fehlerhaft seyn.

Hülfe, und schleunige Hülfe, war also nothwendig, und offenbar war das königliche Dekret vom 29. Juni 1785 nebst der Instruktion vom 21. September ebendesselben Jahres und den darauf gefolgten Reglements eben so mannichfaltig wohlthätig, so mannichfach vorher der Schaden gewesen war, den die alte Einrichtung, und überdieß manche noch schädlichere Ausartungen derselben, veranlaßt hatten.

Schon half es sehr viel, daß man

1) die meisten Artikel, die in der Alcavala und bei der Millionen-Steuer hoch taxirt waren, sobald es Artikel der ersten Nothwendigkeit waren, beträchtlich herabsetzte, und sogleich in dem Verhältniß herabsetzte, daß eine Familie von ungefähr vier Personen künftighin nur die Hälfte dessen zu zahlen hatte, was sie bisher bezahlen mußte. Vorher waren's achtzehn Procente von der ganzen jährlichen Konsumtion einer solchen Familie; nach der neueren, endlich seit 1786 gemachten Einrichtung nur noch neun Procente.

Was auch nicht gerade Artikel der ersten Nothwendigkeit

---

respectiva á los géneros ó especies, que consume, debe ascender lo ménos á la cantidad de 269 reales y 22 maravedis vellon; se sigue, que debería ascender la expresada contribucion en toda la Provincia á 9,704,058 reales y 12 maravedis vellon. Es así que el importe total de las Rentas Provinciales de esta provincia, con inclusion de las Tercias y demas Ramos agregados, no llega á tres millones de real vellon.

waren, wurde doch neu taxirt, und man sieht mit dem ersten Blick, den man auf nachfolgendes Verzeichniß wirft, nach welchen Regeln man verfuhr. Wenn hie und da Ausnahmen der Hauptregeln erscheinen, so machte vorerst bloß noch das dringende Bedürfniß des Staats diese Ausnahme nothwendig.

Auswärtige Fische und Waaren zahlten Alcavala		
nach der alten Einrichtung . . .	6	Procent,
nach der neuen	10	„
Einheimische Manufakturen . . .	6	„
nach der neuen	2	„
Gegerbtes Leder und Papier, Hüte und Fische	6	„
nach der neuen	2	„
Gartenfrüchte	6	„
nach der neuen	2	„
Schlechte und gewöhnliche Wolle . .	6	„
nach der neuen	2	„
Rohe Seide	6	„
nach der neuen	2	„
Waizen (Trigo)	6	„
nach der neuen . . . die Fanega	16	Marav.,
Gerste u. dgl. m.	6	Procent,
nach der neuen . . . die Fanega	12	Marav.,
Flachs und Hanf	6	Procent,
nach der neuen	gar nichts,	
Verkauf selbstgezogener Früchte .	6	Procent,
nach der neuen	6	„
Verkauf der Früchte, die man durch seine Bauern ziehen ließ	6	„
nach der neuen	3	„
Feine und mittelfeine Wolle . . .	6	„
nach der neuen	2	„

Vieh aller Art . . . . 6 Procent,
nach der neuen . . . . 4 „

2) Noch mehr gewann der arme Mann, daß im 21sten Artikel der Instruktion vom 21. September 1785 bei der Alcavala die neue Einrichtung gemacht wurde; man bezahlte sie künftighin nur einmal, wenn die Waare in den Ort gebracht wurde. Im Orte selbst mochte sie alsdann durch noch so viele Käufe und Verkäufe passiren, es wurde nichts mehr bezahlt.

3) Die Reichen und Wohlhabenden hatten sich ehedem durch ihre wahren oder simulirten Verschreibungen von Waaren der Alcavala ganz entzogen, jetzt aber wurde in dem Reglement vom 14. December 1785 der Befehl gegeben, daß von Wein, Essig, Oel, Seife und andern solchen Artikeln, die man im Orte selbst in öffentlichen Magazinen verkaufe, daß der, der sie auf seine eigene Rechnung kommen lasse, eben so viele Procente bezahlen müsse, als der, der sie erst im Orte selbst kaufe.

4) Die Bonificirung, die bisher der Klerus jährlich erhalten, wurde fast ganz aufgehoben, und über diese Aufhebung konnte selbst auch der Klerus nicht klagen, denn die Accise war fast durch alle Artikel hindurch bis zu der Summe herabgesetzt, der ohnedieß auch der Klerus unterworfen war, ohne auf ein Aequivalent Anspruch machen zu können. Nur allein die Wein- und Essig-Accise hatte man nicht so weit vermindert. Theils weil eine Verminderung der Accise dieser Artikel minder nothwendig zu seyn schien, da es nicht Artikel der ersten Nothwendigkeit waren; theils auch weil der Nachtheil einer jährlichen Accise-Restitution bei einem Accise-Artikel unmöglich beträchtlich seyn konnte, also die einzige noch übrige Accise-Bonificirung, die noch der Klerus jährlich zu fordern hatte, fast ganz unschädlich war.

5) Eine General-Rektifikation der bisher fixirten Summen, was diese und jene Gemeinheit in Bausch und Bogen zu bezahlen hatte, sollte so bald möglich vorgenommen werden. Befehle ergingen deßwegen, daß der Etat eines jeden Orts, sowohl in Beziehung auf Anzahl der Einwohner, als den ganzen Nahrungs-Zustand desselben, durch gemeinschaftliche Hülfe der geist- und weltlichen Obrigkeit entworfen und eingeschickt werden sollte. Diesen Etats zufolge wollte man das künftige Fixum der Gemeinheiten reguliren.

6) Bisher hatten gewöhnlich die Hauptstädte der Provinz ihre Quote durch ein jährliches Abonnement in einer Summe abgetragen; die Subrepartition blieb der Stadtobrigkeit selbst. Hiebei war gewöhnlich viel Ungerechtigkeit vorgegangen. Die Obrigkeit, die meist aus Reichen und Wohlhabenden bestand, machte eine Subrepartition, bei der höchst selten der Armuth ihr Recht widerfuhr. In der Instruktion vom 21. September 1785 wurde deßwegen befohlen, daß die Steuer künftighin, vom 1. Januar 1786 an, in allen Hauptstädten auf königliche Rechnung gehoben und administrirt werden sollte. Dem Uebel war sonst nicht zu steuern, so lange noch die eigene Subrepartition der Stadtobrigkeit blieb.

Ein paar gelehrte Spanier *) haben schon 1787 sogar den Muth gehabt, ausführlich auseinander zu setzen, daß weder das neue Steuersystem recht vervollkommnet, noch überhaupt in allen Dingen dieser Art irgend etwas Vollendetes geleistet werden könne, wenn nicht Provinzial-Administrationen errichtet würden, und das ganze Steuerwesen einer Provinz einer solchen Provinzial-Administration subordinirt würde. Man kann es einer Regierung nicht freimüthiger und nicht bescheidener sagen, als sie es thaten, daß ohne diese Einrichtung

*) D. Vicente Alcalá-Galiano und D. Vicente Matecon de Arce.

jede andere Einrichtung, die gemacht werden möchte, nur Flickwerk sey, und daß, wenn nur erst diese Einrichtung gemacht sey, jede gute andere Einrichtung von selbst folge.

Höchst weise war aber auch

7) die neue Verordnung, die in erst angeführter Instruktion und im Reglement vom 14. Dezember 1785 getroffen worden, daß alle Vergleiche aufgehoben seyn sollten, die wegen Bezahlung einer jährlichen Generalsumme von einzelnen reichen Personen mit der königlichen Steuer-Administration bisher geschlossen zu werden pflegten, und daß kein Vergleich dieser Art mehr geschlossen werden dürfte.

Nach der alten Strenge der Gesetze hätten zehn Procente bezahlt werden sollen. Dieß war längst zu sechs Procenten gemildert. Allein auch statt dieser bezahlten die reichen Eigenthümer großer Güter oder zahlreicher Heerden meist kaum nur $^{5}/_{5}$ Procent. Nun aber wurde kraft der neuen Befehle die Einrichtung getroffen, daß künftighin von Jedem ohne Unterschied für jede Arrobe feiner und mittelfeiner Wolle zwei Reales Vellon erlegt werden sollten. Auswärtige Güterbesitzer, die nicht im Orte selbst leben, sollten künftighin fünf Procente vom ganzen Ertrage ihres Landes bezahlen; wer aber den größten Theil des Jahres im Orte selbst sich aufhalte, bezahle nur die Hälfte. Und weil man voraussah, daß der große Güterbesitzer, um die neue Last, die ihm zufiel, von sich abzuwälzen, das Pachtgeld oder die Maierzinse seiner Bauern nun sogleich erhöhen werde, so erging auch gleich mit der ersten Einrichtung des neuen Systems, den 6. December 1785, der königliche Befehl, daß eine solche Erhöhung der Maierzinse durchaus nicht gestattet seyn sollte.

Dem Scheine nach war also die Steuer herabgesetzt. Vorher 6 Procent gesetzmäßig, nun nur noch 5 oder $2^{1}/_{2}$ Procent, je nachdem es ein Einheimischer oder Auswärtiger ist.

Allein die Reichen empfanden nur zu wohl, wie viel sie doch verlieren würden, weil mit dieser Herabsetzung der bisherigen Steuer die Aufhebung ihrer bisherigen Steuer-Accorde verbunden war. Sie boten also Alles auf, daß das neue Steuer-System nicht zu Stande kommen sollte. Die meisten Städte-Magistrate und andere der wichtigsten Nationalkorps machten dem König Vorstellungen dagegen.

Viele derselben verloren unstreitig nicht wenig bei der neuen Einrichtung, und manche Stadt, die auch nicht verlor, sondern nothwendig gewinnen mußte, schrie doch gegen das neue System, weil sie neben den großen neuen Vortheilen desselben gerne auch noch einige kleine alte Vortheile des alten Systems hätte beibehalten mögen. Gerade aber, daß jene großen Städte und Städte-Magistrate verloren, war ein Hauptvorzug der neuen Einrichtung, weil ihre endlich nunmehr aufgehobenen Steuer-Kontrakte ein Hauptübel der alten Einrichtung gewesen waren. Der arme, geringe Mann verstand's nicht, welche Wohlthat durch die neue Einrichtung ihm widerfuhr. Wenn's also hoch kam, so wartete er stillschweigend den Erfolg ab. Der Reiche aber, der bald sah, wie jede Ausflucht ihm nun abgeschnitten sey, der brachte seine lauten Klagen vor den Thron.

Es konnte nicht fehlen, die neue Steuereinrichtung, sobald sie nicht bloß stückweise, sondern als ein Ganzes ausgeführt wurde, mußte den herrlichsten Erfolg für das Land haben. Eine allgemeine Erleichterung der Preise der nothwendigsten Lebensmittel, eine größere Freiheit des inneren Handels, erleichterte Ausfuhr der einheimischen Produkte, und was alles sonst noch die direkteste Folge der neuen Einrichtungen war — das alles mußte sogleich dem Ackerbau neue Kraft geben; und doch verlor der König dabei gar nicht!

Das Land gewann und auch der König gewann noch. Er gewann, wie man fast sicher hoffen durfte, im letzten Resultate noch so viel, daß die steigenden Bedürfnisse des Staats bestritten, und doch neue Steuern nicht nothwendig wurden. Was durch Aufhebung und Verminderung der wichtigsten Accise-Artikel verloren zu gehen schien, ersetzte sich durch die Verminderung der Contrebande, die bei einer weit geringeren Accise weit geringeren Reiz hatte, und ersetzte sich noch gewisser durch die größere Accis-Einnahme von dem Verkaufe auswärtiger Waaren und durch alle die sicher eingehenden, beträchtlichen Summen, die nun auch die Reichen und mit diesen vorzüglich auch die Geistlichkeit bezahlen mußte.

Nichts Dringenderes blieb zu wünschen übrig, als daß auch das Personale der Steuerbedienten sobald möglich vermindert und reformirt werden möchte. Schon war darauf sehr vorbereitet, daß das ganze Steuersystem bei der neuen Einrichtung sehr viel mehr Simplicität und Klarheit hatte, als das alte, daß also die Entbehrlichkeit eines solchen Heeres von Commis und Bedienten fühlbarer gemacht worden war; aber eine schnelle Reduktion wagte doch das spanische Ministerium nicht. Vielleicht wäre von allen Reformen keine gefährlicher gewesen, als diese, mit einem Male mehrere Tausend Menschen außer Brod setzen, und keine, als schnelle Reform, in der That auch unnöthiger, denn wenn einmal das neue Steuersystem gut eingerichtet war, so konnte man leicht das überflüssige Personal allmählich aussterben lassen oder an andere Plätze allmählich versetzen.

IV.

Nachrichten zum Leben des Kardinals Dübois, Erzbischofs von Cambrai und französischen Premierministers.*)

Wilhelm Dübois, der 1722 erster französischer Staatsminister geworden, und 1723 starb, hatte seine glückliche Laufbahn als Bedienter angefangen, und war als Bedienter bis zum dritten Herrn gekommen, bis er endlich zu dem kam, der den sicheren Anfang seines sicher großen Glücks machte. Erst war er Bedienter bei einem gewissen Herrn Le Tellier, Doktor auf der Universität Rheims, geworden. Dieser ließ den fähigen Pursch ein wenig studiren, daß er also nicht nur der humaniorum, sondern auch der Geschichte kundig wurde. Leider verlor aber Wilhelm diesen guten Herrn gar zu frühe. Doch sein zweiter Herr, der Pfarrer von S. Eustaz in Paris, der war ein noch weit gütigerer Mann. Er war bald mit seinem Wilhelm so zufrieden, daß er recht darauf dachte, einen besseren Platz, als ein Bedienter bei ihm haben konnte, ihm zu verschaffen, und bloß um des guten Bedienten

*) Aus Meiners und Spittler's Gött. hist. Mag. Bd. IV. S. 623—634. — Nach dem dritten Bande der Memoiren des Herzogs von St. Simon.

sein Glück zu machen, empfahl er ihn an seinen Freund, Herrn von Saint Laurent, der Unter-Gouverneur war bei dem ältesten Prinzen des Herzogs von Orleans. Ein ganz vortrefflicher Mann, Prinzen zu erziehen und einen großen König zu bilden.

Herr von Saint Laurent nahm ihn auch wirklich in Dienste, und nachdem er ihn noch ein wenig dressirt hatte, so bediente er sich endlich nach und nach seiner als eines Schreibers oder Sekretärs bei den Studien des jungen Prinzen, den er erzog. Um auch hiebei seiner noch besser sich bedienen zu können, und um den alten Wilhelm noch zum stattlicheren Manne zu machen, ließ er ihn endlich noch einen geistlichen Habit anziehen, und nahm ihn so denn ordentlich zu Hülfe bei den Studien des Prinzen. Er mußte dem Prinzen helfen, sich auf die Lektionen vorzubereiten und die Worte im Lexikon zu suchen; oft brauchte ihn Saint Laurent bei Geschäften für sich selbst zur Hülfe.

In der Folge wurde Saint Laurent schwach, Dûbois gab die Lektion selbst, gab sie ganz gut, und gefiel dem jungen Prinzen. Da bald auch Saint Laurent schnell hinwegstarb, so setzte jener unterdeß seine Lektion fort, und ein paar mächtige Beschützer und Freunde, die er sich zu erwerben gewußt, hielten die Ernennung eines ordentlichen Lehrers des Prinzen so lange auf, daß endlich noch Dûbois selbst ganz gut mit Ehren dazu ernannt werden zu können schien. Der Prinz hatte so viel gelernt, daß es schädlich zu seyn schien, zu ändern. So war denn schon ein großer Schritt gethan; aber doch war der noch größere erst zu thun, bis der Herr Abt Dûbois, der bloß die Tonsur hatte, an die Stelle des damals zu Rom verstorbenen Kardinals de la Tremouille Erzbischof von Cambrai und so denn Herr von 150,000 Livres Revenüen wurde.

So sehr er sonst nämlich seinen Herrn, den Herzog Regenten, beherrschte, und so wenig ihm Kühnheit im Bitten und Fordern sonst fehlte, dießmal fand er sich doch in Verlegenheit, wie er seinen Wunsch vorbringen solle. Er erzählte also dem Herzog Regenten: er habe einen lustigen Traum gehabt; es habe ihm geträumt, er sey Erzbischof von Cambrai geworden. Der Herzog Regent, der wohl merkte, drehte sich auf dem Absatze herum und sprach kein Wort.

Dûbois nun verblüfft und eine kurze Zeit hindurch immer verblüffter, stotterte und paraphrasirte seinen Traum. Sobald er aber endlich aus seiner ersten Betäubung ganz zu sich gekommen, so fragte er geradezu, warum er denn das Erzbisthum Cambrai nicht erhalten sollte? Der Herzog Regent dürfte nunmehr nur wollen, so wäre er glücklich.

Aufgebracht und erstaunt, was der Mensch wolle, antwortete der Herzog im verachtungsvollsten Tone, wie, du? Erzbischof von Cambrai! Im ganzen Tone des Herzogs lag's, wer Dûbois gewesen sey, und noch mehr, wie er sich durch seine Lebensart zu einem Erzbischof qualificire.

Doch Dûbois hatte einmal angefangen, er blieb nie auf halbem Wege stehen. Er citirte dem Herzog Regenten ähnliche Beispiele, und freilich gab es genug Exempel niederträchtiger, sittenloser Bischöfe; und der Regent, um endlich nur seiner los zu werden — ein wiederholtes derbes Nein konnte er nicht sagen; so wurde denn Dûbois Erzbischof von Cambrai.

Bald war jetzt die Frage, wie Dûbois die Weihen nehmen sollte. Er zweifelte nicht, daß ihm der Erzbischof von Paris, Kardinal von Noailles, gerne noch entgegenkommen und willig es thun werde. Der Kardinal schien nach seiner ganzen Lage und nach allen den Verhältnissen, in welche ihn die Konstitutions-Affaire setzte, des Herrn Dûbois für und für sehr nöthig zu haben, und wenn er es vielleicht auch nicht

aus solchen direkt eigennützigen Absichten that, so schien dieses ein Fall zu seyn, wo sich Noailles vor dem Publikum im vortheilhaftesten Verhältnisse gegen seinen bisherigen nichtswürdigen Feind zeigen konnte, der einen solchen Beweis der Liebe gar nicht verdient hatte.

Doch ein Dübois konnte schwer errathen, was ein Noailles, der nie Fleisch und Blut um Rath frug, in irgend einem Falle thun werde. Noailles zeigte sich fest entschlossen, nichts dazu beizutragen, daß ein Mensch, wie dieser war, die heiligen Weihen erhalte. Mit aller möglichen Bescheidenheit und Bezeugung, wie leid es ihm thue, verweigerte er die Erlaubniß. Er that es so liebevoll und so sanft, als nur möglich; er schwieg im Publikum ganz davon, daß er es verweigert habe; aber abgeschlagen blieb's. Nie hat ihm das in seinem Leben Dübois verzeihen können.

Unterdeß an einem Erzbischofe, der mehr Hofmann war, als Noailles, sollte es doch wohl nicht lange fehlen. Der Erzbischof von Rouen, dessen äußerste Diöcesegrenzen vier bis fünf Meilen in die Nähe von Paris sich hereinzogen, gab sogleich die Erlaubniß, und Dübois erhielt auch nicht nur ein päbstliches Breve, alle Weihen mit einem Male nehmen zu dürfen, sondern dispensirte sich auch selbst von allen pflichtlichen Vorbereitungsübungen.

Rasch war Alles abgethan. Er fuhr einst des Morgens frühe nach der bestimmten Kirche, die ungefähr vier, fünf französische Meilen weit von Paris entfernt war. Der erste Almosenirer des Herzogs von Orleans, der Bischof von Nantes, las extra tempora eine stille Messe, und in dieser stillen Messe machte er den Herrn Abbé zum Subdiakon, zum Diakon und zum Priester.

An eben demselben Tage war nach der Mittagstafel Conseil, und so erstaunt man anfangs war, daß der Herr

Abbé, der sonst im Conseil, was ihm von auswärtigen Angelegenheiten behagte, zu referiren gewohnt war, daß der Herr Abbé dießmal sich nicht einfand, so viel erstaunter war man doch, wie er endlich in seinem kurzen Habite, mit seinem gewöhnlichen Anstande, dahergezogen kam.

Alles war schon versammelt zum Conseil, auch der Herzog von Orleans war schon da. Man stand aber noch zerstreut im Zimmer hin und her. Wie nun der Herr Abbé daher gezogen kam, so rief Alles laut auf, und der Prinz von Conti, dem sich noch Dûbois selbst um ein paar Schritte näherte, wie er ihn gegen sich kommen sah, fing an mit ihm zu sprechen: wie er so schnell diesen Morgen alle Weihen genommen, alle mit einem Male, und alle so expedit, daß er noch so glücklich und pünktlich zum Conseil habe kommen können. Er fragte ihn wegen seiner Bischofsweihe, die nun wohl bald folgen sollte, bezeugte ihm in seinem und in aller Welt Namen das volleste Erstaunen, machte ihm so boshafte und witzig beißende Komplimente, daß jeder Andere, als Dûbois, alle Fassung verloren haben würde.

Ohne aber einen Augenblick Muße zu haben, sich zu besinnen, und ohne auch einen Augenblick sich zu besinnen, antwortete Dûbois ganz ruhig: Seine Durchlaucht würden das alles gar nicht fremd finden, wenn Sie in der alten christlichen Kirchengeschichte ein wenig mehr bewandert wären. Der heilige Ambrosius habe sich auf gleiche Weise ordiniren lassen. Nun fing fürwahr Dûbois an, vom heiligen Ambrosius und seiner Ordination zu erzählen. Dûbois und der heilige Ambrosius! Der Herzog von St. Simon, der bei der Scene war, versichert, er habe plötzlich nach einem andern Theil des Zimmers gehen müssen, denn was er hier hätte hören müssen, das habe ihn so gefaßt, daß er unmöglich hätte schweigen können.

Unterdeß wie kurz die Herrlichkeit dauerte! Zu Ende des Februars geschah seine Nomination zum Erzbisthum und die ersterzählte rasche Ordination; Sonntag den 9. Juni war seine prachtvollste Bischofsweihe; und zwei Jahre nachher den 11. August Abends um 5 Uhr war er todt.

Er hatte sich bei dieser seiner Bischofsweihe noch in seiner ganzen Glorie gezeigt, sie geschah im prächtigsten königlichen Kloster zu Paris,*) und in einer Kirche, die recht einzig ihrer Art war. Der Kardinal von Rohan verrichtete die Ceremonie, die Bischöfe von Nantes und Clermont assistirten ihm.**) Auch kam bald der Kardinalshut von Rom an — für den alten Bedienten Wilhelm!

Es war aber Samstag den 7. August, daß Aerzte und Wundärzte ihm erklärten, er müßte sich durchaus einer Operation unterwerfen, denn ohne diese könnte er höchstens nur

---

*) Val-de-Grace.

**) Die weitere Beschreibung in den Mémoires de St. Simon ist diese: L'Eglise fut superbement parée; toute la France invitée n'osa hasarder de ne s'y pas montrer, et tout ce qui le put, pendant la cérémonie.

Il y eut des tribunes, à jalousies, préparées pour les ambassadeurs et autres ministres protestans. Il y en eut une entr'autres plus magnifique pour Monsieur le Duc d'Orléans et Monsieur le Duc de Chartres, qu'il y mena; il y en eut pour les dames; et comme Monsieur le Duc d'Orléans entra dans le monastère, et que sa tribune se trouva au dedans, le Cloître fut ouvert à tous venans, tellement que le dehors et le dedans furent remplis de rafraichissemens de toutes les sortes et d'officiers, qui les faisaient distribuer avec profusion. Les premiers gentilshommes de la Chambre de M. le Duc d'Orléans et ses premiers officiers firent les honneurs de la cérémonie, placèrent les gens distingués, les reçurent, les conduisirent, et d'autres de ses officiers prirent le même soin à l'égard des gens moins considérables, etc.

noch einige wenige Tage leben. Das Geschwür in der Harnblase war ihm, da er zu Pferd stieg, aufgebrochen, der Eiter hatte sich ergossen; falls der Krebs noch nicht schon wirklich angesetzt hatte, so kam er doch gewiß, wenn man es nicht durch eine Operation hinderte.

Aerzte und Wundärzte sagten ihm auch, daß er sich unverweilt nach Versailles bringen lassen müßte, um dort die Operation machen zu lassen. Er ließ sich auch wirklich den andern Tag in der Sänfte dahin transportiren; die gegebene Nachricht hatte ihn aber so mitgenommen, daß man den ganzen Tag brauchte, um ihn nach Versailles zu schaffen. Allein doch gleich den andern Morgen, schon früh 5 Uhr, nachdem man ihn völlig hatte ausruhen lassen, schlugen ihm Aerzte und Wundärzte vor, sich mit den heiligen Sakramenten zu versehen, und dann sogleich die Operation vornehmen zu lassen. Er ließ also einen Barfüßer-Mönch von Versailles rufen.

Wie man nun aber wieder zu ihm in's Zimmer kam, und ihn bat, jetzt das heilige Abendmahl zu nehmen, so sagte er mit Heftigkeit: man möge ihm wohl so rathen; allein die Kardinäle hätten hiebei ihr besonderes Ceremoniel, und das wisse er nicht. Er müßte erst den Kardinal von Bissy zu Paris fragen lassen.

Alle sahen sich unter einander an, und man merkte wohl, daß er es nur in die Länge zu spielen suchte. Die Operation war aber höchst dringend. Die Fakultät meldete es dem Herzog von Orleans nach Meudon. Er kam auch unverweilt, ermahnte den Kardinal zur Operation, und ermahnte ihn doppelt dringend, wie er von den Aerzten und Wundärzten hörte, daß man zwar nicht für die Rettung des Kardinals durch die Operation gewähren könne, daß er aber gewiß in zwei Stunden des Todes sey, wenn er sich nicht operiren

lasse. So geschah denn also die Operation. Vier und zwanzig Stunden nach der Operation starb er; die Aerzte hatten dem Herzog von Orleans gleich nach der Operation erklärt, nach dem, was sich gezeigt habe, sey er verloren.

So starb der alte, glücklich gewordene Wilhelm im 66sten Jahr seines Alters, als Surintendant der Posten, als Kardinal, als Erzbischof von Cambrai und als Herr von sieben Abteien, der schon auch nach mehreren seine unersättlichen Hände ausgestreckt hatte. Es wurde auch nachher bewiesen, daß er eine engliche Pension von 980,000 Livres gezogen.

Man sehe folgendes Verzeichniß, was alles dieser Mensch jährlich gezogen; die Revenuen seiner Beneficien in diesem Verzeichniß sind überdieß noch unter ihrem Werthe angesetzt:

Cambrai	120,000 Livr.	324,000 L.
Nogent-sous-Corny . .	10,000	
Saint-Just	10,000	
Marivaux	12,000	
Bourgueil	12,000	
Berguer-Saint-Vinox . .	60,000	
Saint-Bertin	80,000	
Cercamp	20,000	
Als Premierminister . . .	150,000	1,230,000 L.
Die Posten	100,000	
Pension von England . . .	980,000	
		1,534,000 Livres.

In diesem Verzeichnisse ist überdieß weit nicht einmal Alles. Er soll noch als Kardinal 20,000 Livres von der Geistlichkeit gezogen haben, und das, was er bei Law und durch Law gewonnen, war unermeßlich. So viel ihn auch sein Kardinalat gekostet haben mag, so viel er an Silberzeug und Meubles und Equipagen wandte, so eine prächtige Tafel er hielt, bei der er selbst übrigens aus Natur und Diät

außerordentlich nüchtern blieb, so blieb ihm doch noch eine unermeßliche Menge baaren Geldes.

Sein älterer Bruder, ein guter ehrlicher Mann, dem er als Staatssekretär ein paar gute Plätze verschafft, beerbte ihn, und dieser einzige Erbe der unermeßlichsten Erbschaft hatte nur einen einzigen sehr frommen Sohn, der Kanonikus von Saint-Honoré war, keine Plätze und keine Beneficien wollte. Dieser nahm sich fast nichts von der ganzen reichen Erbschaft. Er verwandte Einiges davon, seinem Oheim in der Kirche, wo er begraben lag, ein schönes, aber bescheidenes Mausoleum mit einer sehr christlichen Inschrift setzen zu lassen; das Uebrige verwandte er zu Almosen.

Man würde ein ganzes Buch davon schreiben können, wenn man alle die Auftritte erzählen sollte, die es mit dem Kardinal gab, besonders seitdem er der Allgeltende geworden. Der Fall kam nicht nur einmal, und es geschah öfters in Gegenwart des Herzogs von Orleans, daß, wenn er recht bitter böse wurde, er auf Tische und Fauteuils hinauf sprang, ein paar Mal, ohne mit einem Fuße auf die Erde zu kommen, bloß auf Tischen und Stühlen herumspringend, das Zimmer auf und nieder lief.

Es war ganz sonderbar, wie er oft die angesehensten Personen behandelte. Der Kardinal von Gevres beklagte sich einmal bei dem Herzog von Orleans, daß ihn der Kardinal Dübois in den unflätigsten Ausdrücken promeniren geschickt habe. Doch noch mehr zu klagen hatte Madame von Conflans.

Diese hatte den Platz einer Gouvernantin bei den Prinzessinnen des Herzogs von Orleans erhalten, und die Gemahlin des Herzogs von Orleans verlangte, sie sollte auch dem Kardinal Dübois ein Kompliment machen. So abgeneigt sie nun war, so sehr drang die Herzogin in sie. So sehr es aber auch die Herzogin allein schon nur um der Verhältnisse

willen verlangte, in welchen der Kardinal mit dem Herzog stand, so erklärte doch endlich die neue Gouvernantin: „der Kardinal sey ein Narr, der alle Welt mißhandle, dem man sich also nicht aussetzen könne.“ Madame de Conflans war keine Dame, die in solchen Fällen wagen wollte. So artig sie nämlich war, so viel ernste Würde besaß sie doch; dabei hatte sie Witz und viel geraden Verstand.

Unterdeß man lachte sie aus über ihre Befürchtungen, und man stellte ihr vor, daß sie gewiß nichts Unangenehmes vom Kardinal zu erwarten habe, weil sie nichts von ihm zu bitten hätte, daß es nothwendig ihm schmeicheln müsse, wenn sie ihm selbst die Nachricht gebe von der Stelle, die ihr der Herzog anvertraut habe. So entschloß sie sich denn endlich.

Sie ging denn also nach der Mittagstafel zu Versailles in das große Kabinet, wo der Kardinal seine Besuche annahm, seine Audienzen gab. Acht bis zehn Personen warteten daselbst, um mit Seiner Eminenz zu sprechen, und Seine Eminenz unterhielten sich gerade mit einer Frau bei dem Kamin auf eine sehr freie Art. Wie bange wurde es nun nicht Madame von Conflans! Die gute Dame war für sich schon klein, und wurde nun aus Furcht noch kleiner.

Doch näherte sie sich endlich, wie jene Frau abging. Sobald sie aber der Kardinal sah, ging er ihr entgegen und fragte sie lebhaft, was sie wolle. „Monseigneur, sagte sie... Oh! Monseigneur ... Monseigneur, unterbrach sie der Kardinal, das kann nicht seyn ... mais Monseigneur antwortete sie ... je vous le dis encore, unterbrach der Kardinal von Neuem, quand je vous dis que cela ne se peut pas; c'est que cela ne se peut pas. Monseigneur, wollte Madame de Conflans noch einmal anfangen, um zu sagen, daß sie nichts verlange; der Kardinal nahm sie aber bei beider

Achseln, drehte sie, gab ihr mit der Faust einen Stoß auf den Rücken; fort, sagte er, mich in Ruhe gelassen!

Die gute Dame fiel fast platt zur Erde nieder, war auf's äußerste aufgebracht, weinte die bittersten Thränen, und kam so zur Herzogin von Orleans, der sie weinend und schluchzend ihren Vorfall erzählte. Man war aber solcher Kardinalsstreiche schon so gewohnt, und man fand am Ende wohl auch noch die ganze Geschichte so sonderbar und so lustig, daß man zum höchsten Aerger der mißhandelten Dame nur in lautes Lachen ausbrach. Sie schwur aber, in ihrem Leben nie mehr zu diesem Sch. . . . . zu gehen.

Noch eine kleine Geschichte von ihm, die des Mannes Distraktion zeigt. Alle Abend aß der Kardinal ein Huhn. Das machte seine ganze Tafel, das speiste er aber auch ganz allein. Nun einen Abend, wer weiß durch welch' Versehen, wurde es vergessen. Da er so eben zu Bette gehen wollte, fiel ihm noch sein Huhn ein. Er schellte, er stürmte seine Leute herbei, die ihn ganz kaltblütig anhörten, wie er schmähte und schimpfte, daß man ihm sein Huhn so spät bringe und noch nicht gebracht habe. Sie versicherten ihn im ruhigsten Tone, daß er sein Huhn schon gespeist habe; wenn er aber noch eines verlange, so sollte es sogleich an Spieß gesteckt werden. „So," sagte der Kardinal, „ich habe mein Huhn schon gegessen." Und damit war er ruhig, denn seine Leute hatten ihn dessen gar zu zuverläßig versichert.

V.

Ueber die Anfangs-Scenen der französischen Revolution und deren Haupttheilnehmer, besonders Mirabeau. *)

Da der Jubel über die französische Revolution fast in allen unsern Zeitungen noch immer fortdauert, und die Campe'schen Briefe zur Verbreitung und Erhaltung desselben wohl noch Manches beitragen mögen, so achte ich es für meine Pflicht, der Erzählung des höchst redlichen und unparteiischen Patrioten Mounier noch ein paar kritische Worte beizufügen. Wer laut und stark widerspricht, wo sich einmal dem Scheine nach das ganze Publikum gleichsam mit einer Stimme entscheidend erklärt hatte, der scheint entweder ein paradoxer Kopf oder ein Feind der Wahrheit, oder im vorliegenden Falle ein Freund des Despotismus zu seyn. Ich glaube in keinem dieser drei Fälle mich zu befinden, aber halte mich eben so wenig verpflichtet, bloß deßwegen, weil das Werk der Befreiung der französischen Nation eine höchst wünschenswürdige Sache war, die schändlichen Mittel zu loben, die gleich von Anfang her, die Revolution in

*) Aus Meiners und Spittler's Gött. hist. Mag. Bd. VI. S. 499 — 512. — Ursprünglich Zusatz Spittler's zu Mounier's Erzählung der Begebenheiten zu Versailles am 5. und 6. Oktober 1789.

Paris zu bewirken, gebraucht worden sind, noch weniger in einem zu milden Tone nicht nur von den frechen Ausschweifungen zu sprechen, zu welchen sich der Pöbel hinreißen ließ, sondern auch von den Gräueln, die oft so planmäßig von Ochlokraten vorbereitet und herbeigeführt worden sind.

Erstens ist klar, aus Zeugnissen der Freunde und Feinde klar, daß die französischen Garden nicht aus Patriotismus, nicht aus erwachtem Gefühl von Bürgerpflicht gehandelt haben, da sie zur Nation übergingen. Durch schändliche Bestechungen verleitet, sind sie ihrer Pflicht untreu geworden. Noch ehe man vom wahren Hergange der Sachen in Deutschland Nachricht haben konnte, denn unsern Zeitungen muß man nicht zumuthen, daß sie uns vom wahren Hergange gleich Nachricht geben sollen, so mußte billig Jedem das Verfahren dieser Gardisten mißfallen, und den Namen wackerer, edler Krieger haben sie fürwahr auf keine Weise um dieses Betragens willen verdient. So leicht nämlich die Fälle gedenkbar sind, daß ein Soldat, weil über seinem König noch ein Gott im Himmel ist, die Waffen niederlegt und da keine Dienste thut, wo man ihn zum Dienst auffördert, so undenkbar muß es doch bei Soldatenpflicht und Soldatenehre seyn, die Waffen gegen seinen König zu kehren. Das kann nie des Soldaten Pflicht seyn! Die Gardisten haben also, selbst wenn sie auch nicht durch unedle Beweggründe verleitet worden sind, hier etwas gethan, was nie zu loben ist.

Noch weiß man aber gar zu wohl, wie sie gewonnen wurden. Aus mehreren Beweisen nur einen, denn ich vermuthe, man verlangt nicht mehrere, nachdem sich einmal aus der weiteren Entwicklung der Geschichte so viel von dem ersten Anfange derselben vermuthen läßt, oder vielmehr so Manches, was nachher geschah, nicht wenig dessen voraussetzte, was vorher geschehen seyn mußte.

Des Moulins, der, den sein Freund Mirabeau Procureur-Général der Laterne nannte, sagt es den Lüttichern ganz offenherzig und geradezu, wie sie es mit den preußischen Soldaten machen sollten; sie sollten es machen, wie sie es in Paris gemacht hätten! den Soldaten statt Bier Wein geben, statt Hülsenfrüchte tüchtig Schinken auftischen, Mädchen versprechen, u. s. w. *)

---

*) Révolutions de France et de Brabant. Nro. 4. p. 168.

Malheureux Liégeois! mais il y a un expédient à prendre; *faites comme nous avons fait ici.*

Le Roi de Prusse régale ses régimens à vos frais. Au lieu d'un pot de bierre, donnez un pot de vin à ses grénadiers. Au lieu de légumes, faites leur manger des cervelas, du jambon etc., invitez-les à diner avec vous, et entre la poire et le frommage les deux coudes sur la table, dites-leur: Camarades prussiens, est-ce que nous ne sommes pas de la même pâte? nous serions bien sots de nous entr'egorger, pour que le Roi de Prusse se divertisse tout seul.

Eh! mes amis, divertissons-nous nous-mêmes. Grénadier, parlons un peu raison, comme si nous étions membres d'une assemblée nationale.

Tu aurais beau faire, tu ne coucheras jamais avec la Princesse Charlotte, la Princesse Christine, la Princesse Amélie, pour lesquelles tu as la sottise de te battre.

Mais un soldat est un homme respectable, quand il combat pour la loi et pour ses concitoyens. Ne trouves-tu pas que ma fille est jolie? Cette Charlotte-là n'est pas impossible à obtenir.

Tous les hommes sont égaux maintenant, et un soldat aristocrate ne deviendra jamais qu'un caporal ou qu'un enseigne; mais un soldat patriote peut aspirer à tout. Allons, mon ami, buvons à la santé des patriotes, et dansons en rond.

Notre cause est la même, et ne soyons plus sots, que l'âne de la fable:

Je vous le dis en bon français,
Votre ennemi c'est votre maître.

Was setzt es voraus, wenn selbst einer der thätigsten Männer bei der Pariser Revolution den Soldaten unter die Augen hin sagen darf: Seht, so haben wir euch gewonnen! Wie kundbar muß die Sache seyn! was ist von dem Soldaten zu halten, der sich das sagen lassen kann! Sollten nicht diese Gardisten einen Mann dieser Art für ihren größten Feind halten? Sollte nicht diese Beschuldigung als eine der größten Infamien gleich bei der Nationalversammlung denuncirt worden seyn? Allein nicht ein Feind der Revolution spricht so, sondern ein Mann, der zu den Haupt-Acteurs gehörte; nicht einer, den man zum Pöbel rechnen darf, Des Moulins ist Parlaments-Advokat. *)

Liégeois! si vous suivez ce conseil, vous verrez, comme nous, les soldats troquer contre vos chapeaux leurs bonnets de grénadiers. Et si on leur commande de charger, comme le régiment de Flandres, faire retentir la baguette dans leurs fusils pour vous avertir qu'ils sont vuides.

*) Von dessen Darstellung der Vorfälle vom 5. und 6. Oktober (Gött. hist. Mag. Bd. VIII. S. 182—204) bemerkt Spittler (S. 182, Note a): „Gewiß nicht verführerisch oder täuschend, aber sehr charakteristisch und ungeachtet vieler Verdrehungen und Unwahrheiten so offenherzig erzählt, daß man weit mehr daraus lernt, als der Verfasser wohl haben wollte." Ferner über sein bekanntes Journal überhaupt und in Beziehung auf jene Vorfälle (S. 198): „Wer Desmoulin's Journal von der ersten Zeit an richtig periodisch las, wie einzelne Hefte erschienen, dem muß die Wahrnehmung nicht nur einmal aufgefallen seyn, daß manche Stellen, die man als Ausgüsse einer wahren Pöbelwuth selbst im Munde dieses Mannes ansehen mußte, in einigen Monaten als prophetische Stellen gelten konnten. Entweder kennt der Mann die herrschende Partie so genau, daß er immer ein paar Monate voraus weiß, wie es gehen wird, oder man braucht ihn, das Pöbel-Publikum zu sondiren und vorzuüben. Daher leider! eine große historische Wichtigkeit dieses Mannes, der, wie er selbst erzählt, recht ver-

Ich will kein Wort weiter hinzusetzen, wie sich nachher diese Gardisten immer betragen haben, wie sie ihre Kasernen verkauften, wie sie, die sogenannten wackern, edlen Krieger, La Fayetten zwangen, sie nach Versailles zu führen, wie

---

trauter Hausgenosse von Mirabeau war, und noch gegenwärtig sein Vertrauter zu seyn scheint." (S. 200.) „Unentschuldbar ist, daß Desmoulins in seinem Journal immer noch sogar solche Mährchen wiederholt, als daß bei dem berüchtigten Schmause die National-Cocarde mißhandelt worden sey. Noch nicht ein auch nur bewährt scheinender Zeuge ist dafür aufgetreten. Doch fast noch auffallender scheint zu seyn, daß Chabroad, der bestellte Referent in der National-Versammlung, seine ganze Relation und das Haupt-Resultat derselben auf solche Schlüsse baute, deren Ungültigkeit auf den ersten Blick in die Augen fällt. Durch Vermengung wahrer und halbwahrer Faktums, auch durch arglistige Zusammenstellung von Zeugen-Aussagen, die nicht zusammen gehören, wie Desmoulins that, kann man leicht ein Publikum verführen, das ohnedieß jetzt so viele Empfänglichkeit hat, durch Nachrichten dieser Art getäuscht zu werden. Aber der Referent in der National-Versammlung verfehlt so sehr im Schließen; aus den Ursachen des Phänomens, die er angibt, ist das Phänomen des 5. und 6. Oktober durchaus nicht erklärbar. Das Brod mag in Paris theuer und schlecht gewesen seyn; die Nachricht, daß der König nach Metz gehen werde, mag mit dem Erscheinen des Regiments Flandern zu Versailles vom Volk in Paris kombinirt worden seyn, die Nachricht von den berüchtigten Schmausereien der Gardes-du-Corps mag vollends eine große Gährung zu Paris hervorgebracht haben. Aber

Warum verkleideten sich denn so viele Männer als Weiber? Ein Faktum, das der Referent nicht bezweifelt und selbst Desmoulins nicht gewagt hat, zu leugnen; keiner aber auch nur versucht, ordentlich zu erklären.

Warum ist so viel Geld ausgetheilt worden? Ein Faktum, das weder Desmoulins, noch Chabroad leugnen.

Warum geschah der Angriff so tückisch und gleichsam beschleichend, wie gewiß kein Volkshaufen angreift, der in voller Gährung ist?

sie sich trotz der heiligsten Versicherung, trotz wiederholten Eides, den sie La Fayetten schwuren, mit den Banditen in freundschaftlichstes Einverständniß einließen, und kraft dieses Einverständnisses ruhig dastanden, und ruhig mit den Waffen in der Hand zusahen, da das Leben des Königs und der Königin und fast der ganzen königlichen Familie in der sichtbarsten Todesgefahr war, wie sie durch ihr ruhiges Zusehen den gedungenen Banditen noch Muth machten — ich mag nicht wiederholen, wessen sich Jeder hier so leicht erinnern kann.

Also vom ersten Anfange her sind Schändlichkeiten mit im Spiele gewesen, und nicht bloß nebenher im Spiele gewesen, sondern sie machten eine Hauptpartie. Ich bin ein eifriger Freund der Kultur und Aufklärung; aber Gott bewahre uns vor solchen Aufklärungen!

Nimmt man auch nur als Hypothese an, daß es das schwärzeste planmäßige Komplot war, so erklärt sich Alles vollkommen, und es beweist nichts dagegen, daß doch der Angriff erst Morgens nach sechs Uhr, also erst nach angebrochenem Tage geschehen sey. Wer weiß nicht, welche Zufälle oft bei solchen Verschwörungen die Ausführung um eine Stunde verzögern können? Vielleicht hatte auch der kleinmüthige Philipp, wie Desmoulins ihn nennt — nun er selbst beim großen Bubenstück persönlich mit agiren sollte, nicht Muth genug, zu agiren, und die Chefs der Verschwörung hatten Mühe, ihn zu einer solchen Schandthat heraufzuschrauben; unterdeß verfloß Zeit und Stunde. Oder fürchtete sich Philipp vor dem Gemenge der Nacht, wo so leicht bei einem solchen Sturme auch ihn ein Schlag eines falschen Parteigängers treffen könnte? Oder wollten die Chefs recht sichtbar den kleinmüthigen Philipp dabei haben, damit die Räuber desto mehr ermuntert würden, und die übrigen Participanten, die sich, wie Mirabeau, sehen lassen mußten, desto sicherer agiren konnten? Wie viele Vielleicht sind's nicht, die diesen Umstand befriedigend aufklären können!“

Herr Campe spricht von einer Ausbildung und von einem im Anfange der Revolution erprobten Edelmuthe dieser Gardisten, wie man es wohl nie noch an einem ganzen Corps gemeiner Kriegsleute wahrgenommen habe; von einem seltenen Edelmuth, wie man ihn wohl von einem Sokrates, aber wahrlich nicht von gemeinen Soldaten erwarten könne. Gewiß wird er selbst doch wohl jetzt bessere Nachrichten haben, was es für eine Bewandtheit gehabt habe mit jener Rückkehr in's Gefängniß; und überhaupt scheint das Publikum, das diese Campe'schen Briefe als historische Nachrichten brauchen will, die eigenen Worte des Schriftstellers vergessen zu haben, der selbst in der Vorrede auf die damalige Stimmung seines Gemüths aufmerksam macht, die unstreitig der sorgfältigen Einziehung und Vergleichung von Nachrichten aller Art gar nicht günstig war. Doch selbst auch Herr Schulz in seiner vortrefflichen Geschichte der Pariser Revolution spricht noch mit viel zu großem Enthusiasmus von diesen Gardisten, wie man leicht bald aus sympathetischer Theilnehmung an den Schicksalen des nun befreiten Volks, bald aus persönlicher Achtung für diesen und jenen Einzelnen aus einem solchen Korps zu schreiben verleitet werden kann. Denn so pflichtwidrig mir das ganze Korps gehandelt zu haben scheint, so leicht begreife ich doch, daß mancher Einzelne, über dessen Treue jene, mehrere Wochen lang künstlich fortgesetzte Bestechungen nichts vermocht haben würden, bald vom Beispiel, bald von der Furcht hingerissen worden ist, endlich nachzufolgen, und wenn er einmal im Nachfolgen war, bald auch der Erste zu seyn.

2) Offenbar haben in dieser Revolution gleich von Anfang her zwei ganz verschiedene Parteien zusammengespielt, und die redliche Partei, der es wirklich um Freiheit und eine neue, bessere Konstitution zu thun

war, ist theils durch die enorme Sinnlosigkeit der Hofpartei, in einzelnen entscheidenden Momenten, zu einer engeren Koalition mit der unredlichen Oppositions-Partei gezwungen worden, als sie gewiß freiwillig zu thun Lust hatte; theils auch anfangs zu sorglos gewesen, gegen alle die schändlichen Mittel zu wachen, welche die unredliche Partei brauchte, um Dinge durchzusetzen, die auch einem wahren Patrioten billig höchst wünschenswürdig schienen. Die unredliche Partei oder die ochlokratische Faktion hatte unstreitig anfangs der Koalition mit jenen wahren Patrioten höchst nöthig, um erst nur in den Wirkungskreis recht hervorgelassen zu werden. Allein die Mouniers*) und Lally-Tolendals begingen eben den Fehler, den auch Necker begangen hat; sie hielten die Menschen für minder schlecht, als sie dieselben nachher zu ihrem äußersten Erstaunen fanden; sie glaubten nicht, daß irgend ein Mann von Empfindung an eine andere Absicht denken könne, als an die der Befreiung des Vaterlandes; und sahen sich auch überdieß noch zwischen zwei Uebeln gepreßt. Auf der einen Seite war die Hofpartei, die damals noch immer

*) „Mounier," urtheilt Spittler von ihm (Bd. VI. S. 457 des Mag.) aus Anlaß jener Darstellung, „gehört zu den edelsten, weisesten, rechtschaffensten Männern der ganzen National-Versammlung. Allein schon diese Schrift spräche hinlänglich für ihn und würde diesen seinen ganzen Charakter zeigen, wenn nicht auch selbst die lästerndsten Bösewichter durch die Art ihrer Anklage hinlänglich bewiesen hätten, daß sie nichts gegen ihn aufzubringen im Stande seyen. Seine Schreibart ist nicht die beste, wie man zum Theil bisweilen auch aus der Uebersetzung dieses Theils seiner Erzählung sehen wird; aber reife, planmäßige Ueberlegung, Bestimmtheit der Begriffe und sichere Intuition alles dessen, was aus einem einmal angenommenen Begriffe fließt, leuchten überall hervor; so wie der ganze Mann sichtbar ein Mann der Wahrheit, des unerschrockensten und dabei doch des mildesten Charakters ist."

nicht begreifen wollte, daß die Zeit der Erlösung da sey; auf der andern Seite die freilich schon ganz sichtbare ochlokratische Faktion, die unterdeß doch gute Kosacken-Dienste gegen den Hof that, und nie wohl so mächtig werden zu können schien, daß nicht die vereinten Kräfte der wahren Patrioten, vollends selbst auch noch, wie man in solchen Fällen denken mußte, vom Hofe unterstützt, jeden Augenblick leicht wieder siegen könnten. Wer hätte glauben sollen, daß die Hofpartei, selbst nachdem das neue ächt patriotische Ministerium formirt war, bald so ganz null seyn, ja bald noch bis zur negativen Größe herabkommen werde? und wer je auch vermuthen sollen, daß Excesse dieser Art, als die Gräuel des 5. und 6. Oktobers waren, im Plane der ochlokratischen Faktion liegen könnten?

3) Von einer Menge Faktums, die zur Revolutions-Geschichte gehören, spricht und urtheilt das deutsche Publikum noch immer nach jenen ersten Zeitungs-Nachrichten, ungeachtet man längst die glaubwürdigsten neuen Belehrungen erhalten hat, die gerade das entgegengesetzte Resultat geben. So spricht man noch immer von der E r o b e r u n g der Bastille, ungeachtet schon im September des vorigen Jahres recht beurkundet klar gemacht worden war, daß die Bastille in Besitz genommen, aber nicht erobert worden, daß De Launay kapitulirt hat; aber das tobende Volk hielt die Kapitulation nicht, und ermordete unter den ersten Invaliden, die alle mit hinweggelegten Waffen ganz wehrlos dem eindringenden Volke zusahen, gerade den, der durch seine Entschlossenheit gegen De Launay gewiß mehr als zwei Drittheile von St. Antoine gerettet hatte. Wer nicht die beurkundeten Aktenstücke im zweiten Stück von la Bastille devoilée zu lesen Gelegenheit oder Lust hat, darf nur die vortreffliche Schulzische Erzählung

lesen, die dem Wesentlichen nach eben so wahr, als gewiß immer noch für das Volk günstig ist.

Auf Nachrichten dieser Art scheint man sich also billig ohne weitere Erörterung beziehen zu können; und wenn man bei so kundbaren Dingen ein allgemeines Urtheil fällt, so hat man nicht immer erst nöthig, in's einzelne Dokumentiren sich einzulassen, so wie es auch ohne weitere Erörterung schon für sich klar ist, daß manche Dekrete der National-Versammlung, in der Form, in der sie noch gegenwärtig da liegen, höchst unweise, unausführbar und ungerecht sind. Nur noch

4) ein Wort, den Grafen Mirabeau betreffend, diesen Mann von außerordentlichen Talenten, aber Gottlob auch von einem höchst ungewöhnlichen Charakter.

Sein künftiger Biograph mag seiner Jugendgeschichten gedenken, von denen er selbst manchmal in der National-Versammlung mit Abscheu gesprochen hat, und mag sie vielleicht mit dem nachfolgenden Leben zu einem Ganzen verbinden; ich glaubte bisher noch immer, daß man mit einer Billigkeit, auf die man nicht einmal großen Werth setzen solle, gegenwärtig bei einem Urtheil über ihn gar keine Rücksicht darauf nehmen müsse.

Ob seine politischen Grundsätze echt und gut seyen, ob er nicht Prinzipien gehabt habe, die offenbar für Frankreich allzu republikanisch sind, das mag der Politiker beurtheilen; ich ehre überall Jeden, der Grundsätze hat und seinen Grundsätzen treu bleibt, je seltener es ist, konsequente Menschen zu finden.

Ob nicht der Mann fast in Alles, was er that und wo er sprach, zwecklose, wenigstens seyen sie vorerst als zwecklos angenommen, immer neue und neue zwecklose Irritationen hineingebracht habe, auch das soll bei Schätzung desselben billig noch nicht berechnet werden. Es gibt viele Fehler der

Menschen, ohne welche gewisse Tugenden derselben nicht bestehen zu können scheinen; auf einem Stamme wachsen beide Früchte. Jene Energie der Empfindung und jene höchste Intuition der Klarheit mancher Ideen, wie Beides oft so unübertreffbar in seiner Rede liegt, wären vielleicht nicht so ganz möglich, wenn überall mehr redliche Schonung, mehr Klugheit und mehr Billigkeit beobachtet werden sollte.

Aber wenn ein Mann solcher Talente, und der bei seinem Uebermaß von Geisteskräften einen doppelten Beruf in sich fühlen sollte, nie anders als durch Genie zu siegen, wenn dieser jedes schändliche Mittel braucht, um zu seinem Zweck zu gelangen, und wenn er bei der größten öffentlichen Angelegenheit, die das Wohl von mehr als 25 Millionen Menschen betrifft, und als großes Beispiel das Schicksal von ganz Europa betrifft, noch kleinliche Privatzwecke haben kann, auch über den heillosesten Privatzwecken jener öffentlichen Angelegenheit unleugbar den allergrößten Schaden thut — was ist alsdann über seinen Charakter zu urtheilen? womit läßt sich das härteste Urtheil noch mildern?

Ist's nicht schändlich, daß er es mit seiner Partie gleich anfangs bei der National-Versammlung auf einen Ostracismus aller derjenigen anlegte, von denen er sah, daß bei ihnen Kräfte seyen, gegen die er all' sein Genie werde aufbieten müssen, um im Falle verschiedener Meinung sicher zu siegen. Männer wie Maury, wie Montesquiou, die mochten immerhin in der National-Versammlung bleiben; eine Oppositions-Partie mußte auch nur zur Satisfaktion des Publikums immer da seyn; aber die Mouniers, die Lally-Tolendal, und wer es sonst war, in dem Mirabeau gleiche Kraft sah, der wurde durch Verleumdungen schon marquirt, noch ehe die Verschiedenheit der Meinungen völlig sich entwickelte. Für dessen Ostracismus wurde sichtbar Alles schon

von Anfang her disponirt. Durch jede infame Calumnianten-Lügen schon von weitem her vorbereitet, um nur den letzten Schlag thun zu können, wenn man es einmal in einem Augenblicke nöthig finden sollte, ohne weitere Anstrengung von Genie durch Pöbelaufruhr und durch gedungene Banditen zu siegen. Wer verachtet nicht den Mann von Genie, der so leicht zu herrschen sucht?

Aber ist's denn auch wahr, daß Mirabeau dieses that? Unstreitig wahr! Ob es auch nicht Mounier im ersten Theil seines Exposé ganz klar gemacht hätte, ob auch nicht allein schon die Data, die er angibt, zum vollsten Beweis sogar selbst alsdann hinreichend wären, wenn man den redlichen, unparteiischen Mann mit allem möglichen Argwohn als Gegenpartie anhört: so darf nur Jeder, der die Begebenheiten der National-Versammlung der gehörigen Ordnung nach bis zum Anfang des Oktobers vorigen Jahres in einigem Detail las, die Hauptresultate derselben überschauen; die Sache ist unverkennbar!

Wer verachtet also nicht einen Mann von Genie, der so leicht siegen will, und vollends noch durch solche infame, schändliche Mittel! Es ist nämlich nicht nur aus Mouniers Erzählung völlig klar, daß Geld zu Paris ausgetheilt worden ist, sondern auch aus Konfessionen der Art, wie Des Moulins that, völlig klar, welcher Mittel man sich bediente. Es ist klar, daß der Banditensturm in der Nacht vom 5. Oktober das Wagestück erkaufter Bösewichter war, und daß auch das ruhige Zuschauen der besoldeten Pariser Miliz, die den Tag vorher ihren Chef La Fayette aufrührerisch gezwungen hatte, sie nach Versailles zu führen, eine Wirkung schändlicher Largitionen gewesen. Nun aber, ob Mirabeau daran Theil hatte?

Er, den diese Menschen applaudirten, wenn er auch gegen sie zu sprechen schien?

Er, auf dessen Gesicht Herr von Türkheim, denn ihn allein meint er doch, eine teuflische Hohnfreude wahrnahm, da der ganze Saal voll dieses Gesindels, voll besoffener Weiber und Banditen war?

Er, der auftrat und eine Rede über den Text hielt: es ist gegen unsere Würde, zum König zu gehen, da der unglückliche König in die National-Versammlung schickte, sie möchten doch zu ihm kommen, er habe ihren Rath sehr nöthig. Denn Tod und Leben lag doch für den König, an dessen menschenfreundlichen Gesinnungen selbst die Des Moulins nicht zweifeln, und dessen ersten Entschließungen Frankreich doch so viel zu verdanken hat, Tod und Leben lag für den König auf dem Spiele.

Er soll keinen Hauptantheil an allen diesen Scenen gehabt haben, er, der kundbar zweimal selbst eine benachrichtigende Adresse an die Provinzen vorschlug, nun erst fahre das Staatsschiff mit vollen Segeln! Wie lautet denn die nothwendige chronologische Erklärung, warum nun erst das Staatsschiff mit vollen Segeln fahre?

„Nun erst, denn man habe den König und die Königin und die ganze königliche Familie als Gefangene nach Paris geführt! Nun erst, denn die Sache sey jetzt so im Gange, daß man die Köpfe der Garden, die das Leben des Königs und der Königin gegen gedungene stürmende Banditen zu vertheidigen sich erfrecht hätten, auf Piken gesteckt vor dem König und der Königin im Triumphe voraustrage. Nun erst, denn man habe es in Paris viel leichter, trotz aller Wachsamkeit selbst eines La Fayette, der doch dießmal so schön getäuscht worden sey, das zu vollenden, was durch die gedungenen Banditen in der Nacht vom 5. Oktober bloß noch zufälliger

Weise zu Versailles nicht ganz vollendet worden sey.“ Jeder, der sich die Lage vergegenwärtigen mag, die damals war, da Mirabeau diese schändliche benachrichtigende Adresse an die Provinzen vorschlug, mag auch diesen chronologischen Kommentar noch weiter fortsetzen.

Höchst schändlich wäre die Adresse schon gewesen, wenn Mirabeau auch nichts gemeint hätte, als man habe nun dem König mit einem Todesschrecken etlicher Stunden eine simple und pure Acceptation abgezwungen; doch welchen Namen soll man ihr geben, da sie der Zeit nach, in welcher er sie vorschlug, unmöglich allein darauf gehen kann!

Aber sollte sich wohl ein Mann von Mirabeau's Genie so verrathen können? sollte nicht der Sinn der Adresse durchaus ein anderer seyn müssen, weil man doch einen Mann von Mirabeau's Scharfsinn und Genie, durch eine so laute Hohnfreude über seinen fast ganz gelungenen Entwurf, unmöglich zum Selbstverräther seiner eigenen Plane machen kann? Wie? nicht so? Sind Fälle dieser Art denn so selten? Sind's nicht gerade Fälle dieser Art, die dem Richter, wenn er mit Genies zu thun hat, deren unerschöpfliche Gewandtheit fast unüberwindlich zu seyn scheint, oft allein noch Aufklärung und Wahrheit verschaffen? Man nehme den ganzen Hergang zusammen, man vergleiche das ganze Betragen von Mirabeau, wie es von Anfang her war; und nun noch die vorgeschlagene Adresse?

Freilich die schnelle Abreise des Herzogs von Orleans von Paris lag gar nicht in Mirabeau's Plane! Auch die so ergiebigen Geldquellen, die Mirabeau so lange hin aus höherer Hand hatte fließen lassen, konnten endlich versiegen! Wenn keine Galerienfreunde und kein Pöbel mehr gedungen werden konnte, so mußte das Ansehen sinken, so fingen denn wieder Andere, die auch ihre Ochlokraten-Plane hatten, die fingen an,

Pöbel und Gardisten zu dingen. Zuletzt handelten denn auch diese für sich selbst; man hatte sie die Selbstthätigkeit gelehrt.

Man spricht, auf den unbewiesensten Verdacht hin, von Aristokraten und aristokratischen Kabalen. Man pflanzt den elendesten Verdacht selbst gegen die Lally-Tolendal's fort, wenn schon ihr ganzes Leben für sie spricht, und wenn man schon nicht Gründe genug hat, um gegen einen so ehrwürdigen, edlen Mann, als Lally-Tolendal ist, die grundloseste Partie-Beschuldigung auch ohne erklärte Theilnehmung nur zu wiederholen. Aber auf solche Gründe hin, bei solchen Anzeigen, als die ganze Geschichte gegen Mirabeau gibt, bloß weil Mirabeau Mann eines gewissen Genies ist, soll die Wahrheit nicht laut gesagt werden.

Wer deutsche Wahrheit und deutsche Aufklärung liebt, muß gegen ihn sprechen. Wer Liebe der deutschen Fürsten und deutschen Regierungen für offene Wahrheit und Aufklärung gewinnen will, muß sein Lob und seine Sache nie zur Sache der Wahrheit und Aufklärung machen. Man kann es auch ohnedieß den Menschen nie nahe genug legen, daß nicht Talente, sondern Charakter und Grundsätze den Mann machen!

VI.

Aktenmäßige Geschichte der Heiraths-Traktaten des Erzherzogs Karl von Oestreich mit der Königin Elisabeth von England. *)

Die Geschichte der mißlungenen Projekte hat ihre eigenthümlichen Reize. Sie ist die belehrendste Geschichte der menschlichen Klugheit, die intuitiveste Darstellung der menschlichen Passivität bei allem Scheine des Selbstwirkens, und gewöhnlich der beschämendste Kontrast der Plane einer höhern, allein planmäßigen Weisheit mit den auf morgen und längstens noch übermorgen brauchbaren Entwürfen des gespanntesten menschlichen Scharfsinnes. Wer gewohnt ist, den Weg, woher auch nur er kam, die Berge, die er zu besteigen, die Engen, die er zu passiren hatte, im ganzen Zuge, worin sie nun hinter ihm liegen, sorgfältig zu überschauen, der findet selten viel Lob für seine Klugheit, und gewinnt selten viel Zutrauen zu dieser Führerin für den noch übrigen Weg; desto mehr Theodicee aber, desto mehr Hoffnung für das Ganze!

*) Aus Meiners und Spittler's Gött. hist. Mag. Bd. IV. S. 56 — 94. — Extrahirt aus mehreren ungedruckten Relationen eines wirtembergischen Gesandten, den Herzog Christoph von Wirtemberg in diesen Angelegenheiten nach London schickte.

Und vollends noch in den Planen der Könige und ihrer Minister, wenn man die scharfsinnigsten Entwürfe der Ximenes und Richelieu sichtigt, wie da Alles unter einander zur eigenen Zernichtung arbeitet! Wie die scharfsinnigsten Köpfe oft gerade da am hartnäckigsten fortfuhren, wo sie am frühesten den unerwünschtesten Ausgang hätten vermuthen sollen! Wie oft Dinge weit leichter mit halber, als mit ganzer Kraft errungen worden! Fleury gewann Lothringen, was Richelieu und Mazarin mit aller ihrer Riesenkraft nicht hatten erringen können; und doch war's nur Fleury, der's erhielt.

Es sind nicht gerade allein Betrachtungen dieser Art, die sich mir bei der nachfolgenden Geschichte einer projektirten Vermählung der Königin Elisabeth aufdrangen; aber doch war's erste Empfindung, der ich nicht widerstehen konnte, da ich sah, daß Elisabeth die Mutter Kaiser Ferdinands II. werden sollte. Vielleicht ist's weit natürlicher, diese ganze Geschichte als eine der lehrreichsten Darstellungen des Charakters der räthselhaftesten Königin zu betrachten, und so erschien sie mir auch, sobald jener erste unwillkürliche Eindruck vorüber war; aber doch war jener Eindruck der erste. Es war mir zwar selbst im ersten Augenblicke jener Betrachtung nicht entgangen, wer anders vielleicht doch auch Ferdinand geworden wäre, wenn sich von seiner Mutter Elisabeth etwas auf ihn vererbt hätte, wie vielleicht Deutschland keinen dreißigjährigen Religionskrieg erlebt hätte, und ob's denn aber auch gut gewesen seyn würde, wenn nie ein solcher tobender und alle Kräfte bewegender Sturm gekommen wäre. Doch blieb's noch bei allen Rechnungen und Gegenrechnungen das letzte Resultat — die Menschen schleppen und bauen und arbeiten wie die Ameisen; eine Hand voll Erde ist's, die sie überschauen; ein Plan ist's gewöhnlich, dessen Haupttheile, auf's schlaueste

zusammengepaßt, gerade da, wo die Zusammenfügung am meisterhaftesten gemacht wurde, einander selbst zerstören.

Elisabeth hatte kaum den Thron ihres Vaters bestiegen, so trat aus der Reihe ihrer bloß hoffenden und schmachtenden Liebhaber mit einer feierlich erklärten Bitte hervor König Philipp von Spanien. Er schien ein Recht an Elisabeths Dankbarkeit und also auch an Elisabeths Herz zu haben, denn oft hatte er ihr während Mariens Regierung das Leben gerettet. Doch Elisabeth, so wenig sie sonst über die Dankbarkeitspflicht der Könige wie Philipp der Despot dachte, wußte Wohlthaten, die man ihr und die man sich selbst erwiesen, viel zu richtig zu unterscheiden, als daß sie sich in diesem Falle hätte verpflichtet glauben sollen, den sie überdieß nicht einmal bloß durch Privatdankbarkeit hätte entscheiden lassen können. Philipp meldete sich als Gemahl, aber zu seinem vollsten Unglücke war er schon persönlich gekannt von Elisabeth. Zu seinem vollsten Unglücke war Elisabeth schon belehrt durch das Beispiel ihrer Schwester Maria, welch' ein Ehemann der Spanier Philipp sey, und wenn es auch ihren Ehrgeiz hätte reizen sollen, gerade einen Mann dieser Art zu fesseln, so war es wenigstens mit Philipp der Probe nicht werth, so war eine Probe dieser Art wenigstens nicht in einem solchen Falle zu machen, wo der Wunsch ihrer ganzen Nation entgegen war, und wo sie ein Beispiel hätte geben müssen, das der eigenen Vermählung ihrer Mutter mit König Heinrich VIII. zum unabwendbarsten Vorwurf gedient haben würde.

Doch wenn je der Fall schnell hätte entschieden werden müssen, weit eher würde sich noch Elisabeth für Philipp erklärt haben, als für den Schweden Erich, der so furiöse

Liebesbriefe schrieb, oder für irgend einen englischen Herrn, und wenn er auch so einnehmend war, als der Graf von Leicester.

Sie fühlte sich tief gedemüthigt auch nur bei der Erinnerung, einen ihrer Unterthanen so zum ersten ihrer Unterthanen zu machen, daß er unvermeidlich ihr Herr würde. Sie würde nie zwar mit einem so erhöhten Unterthanen Krone und Scepter getheilt haben, doch wäre er ihr Herr geworden, selbst wenn er nie den Scepter mitzufassen gesucht hätte. Für den lammgeduldigen, traktablen Ehemann hätte ihr Herz nie gesprochen, und den Mann voll Feuer und Unternehmungsgeist, für den ihr Herz sprach, bis zum Ehemanne zu lieben, hätte ihr ahnungsvoller Ehrgeiz nie zugelassen.

Ihre Lieblingswünsche kämpften unter einander. Sie wünschte Mutter zu seyn, um auch noch diese Liebe ihres Volkes zu haben, doch vor dem Ehemann war ihr bange, das Kinderzeugen war nicht ihr Wunsch. Sie rang nach jedem Vorzug mit ihrer Nebenbuhlerin, der schönen Maria von Schottland; doch wollte sie nicht, gleich dieser, heirathen. Sie wollte heirathen, nur nicht diesen, nur nicht jenen. Sie wollte heirathen, doch gerade nur die, die etwa mit Maria von Schottland hätten in Verbindung gerathen können, und denn auch unter diesen: der war zu geringe und jener zu furchtbar.

Unter Allen endlich, die sich gleich in den ersteren Jahren meldeten, schien der jüngste Prinz des damals regierenden Kaisers, der junge Erzherzog Karl, der bequemste zu seyn. Er war des Kaisers Sohn. Selbst dafür schien Elisabeth fühlbar. Er ward nach seines Vaters Tode regierender Herr, und doch nicht größer, als Elisabeth war. Er war sieben Jahre jünger als Elisabeth, und hatte doch ihren Reizen gehuldigt; dieß schien der Frau zu schmeicheln. Der deutsch-

östreichische Stamm Ferdinands war schon dem Stammvater nach und schon der ersten Generation nach weit biederer und deutscher, als Karls spanisch-östreichische Linie. Wer hatte nicht von jeher Ferdinanden mehr geliebt, als Karln? Wer je den ältesten Prinzen Kaiser Ferdinands, Maximilian, auch nur verglichen mit Philipp? Wer nicht in Ferdinands zweitem Sohne, der seinen Namen und sein Bild trug, selbst noch bei der Heirath der schönen Welserin den empfindungsvollen, edlen Prinzen erkannt? Wer je Ungleiches gehört vom dritten Prinzen Ferdinands, von dem jungen Erzherzog Karl?

Elisabeth schien fast entschieden zu seyn für den jungen Erzherzog Karl. Die Traktaten waren schon weit gediehen, die protestantische Partie in Deutschland hoffte große Dinge von dieser Verbindung. Des Kaisers ältester Prinz, Maximilian, war ohnedieß ein Protestant, der zweite Prinz des Kaisers konnte, als Gemahl einer Patrizierstochter von Augsburg, nie Stammhalter werden; nun wäre durch eine Verbindung mit Elisabeth auch der dritte und jüngste Prinz des Kaisers unauflöslich mit protestantischem Interesse vereinigt worden.

Man erwartete schon in London die Ankunft des jungen Erzherzogs. Im Palaste des spanischen Gesandten wurde für den hohen unbekannten Fremden Alles schon gerüstet. Elisabeth war voll Neugier, und das Ende der Unterhandlung, das durchaus von der persönlichen Gegenwart des Prinzen abzuhangen schien, mußte wenigstens ihrer Eitelkeit schmeicheln, wenn es vielleicht auch nicht entsprach den Wünschen der protestantischen Partie und den allgemeinen Wünschen der englischen Nation.

Der Himmel weiß, was dazwischen kam; ob es heimtückische spanische Politik war? ob es östreichische Bedenklich-

keit war, die damals, bei aller östreichischen Eile mit Weile, oft doch noch zur Unzeit spät kam? ob es Eifersucht der katholischen Partie war? Der Himmel weiß, was dazwischen kam, die Reise des Prinzen ward abgestellt; die Traktaten zerrissen; Elisabeth, ob sie schon ihr letztes Wort auf die persönliche Bekanntschaft mit dem jungen Erzherzog ausgesetzt hatte, Elisabeth glaubte sich selbst auch als Frauenzimmer beleidigt, und Beleidigungen dieser Art verzieh sie noch weniger, als Beleidigungen, die der Königin widerfuhren.

Niemand scheint geglaubt zu haben, daß sich der abgerissene Faden wieder anknüpfen lasse. Eben dieselbe Politik, die den schön gedrehten Faden zerschnitt, zernichtete auch jedes neue Anknüpfen desselben. Eben dieselbe Religions-Eifersucht, die eine nähere Vereinigung unmöglich gemacht hatte, war auch das unabwendbarste Hinderniß jedes neuen Vereinigung-Versuchs. Eben dasselbe Wollen und Nichtwollen, das die Königin selbst so unbegreiflich machte, blieb hier unvertilgbar ein Hauptzug Elisabeths.

Schwerlich würde je auch das ganze Projekt in neue Bewegung gekommen seyn, wenn nicht die eigenen Minister der Königin, wahrscheinlich ohne daß Elisabeth davon wußte, durch alle die Veranlassungen, die ein Minister, ohne sich zu kompromittiren, gebrauchen kann, dem schon verlorenen Projekte neue Kraft und neues Leben gegeben hätten. Selbst der Graf von Leicester war wenigstens dem Scheine nach sehr für diese Vermählung. *) Der Groß-Siegelbewahrer Nikolaus Bacon beförderte dieselbe bis zur befürchteten Ungnade der Königin, und der schlaueste von Allen, der Staatssekretär Cecil, gab dem englischen Agenten in Straß-

---

*) Burleigh's Statepapers T. I. p. 438.

burg, Dr. Christoph Mundt, *) einen Wink, den auch dieser sogleich verstand. **)

Mundt, der die innige Verbindung des Herzogs Christoph von Wirtemberg mit dem kaiserlichen Hofe wohl kannte, Mundt hielt es für's Beste, den ersten neuen Anstoß gerade durch einen Fürsten unternehmen zu lassen, der mehr als irgend einer alle Verhältnisse des kaiserlichen Hofes kannte, und mehr als irgend ein Negociateur frei und nachdrücklich für das schöne neue Projekt sprechen konnte. Unübertreffbar aber verstand der schlaue Agent, wie er dem Herzoge die Sache zeigen müsse, um ihm Lust zu machen, und noch unübertreffbarer verstand er's, ein halb Dutzend Ideen und jüngst erst neu entstandene Verhältnisse aufzufinden, warum ihm das alte, schon längst wieder vergessene Projekt zufällig wieder lebendig geworden, warum jetzt Hoffnungen

---

*) Mundt war ein Deutscher, aber, wie es scheint, von Jugend auf in englischen Diensten. Er sagt in einem Briefe an Cecil l. c. p. 421: pro debito naturae, quod patriae carissimae nempe Germanus Germaniae debeo et pro fide et observantia erga Angliam, cui soli ab adolescentia in hanc aetatem inservire studeo.

**) Pro ea causa tentanda, cujus Magnitudo Tua in praesentibus meminit, nullam hoc tempore expeditiorem rationem video, quam ut apud Ducem Wirtemb., sumta occasione ex illius ipsius sermonibus, quos ille mecum habuit a. 60 in suis aedibus Stuttgardiae quasi obiter et incidenter habitos sermones in medium et deliberationem producam: Cujus si idem studium ad hanc causam promovendam sensero, pollicebor me quoque apud Magn. Tuam hanc deliberationem denuo renovaturum.

Mundt's Schreiben an Staatssekretär Cecil, Straßburg 12. Oktober 1563, in Burleigh's Statepapers Vol. I. p. 405.

Mundt schrieb denn sogleich den 14. Oktober an Herzog Christoph von Wirtemberg.

wieder aufgelebt seyen, denen er sich auch erst noch vor zwei Jahren schwerlich überlassen haben würde.

Man habe ehedem gefürchtet, Kaiser Ferdinand möchte alle Anatheme der Trienter Synode vollziehen; nun aber die Synode so eben geschlossen, nun Ferdinands großmüthige Billigkeit auf's Neue hier erprobt worden, nun auch Maximilians römische Königswahl glücklich vollendet, nun seyen von selbst auch verschwunden ein paar der ehedem naheliegendsten Schwierigkeiten. Gerade jetzt auch sey der glücklichste Augenblick, die Sache wieder in Bewegung zu setzen. Das Parlament habe die Königin gebeten, der allgemeinen Ruhe zum Besten, zu Sicherung auch des künftigen Glücks ihrer Unterthanen, bald sich zu vermählen, und Elisabeth scheine geneigt zu seyn, einen deutschen Prinzen zu heirathen.

Wer müßte ihr also willkommener seyn, als ein östreichischer Prinz? Wen würde auch das Parlament williger anerkennen, als einen Prinzen aus diesem edelsten Hause, mit dem doch der Freier Erich aus Schweden nicht zu vergleichen sey. An die alte fabelhafte Sage, daß Robert Dudley Hoffnungen habe, sey gar nicht zu gedenken; Elisabeth sey seine gnädige Königin, doch daß sie ihm je vertrauter werden sollte, als eine Königin, die einen treuen Minister belohnt, sey ihr gewiß nie auch nur mit der leisesten Versuchung zu Sinne gekommen. *)

Herzog Christoph, den kein Projekt mehr reizen konnte, als wenn es gerade eben so vortheilhaft für die Religion, als ruhmvoll für das östreichische Haus war, Herzog Christoph

---

*) Cecil selbst schrieb wegen dieser Sage umständlich an Mundt 8. September 1564 mit solcher Vorsicht, daß er sich seinen Brief mit der nächsten sicheren Gelegenheit wieder zurück erbat; l. c. p. 420.

schrieb sogleich dem Kaiser, und der Kaiser, von dem er ganz entscheidende, klare Briefe zu erhalten gewohnt war, antwortete mit einer abneigungsvollen Gleichgültigkeit, die nicht sowohl aus der Sache selbst zu entspringen schien, als aus dem sichtbarsten Mangel von Hoffnungen eines guten Erfolges.

Der Kaiser schrieb nicht ohne Empfindlichkeit, der Herzog werde wohl wissen, daß er ehedem mit Kosten Gesandte nach England geschickt habe, um die Gesinnungen der Königin wegen einer Heirath mit seinem Prinzen Karl zu erkunden; nie sey es aber der Königin Ernst gewesen; sie habe sich dessen bloß bei den übrigen Potentaten nach ihrer Bequemlichkeit bedient; sie sey so verfahren, wie man in einer solchen Sache nicht gegen Personen geringeren Standes verfahre. Wenn der Kaiser auch Lust hätte, sich wieder in diese Sache einzulassen, so müßte ihn ein ähnlicher Erfolg schrecken; daher bisher weder er, noch sein Sohn auf diese Heirath weiterhin Acht gegeben; sie seyen auch gegenwärtig nicht besonders bedacht, derselben weiter nachzusetzen, so sehr sie auch außerhalb dieser Sache mit freundlichem guten Willen der Königin zugethan seyen.

Diese Erklärung des Kaisers, so sehr auch der Herzog fühlte, daß es keine Erklärung sey, *) war doch auch keine Verweigerung, und mehr nicht, als nur dieses, verlangte der Herzog.

So entschloß er sich denn sogleich auf Mundt's Vorstellung, den Mediateur in einer Sache zu machen, die beide Theile sichtbar, wie er nun glaubte, zu wollen schienen, und

---

*) S. Schreiben Herzog Christophs an Graf Georg von Helfenstein, 23. November 1563. „Ist von Kais. Maj. mir Antwort erfolgt, aus welcher ich nicht eigentlich verstehen kann, ob Ihre Maj. die Sache gar abschlagen, oder ob es nur ein Gepränge ist."

bei der nur das einzige Räthsel noch war, wie man beide Theile, bei ihrem beiderseitigen guten Willen, mit allem nur möglichen Dekorum zusammenbringen könnte.

Vielleicht daß gleich der erste Gesandte, den Herzog Christoph in dieser Sache nach England zu schicken beschloß, die ganze Sache bis zu einem nahen Ende durchsetzen konnte. Wenigstens schien selbst Mundt am guten Ausgange nicht zu zweifeln, so bange ihm auch war, das Projekt des Herzogs möchte nicht gebilligt werden, daß beiderseitige Kommissarien, Kommissarien des Kaisers und der Königin, an irgend einem dritten Orte zusammenkommen sollten; und so unmöglich es auch ihm schien, daß Elisabeth selbst auch auf den Fall, wenn sie mit dem Prinzen Karl Kinder zeugen sollte, in Karls feierliche Krönung zum König einwilligen könne.

Mundt war voll guter Hoffnung, der Staatssekretär Cecil voll Erwartung, daß nur einmal ein neuer Anfang gemacht werde, und sowohl diesem, als jenem schien es einzig auch nur als Aufschub der unangenehmste Vorfall zu seyn, daß Kaiser Ferdinand jetzt gerade starb, daß man in Betreibung einer so wichtigen Sache Ehrenhalber einige Monate warten mußte, daß vielleicht neue Minister, die Kaiser Maximilian nehmen mochte, neue Schwierigkeiten erregen, daß König Philipp von Spanien, den Maximilian hoch hielt, aus Neid oder aus Rache mißrathen könnte.

Neunzehn Monate lang hing die Sache, nachdem sie einmal wieder in Bewegung gekommen, und man war noch nicht weiter. Neunzehn Monate lang hing's, und der kaiserliche Hof hatte sich noch nicht erklärt, ob er einen annähernden Schritt thun wolle oder nicht, ob er den ersten annähernden Schritt thun wolle, oder ob er aus Furcht des alten Erfolges noch immer eine vorläufige Erklärung der Königin erwarte.

Neunzehn Monate lang hing's, und zuletzt über vier Jahre lang hing's (Oktober 1563 bis Februar 1568), bis beide Theile wechselsweise so sich erklärt hatten, daß beide Theile sahen, sie seyen sich nie so nahe gewesen, als sie anfangs geglaubt hatten.

Unter Allem aber, was traktirt worden, unter allen gewechselten Schriften, die sich erhalten, ist keine lehrreicher, keine zeigt zuverläßiger den ganzen Gang der Verhandlung, in keiner stellt sich die Königin so ganz dar, in keiner sieht man deutlicher die damalige Negociationsweise in Dingen dieser Art, als in der Geschichte der Audienzen, die der Gesandte erhielt, den Herzog Christoph 1564 nach London schickte.

Ahasverus Alinga hieß der Gesandte. Er war ein geborener Friese, einer der trefflichsten Räthe Herzog Christophs. Der Instruktor seiner Prinzen, wozu er auch wegen seiner Kunde fremder Sprachen und seiner großen Welterfahrung vorzüglich geschickt war. Ein Mann des Rechts, so erfahren, daß er schon 1564 unter den Oberräthen saß, und doch nicht einzig nur der römischen Rechte erfahren, was damals oft einzige Weisheit der hochbetrautesten Männer war. Weil manche Dinge, die in seiner Relation an Herzog Christoph enthalten sind, in jedem anderen Munde, als in dem seinigen sonderbar klingen würden, so führe ich ihn selbst redend ein.

* * *

Wir kamen 15. Januar 1564 zu Winsor an; der Kommissär Herle empfing uns, wies uns das Quartier an, und ich bat ihn sogleich, mir sobald möglich bei dem Sekretär Cecil Gehör zu verschaffen, damit ich durch ihn bei der Königin Audienz erhalten möchte. Gleich auch den zweiten Tag ward ich zu Cecil gerufen, und meine erste Anrede an ihn war: ich hätte den Auftrag, im Namen meines Herrn, der der wahren Religion zugethan sey, ihm, als einem Freunde

eben dieser wahren Religion, einige Bücher zu überreichen, zum Beweise der wohlwollenden Gesinnungen meines Herrn. Ich bezeugte ihm zugleich auch, im Namen des Herzogs, wie sehr es ihn freue, einen Mann dieses Charakters auf einem so hohen Posten zu sehen, und bat ihn, sich noch fernerhin den Schutz und die Ausbreitung der wahren Religion angelegen seyn zu lassen.

Der Sekretär war sehr gütig. Er fing auch sogleich von der Hauptabsicht meiner Gesandtschaft an, die er aus den übergebenen Briefen schon wußte. Er sprach sogleich, wie viel für das Wohl der Religion und der ganzen Christenheit daran liege, daß die Königin zu einer Vermählung sich entschließe, um dem Reiche einen Erben zu geben, denn bei einer Succession ab intestato würden große Fragen entstehen. Oft habe er es schon der Königin gerathen, nie hätte sie sich entschließen können; desto angenehmer sey es ihm also, daß der Herzog durch eine eigene Gesandtschaft zum allgemeinen Wohle der Christenheit das Dringende dieser Sache der Königin vorstelle. Schon mancher große Fürst habe sich bei der Königin gemeldet, jüngst erst der Kaiser für einen seiner Prinzen. Allein der kaiserliche Gesandte, der die Sache hätte betreiben sollen, ein spanischer Bischof, sey mehr hinderlich, als förderlich gewesen, und überdieß habe sich der Kaiser geweigert, seinen Prinzen nach London zu schicken; alle Vorstellungen hätten aber natürlich das nie wirken können, was vielleicht ein Tag persönlicher Gegenwart gethan haben würde.

Ich war herzlich froh, den Sekretär schon so ganz gestimmt zu finden, und ich ergriff sogleich das Wort von dem kaiserlichen Prinzen. Eine bessere Partie werde sich gewiß nicht finden, als Karl von Oestreich, sowohl in Beziehung auf die Familie, als auf den Prinzen selbst. England werde viel Macht durch diese Vermählung gewinnen;

der Friede mit Frankreich sey alsdann zuverlässig, und Schottland, das sich nie ohne großen Nachtheil von England heben können, Schottland, für das der Kardinal von Lothringen empsiglich arbeite, verliere seinen wichtigsten Alliirten. So viel mehr leid, setzte ich hinzu, sey es dem Herzog gewesen, daß die vorigen Traktaten so abgebrochen worden, und er habe sich deßwegen ohne irgend einige äußere Veranlassung, ganz freiwillig, bloß in Rücksicht auf das allgemeine Beste, entschlossen, die Königin zu neuer Eröffnung derselben zu bewegen.

Das wird nicht schwer seyn, versetzte Cecil, sobald sich der Prinz selbst zeigt; wie kann ihn die Königin lieben, wenn sie ihn nicht gesehen hat. Das kann kaiserliche Majestät nicht thun, fiel ich ein, den Prinzen auf's Ungewisse schicken, besonders da sich die Sache schon einmal zerschlug. Ich weiß auch zuverlässig, daß es der Kaiser nicht thun wird.

Davon sprechen Sie ja nicht mit der Königin, antwortete Cecil, sonst ist sie eigensinnigst entschlossen gegen den Prinzen. Ich versicherte ihn aber, bei den zuverlässigen Nachrichten, die ich darüber hätte, unmöglich schweigen zu können. Er billigte es endlich auch, und bat mich nur, alle mögliche Beweise und Beweggründe zusammenzusuchen, um die Königin zu bewegen, woran ich es auch wohl nicht fehlen lassen wollte, denn ich war entschlossen, erst weitläuftig thetice überhaupt vom Heirathen zu sprechen, dann aber, wenn ich ad hypothesin zum Prinzen Karl komme, meine ganze Beredsamkeit zusammen zu nehmen.

So beurlaubte ich mich von dem Staatssekretär, nachdem ich ihn ausdrücklich noch einmal gebeten, der Königin zu melden, daß ich bloß von meinem Herrn, dem Herzog, geschickt sey; weder der Kaiser, noch sein Prinz wüßten das Geringste von der Gesandtschaft. Den folgenden Tag (17. Jan.)

hatte ich nach der Tafel Audienz bei der Königin, und wie ich den Sekretär vorher gebeten, in Gegenwart weniger Personen.

Es war ungefähr Nachmittags um 3 Uhr, da ich über den Hof eine geheime Treppe hinauf in ein verborgenes Zimmer geführt wurde, die Königin daselbst zu erwarten.

Die Königin kam, begleitet vom Sekretär und zweien Hoffräulein; sie bot mir die Hand zum Kuß. Ich übergab das Schreiben des Herzogs. — Der Herzog schickt mir also einige Bücher, sagte sie bei Lesung des Briefes; ich übergab also dieselbe, sie sah die Titel an, und da sie fand de Missa, so war ihr Wort: o der prächtige Name Messe!

Hierauf lehnte sie sich an einen kleinen, neben der Thüre stehenden Schrank, und erwartete stillschweigend meine Anrede, die wörtlich genau folgende war:

Durchlauchtigste, Großmächtigste Frau,
Großmächtigste Königin von England!

Der Hochgeborene Fürst und Herr, Herr Christoph Herzog von Wirtemberg, mein gnädigster Fürst und Herr, läßt Euer Kön. Würde seine unterthänig gehorsame treue Dienste vermelden. Da es auch Euer Kön. Würde in Dero Regierung und Gesundheit glücklich und wohlfährig ergehe, wäre es ihm eine vornehme große Freude zu vernehmen, wie er dann zu solchem allem Euer Maj. von dem Allmächtigen Gott langes Leben und beständige gute Gesundheit von Herzen wünscht, daneben Euer Kön. Würde für- und anbringen zu lassen keinen Umgang nehmen können.

Wiewohl vor allen Dingen Euer Würde gewiß unverborgen, wie er schon zu Zeiten Dero sel. Herrn Vaters, König Heinrich VIII. sel. Angedenkens und zu Zeiten Dero sel.

Herrn Bruders, Königs Eduard VI., seligen Andenkens mit ganzer Zuneigung dem Reiche Engelland zugethan gewesen, so habe ihn doch vorzüglich auch um der Religionsgleichheit willen ein besonderer Diensteifer für Eure königliche Würde bewogen. Als geringfügigen Beweis seiner Gesinnungen überschickt er hier einige Bücher, worin theils der Mißbrauch der Messe widerlegt, theils auch einige Dekrete der Trientischen Synode widerlegt sind. Schon im vorigen Julius hat mein gnädigster Fürst und Herr eben diese Bücher an den damals zu Trient befindlichen Kardinal von Lothringen und auch an den bei dem Pabst hoch und viel vermögenden Kardinal von Augsburg geschickt, Beide überdieß herzlich vermahnt zur wahren Religion und Gottseligkeit; von Beiden kam aber keine Antwort. *)

Nun hat aber endlich, wie Euer königlichen Würde wohl bekannt seyn mag, das bis 1563 fortgelangte Trientische Concilium seine Endschaft erreicht, und es ist nichts geschehen, als päbstliche Ceremonien und Mißbräuche sind auf's Neue bestätigt, Götzendienst ist konfirmirt, die Freunde des hochheiligen göttlichen Worts sind mit schrecklichen Vermaledeiungen gebannt worden, so daß wohl nichts Anderes zu fürchten ist, denn daß der Pabst mit seinen Anhängern nach seinem alten Hasse gegen die wahre Religion Alles aufbiete, um die wahre Religion auszurotten.

Demnach ist es Pflicht, alle hohen Potentaten, Monarchen und Könige und Fürsten und alle rechtgläubigen Menschen

*) Ich hatte anfangs im Sinne, das Ganze aus dem Lateinischen so zu übersetzen, wie es nach damaligem Styl Ahasv. Allinga selbst übersetzt haben würde; allein, wie schon die Probe dieser ersten Perioden zeigt, es würde unnütze weitläufig geworden seyn. Ueberhaupt war einige Abkürzung des lateinischen Originals durchaus nothwendig.

zu ermuntern, ganzen Ernstes daran zu seyn, damit die wenigen unter den Bekennern der wahren Religion noch streitigen Artikel in Kolloquien oder irgend auf eine andere Weise verglichen würden. Und unstreitig liegt hieran Niemand mehr, als Euer königlichen Würde, denn es ist klar, was bei solchen Absichten der Päbstlichgesinnten, was England zu fürchten habe von den mächtigen Königen in Frankreich und Spanien, welches Zutrauen Eure königliche Würde haben könne auf die Königin von Schottland, was vollends Dero geliebten Unterthanen drohe, wenn, wie wir alle sterblich sind, wenn, was Gott spät wolle, Eure Majestät unbeerbt mit Tod abgehen und das Reich verwaist hinterlassen sollten. Dem schönsten, glücklichsten Reich droht Mord und Brand und Raub und Todtschlag; Gott weiß, welche Uebel!

Alles das wäre abgewandt, wenn sich Eure Majestät mit göttlicher Hülfe und nach dem Rathe der Großen des Reichs zu dem Gott so wohlgefälligen Stande der heiligen Ehe entschließen könnten, den der liebe Gott mit Kindern segnen würde. In Deutschland wundert sich Alles höchlich darüber, besonders aber die Augsburgischen Konfessions-Verwandten, daß Eure königliche Majestät das Ehelichwerden so lange aufschieben, da doch Gott selbst gleich anfangs bei der Schöpfung die Ehe eingesetzt hat, und für Dero Reich nichts nützlicher wäre, als eine Ehe. Unstreitig haben wohl Eure königliche Majestät nach Dero hohem Verstande das alles schon lange eingesehen, allein mein gnädiger Fürst und Herr hat es doch auch aus besonderer Zuneigung gegen England für seine Pflicht gehalten, Eure königliche Majestät besonders noch dazu zu ermahnen.

Gewiß, Allerdurchlauchtigste Königin, keinen Stand unter den Menschen hat Gott so hoch geehrt, als den ehelichen. Er hat den ehelichen Stand durch Erschaffung von Eva am

heiligsten Orte auf der Erde eingesetzt, er hat ihn häufig bestätigt, und die Hochzeiten selbst mit seiner Gegenwart beehrt. Ist nicht die Ehe der Grund aller Gesellschaften, der Anfang aller Verbindungen und aller Staaten, ist sie nicht der älteste, vortrefflichste, nothwendigste aller Stände? Auch die Heiden, ob sie schon nichts von der göttlichen Einsetzung dieses Standes wußten, haben denselben doch hochheilig gehalten, haben eine besondere Vorsehung der Götter für denselben angenommen, haben ihren Jupiter Gamelium genannt, zum Andenken, daß er ein besonderer Gott der Ehen sey, und Juno hieß Jugalis, weil man von ihr glaubte, daß sie die Ehegatten zu Tragung gleicher Sorgen und Beschwerden vereinige. Sahen so schon Heiden ein, daß die Ehe zu den ersten natürlichen Religionsgrundsätzen gehöre, wie viel mehr wir, die wir Gottes Befehl wissen, wachset und mehret euch; wir, die wir an Christus ein so schönes Vorbild haben, der sich die Kirche zu seiner Braut nahm.

Es würde kein Ende nehmen, wenn alle die großen Vortheile, welche die Ehe hat, erzählt werden sollten. Sie allein gibt unserm flüchtigen, vergänglichen Leben durch Hervorbringung von Kindern eine Art von Ewigkeit, sie ist die festeste, dauerhafteste, nutzbarste Gesellschaft. Wo kann ein Freund seinem Freund, ein Bruder seinem Bruder, ein Sohn seinem Vater das seyn, was Mann und Frau einander sind? Wer kann so alles Leid mindern, alles Leiden mildern, alle Freuden erhöhen, als eine gute Ehegattin? Welchen Freunden ist Alles so gemein, Leib, Seele und Vermögen, denn einem Paar Ehegatten? Daher sagt auch Homerus, nichts sey trefflicher, als ein stiller, feiner Hausfriede zwischen einem lieben Weibe und einem treuen Manne.

Und wie viel trefflicher ist noch dieß alles, wenn auf einer solchen Ehe und der Fruchtbarkeit derselben Erhaltung und Ausbreitung der wahren Religion beruht, wenn die Söhne,

die erzeugt werden, nicht bloß, wie Euripides sagt, Stützen der Familien, sondern Stützen des Staats, Stützen der wahren Religion seyn sollen.

Wollen Eure königliche Majestät die wahre Religion der Nachwelt erhalten, die Ruhe und das Glück von England fortdauernd machen, so schenken Sie uns doch Ihr Ebenbild. Weiß man doch aus alter und neuer Geschichte, daß oft, nach dem erblosen Tode großer Männer, Königreiche und Nationen an Fremde gefallen, oft ein Raub ihrer Feinde geworden sind. Wer kennt nicht den neuesten Fall von Hungarn? Was ist nicht Polens Schicksal? Und sollten Eure Majestät die Klagen ihrer Unterthanen, die einem ähnlichen Jammer schon entgegensehen, nicht erhören, und unter göttlichem Beistande nicht bemüht seyn, dem Reich einen Sohn zu schenken, der ein Ebenbild Ihrer großen Tugenden sey? Werden diese Wünsche der ganzen Nation nicht erhört, so wird sich der künftige ganze Zustand der Nation nach den Abwechselungen seiner Regenten richten, für deren Güte alsdann das Blut der Stamm-Mutter nicht sichert. Denn so war's von jeher: das Beispiel des Regenten gab der ganzen Nation Richtung.

Unter Alexander waren Alle Soldaten; unter August, Alle waren Poeten; Adrian machte sie Alle zu Philosophen. So gab immer jeder Regent einen neuen Ton an. Plinius sagt daher ganz richtig, keine göttlichere Wohlthat könne ein Regent seinem Volke erweisen, als Wohlthaten, die sich auf die Nachwelt erstrecken; keinen gültigeren Beweis seiner Göttlichkeit könne er geben, als einen guten Nachfolger. Was fehlt auch Eurer Majestät zu dieser göttlichen Vortrefflichkeit, als Nachkommen Ihresgleichen? Was wird Dero Namen mehr verewigen, als der Liebe zum allgemeinen Besten eine Privat-Abneigung aufzuopfern?

Aristoteles sagt im fünften Buch seiner Politicorum, Eltern müßten für Alles sorgen, was zu ihrer Kinder Wohl gehöre. Eure Majestät waren von jeher dieses Reichs trefflichste Mutter; sollten Sie gerade da aufhören es zu seyn, wo Sie die höchsten Mutterfreuden schenken könnten?

Plutarch sagt, die Fürsten seyen Diener der Gottheit, durch welche die Gottheit unter den Menschen Glück und Wohl austheile; Sokrates bei Xenophon sagt, einem Fürsten sey es ruhmvoller, Wohlthaten als Denkmäler zu hinterlassen, denn Trophäen. Die heilige Schrift nennt die Fürsten Götter; warum anders, als weil ihnen Sorge des Gegenwärtigen und des Zukünftigen übertragen. Wie können aber Eure Majestät Dero geliebten Nation Ihre Sorge für das Zukünftige besser bewähren, als wenn Sie der Nation Ihr Bild schenken? Wie viele tausend Unterthanen seufzen darnach! Wie viel hängt davon ab, daß es so bald als möglich geschehe, denn wir sterben täglich! Wie ruht allein nur darauf Erhaltung der Religion!)

Ergeben Sich doch Eure Majestät Gott und dem Staate als ein gehorsames Opfer. Werden Eure Majestät Erhalterin des göttlichen Worts, der allgemeinen Ruhe, des allgemeinen Glücks. Jedes andere Erhaltungsmittel ist unzureichend, als allein — Vermählung und Kinder.

Gewiß große Uebel sind's, die dem Reiche drohen, wenn Sich Eure Majestät nicht entschließen können, Gattin und Mutter zu werden. Nicht nur, daß Eure Majestät, selbst als Privatperson betrachtet, das größte Glück entbehren, denn Cicero sagt wohl recht, dem Menschen sey nichts angenehmer, als seine Kinder, sondern ich möchte wohl mit Euripides den ledigen Stand eine unaufhörliche Lebensarmuth nennen, ja mit Menander eine recht schmerzhafte Sache. Vermählt seyn und Kinder haben, ist ein wahres Königreich. So werde

denn Eure Majestät in einem doppelten Sinne **Königin**, in doppeltem Sinne Beglückerin Ihrer Unterthanen, in doppeltem Sinne Mutter derselben.

Gewiß so wird einst **Elisabeth** der Nachwelt als ein höheres, göttliches Wesen erscheinen, als ein Wesen, ähnlicher einer Gottheit, denn einem Menschen. Vom Himmel einer ganzen Nation geschenkt zum allgemeinen Wohl dieser ganzen Nation. Die Nachwelt wird erkennen, wie Elisabeth für Alles gesorgt habe; wie ihre erste Freude gewesen sey das allgemeine Wohl, wie väterliche Gesinnungen gegen Alle sie gehabt habe, wie sie ihre Privat-Unbequemlichkeiten dem allgemeinen Wohl froh aufgeopfert.

Ich will mich' nicht nach Vorschrift der zwölf Tafeln an die Censoren wenden, daß sie zum Heirathen anhalten sollen, sondern an Eure Majestät selbst will ich mich wenden, daß Sie als guter Staatsbürger handeln, als Vater des Volks sich erproben mögen. So viele Statuen Sie auch errichten lassen würden, so prächtige Gebäude Sie auch aufführen lassen würden, ein schöneres Monument auf die Nachwelt gibt's doch nicht, als ein Sohn ist, der das Bild der Mutter vor den Augen der Nachwelt trägt. Treuere Alliirte gibt es nicht, als eigene Kinder sind. Eine glücklichere Verbindung zur äußeren Sicherheit des Reichs ist nicht gedenkbar, als die einer Vermählung mit einem auswärtigen Fürsten. Sodann erst wird **Elisabeth** mit August sagen können: Ich habe die Stadt von Leimen gebaut gefunden; ich hinterlasse sie erbaut von Marmor.

Noch ist nichts übrig, als Eure Majestät unterthänig zu bitten, eine Ermahnung nicht ungnädig aufzunehmen, die aus den besten Gesinnungen meines Fürsten und Herrn floß.

Ich hatte während dieser meiner Rede auf die Physiognomie der Königin genau Acht gegeben. Sie lächelte, da

ich von Jupiter und Juno sprach. Da ich das dem Reich bevorstehende Glück beschrieb, so seufzte sie, und noch stärker seufzte sie, da ich von König Eduard sprach und von Eduards letzter Sorge für die Kirche und Religion. Sie machte eine kleine Verbeugung, da ich ihre Person schilderte, und verbeugte sich wieder, da ich die Dienste meines Herrn anbot.

Gleich da ich meine Rede angefangen, unterbrach mich die Königin, und bat mich, keinen Namen zu nennen, weil sonst die Hoffräulein, die zugegen waren, den Gegenstand der Unterhandlung errathen möchten. Sie habe zwar solche mitgenommen, die kein Latein verstünden. Doch da auch nur das Wort matrimonium öfters vorkam, so befahl sie dem Staatssekretär Cecil, die Hoffräulein zu unterhalten; sie allein wolle mich hören.

Nachdem ich meine Rede geendigt, ließ sich die Königin einen Stuhl geben, setzte sich; ich näherte mich ihr, ließ mich auf ein Knie nieder, um die Antwort derselben zu empfangen.

Die Aufforderung und Sorgfalt Ihres Fürsten und Herrn, fing sie an, ist mir sehr angenehm. Ich selbst habe Alles schon oft überdacht. Ich sehe wohl, wie viel Unglück dem Reiche bevorsteht, wie viel Glück durch eine Vermählung und durch Versicherung der Succession verschafft werden könnte. Aber von meinen ersten Jahren an, lange noch ehe ich Königin wurde, hatte ich einen Widerwillen gegen alles Heirathen. Nicht Vortheil, nicht Ehre, nicht Gefahren konnten mich dazu bewegen. Es ist bekannt, was ich unter meiner Schwester Regierung der Religion halber gelitten. Der König von Frankreich, der mich als Braut für seinen Dauphin Franz suchte, wollte mich befreien; ich konnte mich nicht entschließen. Der König von Schweden wollte eine Flotte auslaufen lassen; ich konnte mich nicht entschließen. Selbst meinem sterbenden Bruder habe ich diese Bitte nicht erfüllen können.

Hier brach die Königin ab, befahl den Hoffräulein, leiser zu sprechen, und entschuldigte sich über ihrem untauglichen Latein. Sie spreche selten Latein, häufiger Französisch und Italienisch. Sie sey daher sehr erschrocken, da sie gehört habe, daß ich lateinisch sprechen wollte. Man halte sie für viel gelehrter, als sie verdiene, und weil sie nie gleichgültig gewesen, was man von ihr sage, so habe sie das Glück genossen, daß man weit mehr Gutes von ihr sage, als sie verdiene.

Ich weiß wohl, fing sie darauf an, daß mein Widerwillen gegen alles Heirathen Vielen unglaublich scheint; aber so ist's doch. Da ich in meinem fünf und zwanzigsten Jahre Königin wurde, so hätte mich nichts gehindert, sogleich zu heirathen. Niemand glaubte auch, daß ich es bis jetzt aufschieben würde, und doch bin ich noch jetzt, wie ehedem, entschlossen, und so weit ich mich kenne, werde ich schwerlich zu einer Vermählung zu bewegen seyn. Wohl kümmert mich nichts so sehr, als mein Reich; nichts macht meinen Entschluß so wanken, als das Angedenken an die künftig möglichen Schicksale desselben. Ich wollte gerne zehnmal für dasselbe sterben, wenn es möglich wäre. Doch glaube ich, daß sich die künftigen Schicksale meines Reichs auch noch auf andere Weise versichern lassen, als durch meine Vermählung und durch Erben von mir. Daß der Ehestand ein guter und Gott angenehmer Stand sey, wisse sie wohl; sie leugne es auch nicht: sie habe aber eine natürliche Abneigung dagegen.

Eure Majestät nehmen doch aber gnädige Rücksicht (so fing ich wieder an) auf das allgemeine Beste. Sie erinnern sich des großen Elends, das England traf nach dem Tode ihres Herrn Bruders.

Das wisse sie wohl, sagte die Königin. Ihr eigenes Leben sey damals in großer Gefahr gewesen. England sey aber von jenen Zeiten betroffen worden, obschon die Reichs-

folge völlig gewiß gewesen. Wie gar nicht also Alles gewonnen sey, wenn sie auch Kinder habe. Sie würde sich demnach umsonst tausend Dinge, die ihrer Natur zuwider, in einer Ehe gefallen lassen, sie würde das Schicksal ihres Reichs dadurch doch nicht sichern, sie wolle einen Thronfolger herbeirufen, für dessen gute Eigenschaften eine noch weit trefflichere Mutter, als sie sey, bürgen werde.

Wohl hängt immer der gute Erfolg (antwortete ich der Königin) von Gottes Segen ab, doch Eurer Majestät wird es England zu verdanken haben, wenn keine Gelegenheit verfehlt werden wird, bei welcher Gott England segnen kann. Es wird doch immer mit großen Schwierigkeiten verknüpft seyn, wenn Eure Majestät einen von Dero Unterthanen zu Dero Nachfolger oder zu Dero Gemahl erwählen.

Der Mutter dessen (fiel die Königin ein), den ich zu meinem Nachfolger bestimmt habe, gebe ich willig vor mir den Vorzug.

Da ich die Gesinnungen Eurer Majestät nicht errathen kann, so wage ich es nicht, dagegen zu sprechen. Aber Aller ein Wunsch ist, einen Sohn der großen Elisabeth zu sehen. Eheliche Verbindungen sind so ganz der natürlichen Ordnung der Dinge gemäß, daß der Widerwillen, den Eure Majestät dagegen haben, mehr zufällig, als natürlich zu seyn scheint. Möchten Sich nur Eure Majestät entschließen; Gott, der Urheber der Ehe, würde es gewiß an seinem Segen nicht fehlen lassen.

Die Königin. Schwerlich drang man je noch in eine Königin so von allen Seiten her, daß sie sich vermählen sollte. Doch kann ich mich nicht überwinden. Der Ehestand mag Gott wohlgefällig seyn, aber für mich wäre er ein Sklavenstand.*)

---

*) Annulum nuptialem merito se vocaturam annulum jugalem.

Alinga. Trauen aber doch Eure Majestät nur in etwas allen den einsichtsvollen Männern, die dem Reiche viel Unglück prophezeien, wenn Sich Eure Majestät nie zu einer Vermählung sollten entschließen können. Ein Fürst lebt nicht sowohl für sich, als für den Staat, und Privat-Empfindungen müssen den Betrachtungen über das allgemeine Beste weichen. Das Vaterland bittet Eure Majestät mit einer Stimme um Dero Vermählung.

Die Königin. Das letzte versammelte Parlament drang auch — ich kann die Ursache ungefähr wohl errathen — so außerordentlich auf meine Vermählung, daß ich wohl sah, ich würde durch eine verweigernde Antwort viel von ihrer Liebe verlieren, so versichert ich auch sonst im Ganzen ihres Gehorsams bin, und so wenig ich deßwegen für meine Krone zu fürchten habe. Ich antwortete deßwegen so, daß die Antwort nach beiden Seiten gedeutet werden konnte. Das Parlament hat meine Antwort nach seinem Wunsche ausgelegt, daher entstand die Sage von meiner Vermählung, so wenig ich je dazu entschlossen war.

Ich muß mich übrigens sehr wundern, daß die Sage von Vermählung mit einem der Großen meines Reichs *) bis nach Deutschland gekommen. Ich liebe ihn wie mich selbst und wie einen Thronerben, aber nicht wie meinen Gatten. Einen Freund liebt man wie sich selbst, einen Gatten aber würde ich mehr lieben, als mich selbst, denn ich würde mich ihm ganz überlassen. Wer sich dem Andern ganz überläßt, zieht den Andern sich selbst vor.

Alinga. Eure Majestät haben vollkommenst Recht. Von der Vermählung mit einem englischen Großen aber habe ich nichts in Deutschland gehört.

---

*) Robert Dudley Graf von Leicester.

Die Königin. Nie etwas dieser Art?

Alinga. Ganz nichts. In Deutschland ging bloß unter dem Volk die Sage von einer Vermählung Eurer Majestät mit dem König von Schweden; allein es war bloß Volkssage, die Niemand von Bedeutung glaubte.

Die Königin. Ich wundere mich doch, warum ihr Herzog gerade in dieser harten Zeit eine Gesandtschaft schicken mochte.

Alinga. Er ist ein großer Verehrer der wahren Religion, und sehr besorgt wegen allen den Angriffen, welche die Anhänger des Pabstes auf die wahre Religion machen. Er sah mit großer Bekümmerniß, welche Gefahr England drohe, wenn Sich Eure Majestät nicht vermählen sollten, und er hielt es deßwegen für seine Pflicht, seine theilnehmenden, dankvollen Gesinnungen gegen England auch dadurch zu erproben, daß er Eure Majestät durch eine eigene Gesandtschaft darum bitten ließ.

Die Königin. Ich bin ihm dafür sehr verbunden. Ich verwerfe auch die Sache noch nicht ganz. Es wird aber schwer halten. Hier lächelte die Königin, und versicherte mich, daß sie mich nicht länger mit ihrem schlechten Latein aufhalten wolle. So verließ die Königin das Zimmer nach einer ungefähr zweistündigen Audienz.

Gleich den folgenden Tag ging ich des Nachmittags zum Staatssekretär, und bezeugte ihm mein Erstaunen über die Antwort der Königin. So hat sie uns schon oft geantwortet, sagte Cecil; ich hoffte aber, ihre Gesinnungen seyen in diesem Punkte milder geworden, besonders wegen der jüngst gethanen Bitte des Parlaments. Vielleicht wollte sie nur nicht gleich in der ersten Audienz ihre Gesinnungen erklären.

Nach den Nachrichten von Mundt, versetzte ich, würde ich eine ganz andere Antwort erwartet haben. Mundt sagte

mir, die Königin habe sich seit der letzten Parlamentsbitte zum Heirathen entschlossen.

So weit ist's nicht, fiel Cecil ein. Ich selbst habe ihm auch nicht mehr geschrieben, als daß es mir höchst leid thue, daß die Traktaten mit dem österreichischen Prinzen Karl abgebrochen worden, und daß jetzt vielleicht mehr als jemals ein geschickter Zeitpunkt wäre, dieselben von Neuem anzufangen.

Wie ist, antwortete ich, vom Prinzen Karl zu sprechen, so lange die Königin alles Heirathen verwirft? Ihre gestrige Rede und Unterhandlung, war Cecil's Antwort, wurde sehr gelobt von der Königin; bei Gott und bei dem Glücke dieses Reichs bitte ich Sie, anhaltend fortzufahren. Sie haben es zwar in der rechten Ordnung angefangen, daß Sie die Königin erst nur zum Heirathen überhaupt zu bewegen suchten, aber oft gelingt doch mit den Damen nach der verkehrten Ordnung, was nach der geraden und rechten nicht gelingen wollte. Er bat mich also sehr, ihr die Partie des Prinzen Karl dringendst zu empfehlen.

Alinga. Das kann ich nicht thun. So würde ich die Grenzen meines Auftrags überschreiten, denn weder der Prinz selbst, noch sein Herr Vater weiß von dieser Unterhandlung. Mein Herr schickte mich bloß für sich als Privatmann, um die vorläufige Einwilligung der Königin zur Vermählung mit dem Prinzen Karl und die Bedingungen dieser Vermählung zu erkundigen. Alsdann erst wird er sich alle Mühe geben, die Sache durchzutreiben, und zu Vollendung der Sache mögen alsdann gemeinschaftliche Kommissarien irgendwo zusammenkommen.

Cecil. So ist Alles vergeblich. Nie wird sich die Königin vorläufig erklären. Soll denn die Königin den Bräutigam suchen. Ich bitte Sie sehr, dieser Punkte gar nicht zu gedenken gegen die Königin.

Alinga. Und der Kaiser wird nie wieder eine Gesandtschaft schicken, wenn er nicht vorläufige Hoffnung hat.

Cecil. So bleibt's also dem lieben Gott überlassen.

Alinga. Sie könnten vielleicht doch der Königin vorstellen, wie völlig unverfänglich es ist, wenn sie geruhen wollte, vorläufig gegen meinen Herrn sich zu erklären, der es alsdann gewiß am kaiserlichen Hofe so betreiben wird, daß eine ansehnliche Bewerbungs-Gesandtschaft kommt.

Cecil. Dazu wird kein Sterblicher die Königin bewegen. Sprechen Sie aber mit einigen Lords, daß sie die Königin zur Vermählung mit dem Prinzen Karl überreden sollten.

Alinga. Leider kann ich dieses nicht thun. Sonst würde ich als ordentlicher Heiraths-Nogociateur erscheinen.

Cecil. Ich sehe aber doch in der That nicht ein, wie sich der österreichische Prinz schämen darf, die Hand einer so großen Königin zu suchen. Fürwahr, Philipps Vermählung mit Maria wäre nie zu Stande gekommen, wenn nicht Philipp selbst gekommen wäre.

Wir wurden endlich eins mit einander, die Sache von dieser Seite vorzustellen. Da die Erneuerung der Traktaten von beiden Seiten großen und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten ausgesetzt sey, so habe es mein Herr übernommen, dazwischen zu treten, und deßwegen müßte er der Gesinnungen von beiden Theilen versichert seyn; er lasse also auch die Königin um ihre Erklärung bitten.

Ich bat also bei dem Staatssekretär um eine nochmalige Audienz bei der Königin, die ich auch den nachfolgenden Tag Nachmittags nach drei Uhr erhielt.

In dieser Audienz wiederholte ich zum Theil mit noch mehreren und stärkeren Gründen die in der vorigen Audienz angebrachten Vorstellungen. Da ich in meiner Rede die Ehe

ein wünschenswürdiges Uebel nannte, so lachte die Königin, und als ich den ganzen Vortrag geendigt, so fing sie an: Ich danke Ihrem Herzog, daß er sich in dieser meiner Angelegenheit so sehr verwenden mag.

Auf alle Ihre Gründe zu antworten, bin ich nicht gelehrt genug; allein es braucht auch nicht so vieler Gründe; wenn ich je heirathen werde, so werde ich es nie als Elisabeth, sondern als Königin thun.

Ich bin schon in jüngeren Jahren von Mehreren gesucht worden. Den Antrag des Königs von Spanien habe ich gleich den ersten Tag abgewiesen. Der König von Frankreich hat mir zu dreien verschiedenen Malen Vorschläge thun lassen. Der König von Schweden wollte selbst kommen; er ist dreimal deßwegen zu Schiff gegangen, und bloß bald durch Sturm, bald durch Kriege verhindert worden. Jetzt traktirt er mit dem Landgrafen von Hessen, was ich leicht hindern könnte. Wer die Verhandlungen mit dem Kaiser abgebrochen, weiß ich nicht. Ich weiß wohl, der Kaiser gibt mir Schuld; ich könnte aber mit Recht sagen, er habe mir hiebei eine Beleidigung erwiesen. Es würde zu weitläufig seyn, alle deßhalb zwischen dem Kaiser und mir gepflogenen Traktaten zu erzählen; er glaubte wohl, ich sey keine Partie für seinen Sohn. Er mag Recht haben; aber eine Königin von England wäre doch wohl eines kaiserlichen Prinzen würdig.

Alinga. Alle Patrioten bedauern außerordentlich, daß sich diese Traktaten zerschlugen, da das Wohl der Kirche und das ganze Wohl der Augsburger Konfessions-Verwandten auf der glücklichen Vollendung derselben beruhte. Nun ist freilich die Sache in große Schwierigkeiten verwickelt. Eine Dame kann nicht den Anfang machen, sich wieder zu nähern, und der Kaiser kann, ohne seiner Würde zu vergeben, den Anfang

nicht machen, da er schon einmal einen vergeblichen Versuch gewagt. Man muß Gott bitten, daß er die Sache lenke.

Die Königin. Der Kaiser macht es mit mir wie die alten Weiber. Wenn sie die meiste Schuld haben, so fangen doch sie an, zu zanken. Da ich den eigenen Antrag des Königs von Spanien abwies, so machte mir dieser Vorschläge wegen seines Sohnes. Er schrieb hieher an seinen Gesandten, die Sache zu betreiben; allein dieser, ein Bischof, war sehr kaltblütig dabei, und ich war nicht entschlossen zu heirathen. Sobald sich der kaiserliche Gesandte von Breuner der Sache angelegentlicher annahm, so erklärte ich zwar, daß ich gesonnen sey zu heirathen, aber noch nicht entschlossen: wann? und wen? doch entschlossen, nie mit Einem mich zu vermählen, den ich nicht vorher gesehen. Das traurige Beispiel meiner Schwester Maria sey mir unvergeßlich. Der Gesandte versicherte mich, der kaiserliche Prinz werde selbst kommen, wenn er nur Sicherheit des Geleits und Versicherung der Verschwiegenheit erhalten könne. Lächelnd sagte die Königin, gerne wäre ich wieder aus Furcht vor dem Heirathen ganz zurückgetreten; doch versprach ich ihm sicheres Geleit, nur sollte die Sache nicht so aussehen, als ob ich den Prinzen hätte rufen lassen. Jeder Theil muß noch völlig frei seyn, nachdem wir uns persönlich kennen gelernt haben.

Man versprach mir heilig, der Prinz würde kommen. Der König von Spanien befahl seinem Gesandten, ein Quartier zu rüsten. Die Zeit der Ankunft wurde bestimmt. Der Prinz kam nicht. Man hatte dem Kaiser nachtheilige Dinge von meiner Person vorgebracht. Er nahm allerhand Vorwand, warum er die Unterhandlung abgebrochen.

Hier entschuldigte die Königin wieder ihr schlechtes Latein; sie habe es nicht mehr seit ihren Konferenzen mit dem Grafen von Helfenstein gesprochen. Dieser, sagte die Königin,

hat so viel falsches Rühmen von meinen Kenntnissen ausgebreitet; wenn er gegenwärtig wäre, ich würde ihn der Unwahrheit anklagen.

Alinga. Man wird von dem vortrefflichen lateinischen Ausdruck Eurer Majestät nie Ruhmvolles genug sagen können.

Die Königin. Der Kaiser macht's also wie die alten Frauen. Um unschuldig zu scheinen, fängt er den Zank an. Er hat vielmehr mich beschimpft, als daß ich ihn beschimpft haben sollte.

Alinga. Wie wäre denn aber, gnädigste Königin, die Unterhandlung wieder anzufangen.

Die Königin. Soll ich ihm mit offenen Armen entgegen eilen, und ihn bitten, daß er mir seinen Sohn zum Gemahl gebe. Das wäre wohl die Strafe für mich, nun nach einander meine alten Freier selbst wieder zu suchen, weil ich sie abgewiesen habe.

Alinga. Eure Majestät haben vollkommen wahr, ich hoffe aber, daß sich Mittel finden lassen sollen, wenn nur Eure Majestät von einer Vermählung mit dem Prinzen Karl nicht abgeneigt sind. Ein vortrefflicherer Prinz läßt sich schwerlich denken, nach Charakter, Kenntnissen und Erziehung. Das glaube ich wohl, daß es dem Vater unglaubliche Ueberwindung kosten wird, ihn auf die See zu schicken. Ich wüßte nicht, was England vortheilhafter seyn könnte, als Eurer Majestät Heirath mit diesem Prinzen, und was dem Reiche nachtheiliger, als wenn sich der Prinz mit der Königin von Schottland vermählen sollte.

Einzig aus Liebe zum allgemeinen Besten bietet sich mein Herr beiden Theilen an, um die abgerissenen Traktaten zu erneuern, allein er kann nichts in der Sache thun, ehe er der Gesinnungen Eurer Majestät versichert ist.

Die Königin. Ich soll also meine Gesinnungen für den Prinzen Karl erklären? Was heißt dieses anders, als ihn suchen? Warum verlangt man zuerst meine Einwilligung?

Alinga. Am Prinzen wird's nie fehlen, und bei dem Vater hat man doch die kaiserliche Majestät ein wenig zu schonen. Willigen nur Eure Majestät ein, ob man die Sache mit einiger Hoffnung wieder versuchen dürfe. Der Schimpf für das österreichische Haus wäre doch zu groß, wenn Eure Majestät jetzt schon beschlossen hätten, ihn nicht zu heirathen; und er sollte sich doch wieder melden.

Die Königin. Er mag's versuchen. Ich werde ihn nicht rufen. Ich weiß wohl, keine Vermählung mit irgend einem auswärtigen Prinzen hat so viele Vortheile, als diese. Die Großen meines Reichs haben einmal von mir verlangt, daß ich einen aus ihnen heirathen sollte. Das hat mich empört. Gewiß nie werde ich einem meiner Unterthanen die Hand als Gattin geben.

Alinga. Eure Majestät sind sehr gnädig, daß Sie Ihren Entschluß, sich zu vermählen, zu erklären geruhten, und noch überdieß den Entschluß der Vermählung mit einem auswärtigen Prinzen. Möchten Sie doch nur in größtem Geheim, kein Sterblicher soll etwas davon erfahren, wegen der Vermählung mit dem österreichischen Prinzen nur gegen meinen Herrn Dero Gesinnungen äußern, damit er am kaiserlichen Hofe die Negociation anfangen und betreiben kann.

Die Königin. So würde ich mich vorläufig dem Prinzen verbindlich machen. Das kann schwerlich geschehen.

Da nun die Königin hinweggehen wollte, so schärfte sie mir noch einmal die höchste Verschwiegenheit ein, und es sollte den Schein haben, als ob ich bloß wegen Religionsunterhandlungen gekommen wäre. Ich bat noch einmal um baldige gnädigste Entschließung, weil der Kardinal von Lothringen

sehr eifrig für die Königin von Schottland negociire. Das weiß ich, sagte die Königin, und ich schrieb ihr jüngst im Scherze, da sie den Sohn heirathe, wollte ich mich mit dem Vater vermählen.

* * *

Den 26sten hatte ich meine letzte Audienz bei der Königin, die fast noch herablassender und gnädiger war, als vorher. Da ich aber auf meinen Hauptantrag kam, so erklärte sie gerade, daß sie nie eine vorläufige Versicherung geben würde. Der Prinz mag kommen und mag es versuchen. Ich werde, sagte die Königin, nie vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Näher werde ich mich nie erklären, und so nahe als dießmal habe ich mich noch nie gegen irgend einen Gesandten, selbst nicht einmal gegen die Stände meines Reichs erklärt. Selbst was ich gestern gesagt habe, einen auswärtigen Prinzen betreffend, ist mir mehr abgelockt worden, als daß es meine Erklärung wäre.

Ich fing hierauf an, französisch zu sprechen:

Madame, j'eusse eu confiance grande, que V. M. m'eut soulagé d'une meilleure réponse, hardiment si dis-je. Mon Seigneur et Maître et tous ceux, qui aiment le bien public, seront bien marris, que cette très-útile tractation sera ainsi delaissée, et ne tient qu'à un petit mot de la déclaration de la volonté de V. M. qu'elle peut faire secrètement à mon Seigneur et Prince en toute assurance, que personne du monde ne sache rien que lui, et à cette heure tant s'en faut, que V. M. avance la cause, qu'elle ne recule plûstôt de ce qui avait été promis.

Voudriez-Vous, si dit-elle, que je parlasse français. Tout ce qui plaira à Votre Majesté, si dis-je. Ici elle recommença à compter, comment l'Empereur avait de-

laissé le traitement du mariage, non pas elle, et cela est vrai, si dit-elle, ils m'avaient promis, que Charles viendrait par deça. Le Roï d'Espagne ne sut point autrement, voire il m'envoya des lettres (si dit-elle) pour les faire tenir ici à Charles. Etant averti par moi, que l'Empereur avait revoqué son ambassade, et changé sa volonté, était-il, dit-elle, bien fort fâché. Mais quoi qu'il soit, si dit-elle, l'Empereur ne m'a point voulu pour sa belle-fille. On lui avait dit (si dit-elle) tant de mal de moi, qu'il changea totalement sa volonté de moi. Par ainsi je ne le puis sans honte recommencer. Mais, si dis-je, comment le faudrait-il donc tenter? V. M. me dit dernièrement d'avoir vouée de ne se marier qu'elle n'eût premièrement vu l'époux, ce qui faire se ne pourra, qu'avec grande difficulté. Car c'est contre l'usage des Princes. Sur cela, dit-elle, je ne m'arrêterai pas. Je le trouve étrange, dit-elle, de parler à cette heure français, après avoir si longuement parlé latin. Mais comment parlerai-je au Charles, quand il me parlera en Allemand de Constantinople? Je le rencontrerai (car j'entends assez bien l'Allemand, si dit-elle, encore que je ne le parle point) de Londres. Il parle, dis-je, bon latin, et français avec. Non fait, dit-elle, il parle bien peu de français, et moins encore, si dit-elle, de latin. Le Roi de Danemarc, de Suède, et le fils du Roi de Portugal ont bien voulu venir par deça, pour se me montrer, dit-elle, encore que je ne les demandais jamais, et ce barbare Roi de Suède, dit-elle, a fait dépenses grandes pour ce mariage. Mais comment, dit-elle, eussions-nous été d'accord, étans de moeurs si fort diverses? Car encore que je m'accommode le mieux, si faut toujours craindre qu'ils ne pourront rien delaisser de leurs coutumes. De

cela, dis-je, ne faut rien craindre en ce mariage ici, car il n'y a nations au monde (dis-je) qui se ressemblent mieux des moeurs et coutumes, que les Allemands et Anglais; encore, dis-je, lui étant nourri à la cour d'un si grand Seigneur et en lieu d'Allemagne, là où ils sont le plus cérémonieux ès moeurs du monde, faire ne se peut, qu'il ne soit des moeurs bien courtois. Car, dis-je, de ce côté là d'Allemagne ils se tirent un petit sur l'Italien. Cela est gentil, dit-elle, certès j'aime la manière et moeurs des Italiens sur toutes autres du monde, me semble que je suis demie Italienne. Mais, dis-je, Madame, ne veut V. M. aucunement approcher plus près à celle fin, que je puisse soulager mon Prince d'une bonne réponse, qui n'attend que tout bien de V. M. Je ne puis, dit-elle, dire autrement, faut que je demeure in Majori, si Minorem addam, vous lirerez, dit-elle, la conclusion. V. M. fait, dis-je, que le chemin entre deux est grand, elle nous peut avancer pour beaucoup, tant seulement par un petit mot. Et, dis-je, ne pourra pas bien mon Prince par consentement de V. M. suader à l'Empereur de recommencer l'action? Car je m'assure, dis-je, si V. M. se conforme un petit, qu'il y aura ambassade, devant que soit long-temps. Cela tient à l'Empereur, dit-elle, mais plût à Dieu (dit-elle) que Votre Prince fut envoyé en ambassade, ce serait un des plus grands plaisirs que je pourrais avoir en ce monde. Cela, dis-je, se fera à grande peine, mais quoi, dis-je, touchant le consentement? Vous m'entendez jusque là, dit-elle, que j'accommode ma volonté au mariage par necessité, non pas autrement; de soliciter aucun, ce n'appartient pas à moi. Regardez l'utilité grande de ce mariage, dis-je, et avancez un petit la cause. Je sais bien trois encore,

dit-elle, plus utiles, mais nul plus honorable. L'Empereur, dit-elle, fera ce qui lui plaira. Il m'écrivit un jour, dit-elle, qu'il desirait sur toutes choses du monde de me voir, car il se disait avoir beaucoup oui dire de moi, et depuis, dit-elle, n'a-t-il pas voulu que je fusse sa belle fille. Mais, Madame, dis-je, par ce que c'est une chose, qui touche tout le royaume, ne faudrait-il pas avoir le consentement des états du pays? Non pas, dit-elle, pour le mariage, car ils me sont sujets, non pas moi à eux; mais pour le gouvernement du pays (dit-elle) faudrait parler par après avec les états. Ne pourrait-on pas bien, dis-je, être un petit instruit des conditions, par lesquelles le mariage se pourrait faire? Mais que nous connaissions le personnage, dit-elle, nous parlerons par après des conditions. V. M., dis-je, me déconforte grandement par ce, qu'elle ne se découvre en sorte du monde. Je vous ne puis dire, dit-elle, autre chose; l'Empereur, qui a desisté, s'il veut, qu'il recommence, et attende l'issue de tout. Me semble, que je mérite aussi bien que l'Empereur ait regard sur moi, que moi sur lui. Car je sais bien toutes choses; agitur de regno. Si j'étais avec lui deux heures, nous ferions possible grande chose, mais à cette heure je me tiendrai aussi bien sur les doigts de mes pieds que lui. Et s'il envoye de son gré Charles pas deça, dit-elle, il m'obligera tant plus davantage. Mais ce sera pour la Reine d'Ecosse, qui est belle et jeune. Je crois, dis-je, qu'il ne sera rien de cela. Si est ce, dit-elle, qu'elle l'attend bien fort, et pourquoi, si dit-elle, ne se ferait-il pas? Il ne se voudrait possible (si dis-je) rendre en mariage avec une veuve. Si fera, dit-elle. Votre Prince, dit-elle, remercie-je beaucoup, et m'efforcerai de trouver

moyen pour me montrer grate envers lui, vous recommandant ainsi à Dieu. Mes lettres vous baillera de main mon secrétaire. Ainsi me mit les mains sur mes épaules, et depuis s'en alla. Mon Prince, dis-je, a bien voulu déclarer son affection tant envers V. M. qu'aussi envers le bien public; mais puisque son avis ne trouve autre lieu, il faut le tout recommander à Dieu.

VII.

Summarische Entwicklung der Entstehungs-Geschichte des englischen Parlaments. *)

Aus dem Feudalsysteme, das sich im elften und zwölften Jahrhundert fast über ganz Europa verbreitete, haben sich die entgegengesetztesten Verfassungen entwickelt. Wer erkennt in unserer deutschen Reichskonstitution und in der englischen Verfassung zwei Töchter einer Mutter? Wer erkannte in ihnen auch noch vor zwei Jahrhunderten die Familienähnlichkeit? Wie eine und eben dieselbe Verfassung war es in Frankreich und in Deutschland, zu Ende des ersten Jahrtausends nach Christus; und wie unähnlich waren sie sich unter einander, ehe auch nur drei Jahrhunderte verflossen waren. Mit Verfassungen scheint es fast zu gehen, wie mit Menschen und mit Pflanzen; nur daß die politische Geschichte sicherer zum Ursprunge der ersten Einheit hinführt und sicherer durch alle Ursachen der verschiedensten Metamorphosen hindurch leitet, als je die Naturgeschichte thun kann. Besonders bei der englischen Verfassung lassen sich die Epochen genau bezeichnen, wie sie nach und nach vom Feudalsystem überging zur ausgebildeten, glücklichen Konstitution eines freien Volks. So

*) Aus Meiners und Spittler's Gött. hist. Mag. Bd. V. S. 613 — 653.

ist's wenigstens in der Geschichte eines der wichtigsten Theile dieser Verfassung, in der Geschichte des Parlaments.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, noch im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts bestand die ganze sogenannte Nationalversammlung aus lauter Vasallen. Nur sie, die Vasallen, machten gleichsam die Nation aus. Wer außer ihnen im Lande da war, der war hörig zu ihnen; er war ihr Hintersaß, ihr Pächter, ihr Bauer. Und was auch damals von Städten schon existirte, und welche der Städte schon groß geworden waren, sie standen meist dem Könige fast eben so zu, wie dem Vasallen seine Hintersassen. Das Verhältniß war ungefähr eben dasselbe, ob es sich schon bald in einzelnen Fällen durch vielfache Modifikationen geändert zu haben scheint.

Selbst der Bischof und Klerikus, der auf der großen sogenannten Nationalversammlung erschien, war kraft der Kirchengüter, die er besaß, Vasall des Königs, denn schon Wilhelm der Eroberer hatte durch die gewaltthätigste Operation alle freien Kirchengüter in Lehngüter verwandelt; selbst also auch der Bischof erschien als Vasall. Man kann mit Wahrheit sagen, die weltlichen und geistlichen waren eigentlich nicht zwei Stände, sondern nur ein Stand. Das strenge Lehnrecht galt dem Einen, wie dem Andern. Das Verhältniß des Einen zum König war wie das Verhältniß des Andern, und wenn nicht der König bei der Wahl der Kapitel und bei der Ersetzung der großen geistlichen Stellen einen mächtigen, eigentlich illegalen Einfluß behauptete, so war es für ihn gerade eben so, als ob diese Kirchen-Lehngüter erblich wären; und sie waren's mehr noch, als diejenigen, die die Weltlichen hatten, sie konnten nie heimfallen.

Von was auch auf einer solchen sogenannten National-Versammlung die Frage war, kein Städte-Deputirter wurde gerufen, kein Deputirter irgend einer Gemeinheit kam zum

Vorschein. *) Man darf nur die große Freiheitsurkunde vom 15. Juni 1215 vergleichen, um zu sehen, wie damals noch die Städte erst im Anfang von Privilegien und Freiheiten waren. Und ehe viele einzelne Privilegien derselben vorangingen, ehe Reichthum und Macht derselben stieg, ehe auch die Anzahl derselben sich vermehrte, ehe war an Entstehung eines dritten Standes nicht zu gedenken.

Bloß die Vasallen wurden gerufen, aber eben dieselbe erst angeführte Freiheitsurkunde **) zeigt, daß damals auch in Ansehung der Vasallen schon ein Unterschied war, der nothwendig bei der großen Verschiedenheit derselben an Reichthum und Macht schon in frühe und erste Zeiten des englischen Lehensystems hinaufsteigt, und so klein er auch zu seyn schien, doch bald auch zur nahen Veranlassung eines größeren und wichtigeren Unterschieds werden mußte. Die großen Va-

---

*) Die Stadt Barnstaple in Devonshire producirte zwar 1341 ein altes Privilegium von König Athelstan, daß sie das Recht haben sollte, zu jedem Parlament zwei Deputirte zu schicken. Allein die Urkunde war sicher unecht, ob sie schon 1344 endlich in England anerkannt ist. Und gesetzt auch, daß es zur Zeit König Athelstans gewesen wäre; mit Wilhelm dem Eroberer war ein ganz neues Staatsrecht und eine ganz neue, auf den Ruin der alten sich gründende Verfassung entstanden. Ich weiß wohl, daß es einige englische Geschichtforscher gibt, die dieses leugnen; aber aus welchen unbedeutenden Gründen. Man darf nur die magna charta lesen, um die damalige (1215) Parlamentsform wahrzunehmen.

**) Es heißt in der magna charta:

Et ad habendum commune concilium regni, de auxilio assidendo aliter quam in tribus casibus predictis vel de scutagio assidendo, summoneri faciemus archiepiscopos, episcopos, abbates, comites et majores barones sigillatim per litteras nostras. Et preterea faciemus summoneri in generali per vicecomites et ballivos nostros omnes illos, qui de nobis tenent in capite etc.

sallen, Erzbischöfe, Bischöfe, Earls und andere große Barone wurden durch eigene Schreiben um ihre persönliche Erscheinung gebeten; die kleineren Vasallen nur durch den Sherif oder Baillif zum Erscheinen aufgefordert. Wir würden nach unserem Kanzleistyl jene Schriftsassen und diese Kanzleisassen nennen. Im Votiren selbst, so viel sich sehen läßt, war kein Unterschied. Das Votum des kleinen Lehenmanns war eben so gut, als das Votum des großen Barons, und diese so auffallende Ungleichheit war doch wohl nie in den Folgen sehr fühlbar, weil ohnehin der große Baron gewöhnlich nur das hielt, wo ihn sein eigenes Wort band.

Uebrigens mußte die Ursache des ausgeschriebenen Konvents im Ausschreiben selbst angegeben, Ort und Tag genau bestimmt werden, und damit Alle erscheinen konnten, die zu erscheinen Lust hatten, so sollte das Ausschreiben wenigstens sieben Wochen vor dem fixirten Tage der Eröffnung des Konvents ergehen. An dem im Ausschreiben einmal bestimmten Tage wurde der Konvent eröffnet; ob Viele oder Wenige, ob Alle oder wer auch da war. *)

So lautete die Regel, und so war's auch gewöhnlich. Es ergab sich alsdann von selbst, daß der Konvent bald zahlreich und prächtig, bald unbedeutend und gering wurde, je nachdem eine Angelegenheit vorkam und je nachdem die Zeiten waren. Am meisten lag dem Könige daran, daß die großen Vasallen fleißig erschienen, denn ob es schon Gesetz war, daß was einmal die Anwesenden beschlossen, als Gesetz gelten sollte, der mächtige Vasall hielt sich doch gewöhnlich nur durch s e i n e Einwilligung gebunden, und ohne seine Einwilligung war sein Gehorsam schwer zu erhalten, weil er selbst einer der wirksamsten Theile der exekutiven Macht war.

---

*) Lauter Bestimmungen, die in der charta magna vorkommen.

Man findet keine Veränderung dieser Verfassung vor dem Jahr 1258, und was alsdann in diesem Jahre geschah, geschah bloß in einem großen Sturme. Doch gleich im ersten Sturme, so groß er auch war, kommen noch keine Deputirten des dritten Standes zum Vorschein.

Eine mächtige Partie der großen Barone, an deren Spitze der eigene Schwager des Königs, der kühne Simon von Montfort, Graf von Leicester, stand, zwang 1258 den schwachen König Heinrich III. zu einem Vergleiche, der das klarste Denkmal der siegenden Oligokratie und der völlig gestürzten Monarchie war. Vier und zwanzig Barone, deren die Hälfte der König selbst ernannte, die andere Hälfte von den Vasallen gewählt wurde, vier und zwanzig Barone erhielten das Recht, mit unumschränktester Autorität die ganze Reichsverfassung zu reformiren, den Rath des Königs zu besetzen, die Haushaltung desselben zu reguliren, alle großen Kron-Beamten und alle Gouverneurs der königlichen Schlösser zu ernennen, kurz, so lange es ihnen wohlgefiel, den König zu spielen. König Heinrich selbst und sein ältester Prinz Eduard, und wer damals in England ein Amt trug, mußte einen feierlichen Eid thun, den Verordnungen der vier und zwanzig Barone zu gehorchen.

Es mußte viel zusammentreffen, bis es so weit kam. Schon vier und zwanzig Jahre lang*) litt sich die Nation mit dem schwächsten König, der leicht versprach und immer neu versprach, und nie Wort hielt. Alle Hoffnungen waren längst verschwunden, die die Nation aus Ministerial-Veränderungen schöpfte, denn der nachfolgende Günstling oder Minister war gewöhnlich noch räuberischer, als sein Vorgänger, weil er weniger fand, als dieser, und weil ihn das Beispiel

*) Denn 1223 wurde Heinrich III. vom Pabst für volljährig erklärt.

des Vorgängers lehrte, auch für seine Nothzeiten frühe genug zu sorgen. Schon 1233 erklärten die Barone dem König durch eine eigene Gesandtschaft, daß sie ihn und seine Günstlinge hinwegjagen würden, daß sie die Krone einem Würdigeren zu geben entschlossen seyen, wenn er nicht seinen Liebling, den räuberischen Bischof von Winchester, und die unersättlichen Freunde desselben hinweg thue. Im gleich folgenden Jahre geschah denn auch dieß alles, was die Barone wünschten, die Nation gewann aber wenig; der König war und blieb schwach, das Werkzeug eines Jeden, der ihm nahe genug kam, um ihn brauchen zu können. Sobald der alte Minister gestürzt war, so war's die Königin und ihre Freunde und Landsleute, über deren Raubsucht und Ungerechtigkeit die Nation billig allgemein zu klagen hatte.

Es war schon 1244 so weit gekommen, daß man ihn endlich wirklich entsetzen und das Reichsregiment vier großen Baronen auftragen wollte. *) Heinrich kam noch zuvor, er ließ schnell die zusammengerufenen Barone auseinandergehen, er hob das versammelte Parlament auf. Die Geldnoth zwang ihn aber bald wieder zu einem neuen Parlament, und die Nation gab noch einmal einen Beweis ihrer immer noch hoffenden Gutmüthigkeit. Sobald König Heinrich die großen Freiheitsurkunden **) noch einmal feierlich beschwur, so gaben sie ihm, der doch Wort und Eidschwur nie hielt, neue Summen von Taxen. ***)

Zuletzt einmal doch mußte man mit einem solchen König an's Ende kommen, und bei dem nächsten besten vollstän-

*) S. hier, wie in dieser ganzen Erzählung, die gleichzeitige Chronik des Matthäus Paris.

**) Die charta magna und die charta de forestis.

***) S. Matth. Paris ad a. 1253.

digen Parlamente, zu dem ihn endlich unfehlbar neue Geld-Bedürfnisse zwangen, trieben die versammelten Barone ihren Entschluß durch, der König mußte sich unter die Tutel ihrer Aristokratie setzen lassen; die oben bemerkte außerordentliche Gewalt wurde 24 Herren aus ihrem Korps übertragen.

Diese 24 Reichs-Reformatoren machten unter anderen höchst nützlichen Verordnungen auch sogleich das Gesetz, daß künftighin alle Jahre drei Parlamente gehalten werden sollten, im Februar, im Junius und im Oktober; und daß man in jeder Grafschaft, zu genauester Untersuchung der Beschwerden in dieser Grafschaft, vier Ritter zu wählen habe, von denen eben diese Beschwerden dem Parlamente vorgelegt werden sollten. *)

Was aber hier jetzt Parlament hieß, war nichts weniger als das, was bisher diese Benennung trug. Ein gewählter Ausschuß von zwölf Baronen, der damals gleich bestimmt wurde, und der nun den Repräsentanten gesammter Vasallen vorstellte, sollte je alle vier Monate in den bestimmten Terminen mit dem Konseil des Königs sich vereinigen und die dringendsten National-Bedürfnisse besorgen. Diese Vereinigung und Konvent war das sogenannte Parlament.

Fürwahr ein schöner, zusammenhängender Plan, den sich Graf Simon von Leicester gemacht hatte! Jene fünfzehn Personen, aus welchen das Konseil des Königs bestand, hatten er und seine Partie ernannt, und nun formirten sie auch einen Ausschuß der ehemaligen großen National-Versammlung, der ganz nach ihrer Willkür formirt war, und in den sie vielleicht auch eben deßwegen bloß einen Geistlichen, den Bischof von London, aufgenommen hatten. Der Ausschuß konnte leicht die große National-Versammlung selbst —

---

*) Rymeri foedera, Vol. I. p. 609, 660.

vergessen machen; was wohl auch der Zweck des ehrgeizigen Grafen seyn mochte, weil er von den Versammlungen der Barone, die sich nothwendig ihm gleich dachten, den hartnäckigsten Widerstand zu fürchten hatte. Doch was so schnell zum Ziele führen soll, als diese und andere Einrichtungen des Grafen damals thun sollten, führt selten sicher zum Ziele. Alles schlug noch einmal um; der König schien wieder zu seiner alten Autorität zu gelangen, bis endlich die bei Lewes verlorene Schlacht,*) dem Scheine nach auf ewig, seiner Partie und seinen Hoffnungen ein Ende machte.

Nun war unterdeß auch der Graf von Leicester durch Erfahrungen weiser geworden; er änderte seinen alten Plan selbst, und die Einrichtung war ganz eine andere, als die, welche er sechs Jahre vorher getroffen hatte. Haß und Eifersucht waren auch gegen ihn, den übermüthigen und habsüchtigen Sieger, schon zu sehr erwacht, als daß er nach seinen alten Planen hätte verfahren können.

Ein großes Parlament wurde ausgeschrieben, das sich den 20. Januar 1265 zu London versammeln sollte. Man rief aber zu diesem Konvente bloß die, deren man versichert war. Elf Bischöfe und der Erzbischof von York, fünf Earls und achtzehn große Barone wurden eingeladen; neben diesen noch 64 Aebte, 37 Prioren, worunter auch die der Ordens-Ritter und demnach auch der Meister des Tempel-Ordens war, und 5 Dechante; es hatte sich also wahrscheinlich seit sechs Jahren das Verständniß des Grafen mit der Geistlichkeit nach und nach gefunden. Die kleineren Vasallen wurden nicht, wie ehedem, alle ohne Unterschied, wer da kommen wollte, durch die Sherifs eingeladen, sondern letztere hatten den Auftrag, aus jeder Grafschaft nur zwei der verständigsten

*) Den 14. Mai 1264.

Ritter zu schicken. Auch an die Städte und Boroughs *) erging dießmal ein Ausschreiben, daß jede derselben ein paar ihrer klügsten und redlichsten Mitbürger zum Konvent kommen lassen sollte. Eben so ergingen Citationen nach den fünf Seehäfen. **) Ob der Sherif in seiner Grafschaft wählen ließ oder die Deputirten selbst aussuchte, ist nicht historisch klar, doch die ganze Analogie entscheidet deutlich genug für das Erstere.

Zwei große neue Beispiele waren nun also einmal gegeben; der Anfang einer Repräsentantenschaft in Ansehung der kleineren Vasallen, des kleineren ärmeren Adels war gemacht; und zum ersten Male waren auch Städte-Deputirte gerufen worden.

Es war übrigens gerade auch nach diesem Anfang der neuen, einst so herrlich werdenden Konstitution gar nicht unerwartet, daß langehin kein zweites Beispiel erfolgte. Rebellen hatten dieses erste Beispiel gegeben; sobald, was gleich im nachfolgenden Jahre geschah, die königliche Partie wieder siegte, so ging man eben deßwegen wieder zurück zur alten Einrichtung. Auch scheinen die Städte selbst nicht so bedeutend gewesen zu seyn, daß man sie hätte fürchten müssen; ein großer Bund, was in Deutschland der Fall war, vereinigte sie unter einander, kein mächtiges Streben nach Freiheit war unter ihren Bürgern.

---

*) Civibus Ebor', Civibus Lincoln' et caeteris Burgis Angliae heißt es in der gleich anzuführenden Stelle bei Dugdale. Es ist sonderbar, daß London selbst hier nicht genannt wird; vielleicht weil die Versammlung in London war, so ging kein besonderes Ausschreiben, sondern es wurde bloß mündlich bestellt.

*) Siehe gleich die erste Urkunde in Dugdale a perfect copy of all summons of the nobility to the great councils and parliaments of this realm. London 1685. fol.

Vielleicht war's der erste Fall wieder, der 1272 sich zutrug, es geschah damals, daß König Heinrich III. starb, gerade da sein Kronprinz Eduard auf dem Kreuzzuge in Palästina war. Keine Regentschaft war bestellt; keine Hoffnung war da, daß Eduard zur Besitznehmung des Reichs schnell genug zurückkommen könne; die Nation versammelte sich also zu London, und bestellte drei Regenten des Reichs, den Erz-Bischof von York, die Grafen von Cornwallis und Glocester. Außer Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, Prioren, Grafen und Baronen erschienen auch vier Ritter aus jeder Grafschaft und vier Deputirte von jeder Stadt.*)

König Eduard I. selbst aber scheint nicht eher als 1283 ein Parlament der neuen Form zusammenberufen zu haben. Er hatte einen großen, entscheidenden Sieg über die Walliser erfochten; Fürst Lewellyn war selbst in der Schlacht geblieben; sein Bruder, Prinz David, der Letzte des uralten Walliser Stammes, nicht lange nachher entdeckt und gefangen geworden, und der höchst erzürnte Sieger schien nun fest entschlossen zu seyn, das überwundene Volk als überwunden zu behandeln, und durch die strengste Bestrafung des Prinzen David die letzten Ueberreste der ehemals so mächtigen Montfortischen Partie zu vertilgen. Vielleicht nun eben deßwegen rief er ein Parlament zusammen, eben derselben Form, wie ehedem Simon von Montfort das erste Beispiel gegeben hatte.

---

*) Hoc anno scilicet post festum S. Hilarii, facta convocatione omnium Praelatorum et aliorum Magnatum regni apud Westmon. post mortem illustris Regis Henrici, convenerunt Archiepiscopi, Episcopi, Comites et Barones, Abbates et Friores, et de quolibet Comitatu quatuor milites et de qualibet Civitate quatuor. So lautete das Excerpt einer alten, gleichzeitigen Chronik bei Hody history of convocations, p. 375.

Auf den 30. September 1283 wurde ein großer Konvent nach Shrewsbury ausgeschrieben. *) Man citirte durch besondere Schreiben alle großen, geistlichen und weltlichen Barone; die Sherifs erhielten Befehl, in jeder County zwei Deputirte von den kleineren Vasallen wählen zu lassen, und an 21 Städte erging gleichfalls die Verfügung, daß ein paar Deputirte von jeder derselben erscheinen sollten. Auch die Richter wurden noch durch besondere Citationen berufen. Warum von den fünf Seehäfen Niemand gerufen wurde, da doch auch diese Deputirten 1265 mit dabei gewesen waren, ist wohl schwer zu errathen; noch weniger hört man schon von Oxfort und Cambridge. Die ganze Form dieser neuen National-Konvente war erst noch im Werden, und nichts bestimmte sich gewöhnlich später, als wer und wie viele — von jeder Klasse zu erscheinen das Recht haben sollten.

Die Repräsentanten der kleineren, ärmeren Vasallen machten ein Korps mit den großen Baronen, so weit nämlich überhaupt selbst auch diese ein Korps waren, denn oft theilte sich auch dieser ihre Versammlung. Die Geistlichen schieden sich von den Weltlichen, und selbst auch die Geistlichen schieden sich wieder unter einander, je nachdem verschiedene Interessen verhandelt wurden, oder Lokalbedürfnisse eintraten. **) Aber die Städte-Deputirten hielten gleich ihre erste

---

*) Die Citationsschreiben finden sich nicht bei Dugdale, auch nicht bei Prynne oder in Bradys introduction, und man hat auch eben deßwegen den Letzteren der Parteilichkeit beschuldigt, als ob er die Entstehung des dritten Standes, als eines eigenen Nationalstandes, recht jung zu machen suche. Sie stehen aber in der Parliamentary history, Vol. I. p. 86.

**) Cumque (sagt eine alte Chronik bei Hody l. c. P. III. p. 153) ipsa congregatio divisa esset in quatuor ordines sive turmas, Episcopi scilic. et eorum Procuratores seorsum: Abbates, Priores et alii Praelati seorsum: Procuratores Communitatis Cleri

Versammlung, und vielleicht gerade desto mehr, weil es ihr erster Konvent war, völlig abgesondert von der Versammlung der geistlichen und weltlichen Barone.*) Vorerst konnten sie sich selbst nicht einmal den Repräsentanten des kleineren Adels anschließen. Erst mußte noch durch eine große Revolution des gesellschaftlichen Zustandes, die damals schon in ihrem vollesten Werden war, der kleine arme Landedelmann bis zum simpeln freien Mann herabkommen, und der Bürger erst zur allgemein anerkannten völligen Freiheit sich erheben, ehe endlich aus der Koalition der Städte-Deputirten mit den Repräsentanten der kleineren Vasallen das sogenannte Unterhaus entstand. Vor 1343 findet sich kein Beispiel der ganz vollendeten Vereinigung dieser beiden Partien.

Es ergab sich alsdann von selbst, daß, ob nun schon — auch Städte-Deputirte und bloße Repräsentanten der kleineren Vasallen dießmal gerufen worden waren, daß weder jene in Zukunft nothwendig immer erscheinen, noch diese nie anders, als durch Repräsentanten oder gerade diese Anzahl von Repräsentanten kommen mußten. Selbst nicht einmal, wenn neue Taxen verwilligt werden sollten, hatte man Städte-Deputirte nothwendig. Die Taxen trafen häufig nur den Landeigenthümer, die größte Last fiel nicht auf den Bürger. Man rief noch immer, wie auch ehedem, je nachdem der Fall war, selbst von den großen, geistlichen oder weltlichen Baronen oft nur einige zu-

---

seorsum: multis rationibus propositis pro et contra, visum est singulis, quod non fuit regi contributio facienda.

*) So sagt Henry in seiner englischen Geschichte Bd. IV. S. 369. Die Städte-Deputirten und die Deputirten von den Boroughs seyen auf dem kleinen Dorfe Acton Burnel zusammengekommen, indeß das übrige Parlament zu Shrewsbury saß.

sammen, *) und wie man damals auch in Deutschland die Besuchung der Reichstage als eine Last ansah, wie man sich wohl vom Kaiser dagegen privilegiren ließ, so scheint mancher der großen englischen Barone gleichgültig dabei gewesen zu seyn, ob er dießmal gerufen wurde oder nicht. Galt es Sachen von Wichtigkeit, so verstand der König selbst sein Interesse zu gut, als daß er die großen geistlichen oder weltlichen Barone hätte fehlen lassen.

Man kann auch leicht denken, daß bei einer Versammlung, bei der selbst noch nicht einmal ihre mehr oder minder vollständige Existenz entschieden war, daß die Art der Einrichtung ihrer Deliberationen, und die Rechte selbst, welche dieser Konvent haben sollte, noch weit weniger im Klaren seyn konnten. Die Versammlung war gewöhnlich so kurz, als möglich, Alles ging demnach so schnell, als möglich. Ein kluger, tapferer König, der hohes persönliches Ansehen besaß, konnte ausrichten in diesen Konventen, was er nur wollte; ein schwacher König mochte sich fürchten, wenn die Korps versammelt waren.

Doch gewiß ein Großes war gewonnen, und fast mehr denn nur ein Schritt war gewonnen, wie 1297 zum Gesetz gemacht wurde, daß künftighin bei Steuern und Taxen auch die Einwilligung der Städte-Deputirten seyn sollte. **) Es ging aber auch dießmal nicht ohne Sturm, bis der König endlich dahin kam.

---

*) Die Fälle sind so häufig, daß es überflüssig wäre, sie anzuführen.

**) Die Stelle heißt so: Nullum Tallagium vel auxilium (aid) per nos vel haeredes nostros in regno nostro ponatur seu levetur, sine voluntate et assensu totius Archiepiscoporum, Episcoporum, Comitum, Baronum, *Militum*, *Burgensium* et aliorum liberorum Communitatis de regno nostro. v. Hody history of English councils and convocations p. 372.

König Eduard hatte sich mit seinen großen Vasallen fast bis zum Unversöhnlichen entzweit. Sie sollten mit ihm einen Zug nach Frankreich thun, und die vornehmsten derselben weigerten sich des Zugs, ob schon Eduard mit Felonie und Einziehung ihrer Lehenbesitzungen drohte. Zwei der ersten und muthvollsten derselben, der Graf von Hertford, der hoher Reichs-Connetable war, und der Graf Marschall, Bygot, erklärten sich endlich, den Zug mitthun zu wollen, wenn der König in eigener Person die Armee anführen wollte. Auch ohne mich müßt ihr gehen, fuhr der König auf in einer persönlichen Konferenz; bei Gott, mitgehen oder gehenkt werden! Bei eben dem Gotte, setzte Graf Marschall hinzu, nicht mitgehen und nicht gehenkt werden.

Man schied in größter Bitterkeit von einander, und ob schon der König selbst den 22. August 1297 zu Schiffe ging und mit der Armee übersetzte nach Flandern, der größte Theil der hohen Barone begleitete ihn doch nicht bei diesem Zuge. Auch ging der Zug selbst höchst unglücklich, und noch unglücklicher ging Alles in England, sobald der König sein Reich verlassen, Prinz Eduard die Regentschaft angetreten hatte.

Es brach eine große Revolution in Schottland aus; ein kühner junger Held, Wilhelm Wallace, schien vom Himmel bestimmt zu seyn, die Schmach seines Vaterlandes an den Engländern zu rächen. Eine große Niederlage, welche die Letzteren bei Stirling erlitten,*) zwang sie, ganz Schottland zu räumen, und der Sieger drang in England selbst mit so glücklichem Erfolg ein, daß sich König Eduard gezwungen sah, mit König Philipp von Frankreich einen Waffenstillstand zu schließen, und die Entscheidung seiner Streitig-

*) Den 11. September 1297.

keiten der päbstlichen Willkür zu überlassen, um so schnell, als nur möglich, nach England zurückzukommen.

Noch ehe er aber zurückkam, gleich noch im ersten Schrecken über die Niederlage bei Stirling, hatte der Regent Prinz Eduard ein großes Parlament zusammengerufen. Man hatte Alles zu fürchten gehabt von den mißvergnügten Baronen, und allein nur eine freimüthige, gemeinschaftliche Berathschlagung schien vielleicht noch den Zwist zu hemmen, oder wenigstens die furchtbarsten Folgen desselben abwenden zu können. Noch aufgebrachter als die weltlichen Barone war die Geistlichkeit. Sie hatte sich geweigert, zum französischen Kriege zu steuern, und der König hatte sie denn sogleich recht- und schutzlos gemacht; wer zu den Lasten des Staats nicht beitragen wollte, sollte den Schutz des Staats nicht genießen.

Die Gährung war so groß, daß die Barone bei dem ausgeschriebenen Konvent nicht anders denn mit einem Gefolge erschienen, auf dessen Menge und Waffen sie sich im Nothfalle verlassen konnten, und nicht eher in London einzogen, bis sie Erlaubniß hatten, jedes Thor von London zu ihrer vollesten Sicherheit mit einem Theil ihres gewaffneten Gefolges zu besetzen. Die Debatten bei der Versammlung waren mannichfaltig, die Reconciliations-Plane wechselten gewaltig, und der Erzbischof von Canterbury, der in den Streitigkeiten des Klerus mit dem König einen recht eifrigen Primaten gemacht hatte, war dießmal sogar noch Vermittler.

Endlich wurde eine feierliche neue Bestätigung der magna charta und der charta de forestis ausgemacht; König Eduard hatte bis dahin, ob er schon bereits 25 Jahre lang regierte, diese Bestätigung theils verweigert, theils aufgeschoben. *) Allein weil bisher, besonders willkürliche Taxationen

*) Blackstone history of the Charters p. 94 et sqq.

betreffend, auch die feierlichsten Bestätigungen und Publikationen dieser Freiheits-Diplome nie hinreichend gewesen waren, so setzte man der königlichen Macht einen neuen Damm entgegen; auch die Städte-Deputirten sollten künftighin um ihre Einwilligung gefragt werden müssen, wenn der König eine neue Steuer erheben wollte.

Man sieht deutlich genug, wie sich hier besonders die Geistlichkeit den Bürgerstand zur Schutzwehr zu machen suchte. Bei dem letzten großen Parlamente, das im November 1296 gehalten worden war, und das zum französischen Kriege die Subsidien verwilligt hatte, war Niemand von den Städten gerufen worden. Die Geistlichkeit war also allein, da sie die Steuern verweigerte, und war also auch allein dem Zorne des Königs preisgegeben. Wären Städte-Deputirte zugegen gewesen, wahrscheinlich würden auch sie widersprochen haben; denn man machte die Taxation gar zu ungleich. Die Bürger sollten den achten Pfenning bezahlen, indeß die übrigen Laien nur zum zwölften Pfenning verpflichtet wurden. *)

Die politische Bemerkung ist sonst so wahr, und vorzüglich auch in der älteren französischen Geschichte so bewährt, daß gewöhnlich zuerst der König den dritten Stand begünstigte, um dem im Lehen-Systeme so übermächtigen Adel eine neue Macht entgegenzustellen. Und auch für Deutschland und Italien ist's richtig befunden worden, die Städte wurden zuerst in royalistischen Absichten hervorgezogen. Allein gerade für das Land gilt es nicht, wo sich endlich, ehe Gott Frankreich Gnade gab, der dritte Stand am mächtigsten emporgearbeitet hat. Der englische Adel und die englische Geistlichkeit suchten selbst eine Schutzwehr in dem dritten Stande.

---

*) S. Parliamentary history Vol. p. 102.

Prinz Eduard der Regent verwilligte zwar sogleich, was hier als neuer Artikel der magna charta beigefügt wurde; Alles war aber in banger Erwartung, wie es der König selbst, der eifersüchtig auf seine Gewalt und sehr hohen Sinnes war, wie es der König aufnehmen möchte, ob er es unbedingt bestätige oder nicht. Seine vertrautesten zurückgelassenen Räthe schrieben ihm, daß wenn er Krone und Ruhe liebe, daß er unverändert Alles unterzeichnen müsse.

Drei Tage nahm sich der König Bedenkzeit. Die Noth war dringend, dem siegreichen Eindringen des glücklichen Helden Wallace konnte man nichts entgegensetzen, als was freiwillige Entschließung der Nation vermochte, und der Kronprinz, dem sich die Nation so fast mit halbem Rechte gleich ganz ergeben konnte, hatte schon eingewilligt; auch der König unterschrieb endlich.

Im Selbst-Taxationsrechte waren also endlich die Städte-Deputirten den geistlichen und weltlichen Vasallen, den größeren und kleineren der weltlichen Vasallen völlig gleichgesetzt; jedes willkürliche Verfahren des Königs in Sachen dieser Art traf also künftighin jene eben so willkürlich, als diese. Desto mehr rang König Eduard I., auch nachdem er einmal schon von Flandern aus eingewilligt, unterschrieben und gesiegelt hatte, der neuen Einschränkungen seiner Macht sich zu entledigen.

Barone und Gemeinen baten ihn, sobald er nach England zurückkam, nun noch einmal persönlich das schon Verwilligte ihnen zu versichern. Der König zauderte zu antworten, und wich sichtbar immer mehr aus, je mehr man in ihn drang. Und wie sie endlich sehr drangen, so verließ er in aller Stille London; die Stadtluft sey seiner Gesundheit nicht zuträglich. Die Deputirten folgten ihm, und drangen auf Bestätigung. Er wies sie zurück, und versicherte sie, daß

sie eine Bestätigung haben sollten, so billig als es nur seyn könnte. Endlich kam auch die Bestätigung, gerade so viel bestätigt, als man verlangt hatte; aber mit welchem Erstaunen fand man nicht die Worte beigefügt: salvo semper statu Coronae!

Das Parlament ging in vollem Mißvergnügen auseinander, das Volk in London fluchte dem König, der sie zu täuschen suche, und endlich mußte Eduard doch weichen, unbedingt bestätigen, wie er es unbedingt versprochen hatte, nachdem jede politische Kunst, die Parteien zu theilen, umsonst von ihm gebraucht worden war. Wer hätte nicht glauben sollen, daß sich der König schämen werde, nun noch bei dem Pabst eine Dispensations-Bulle zu suchen von allen Eiden und Unterschriften, womit er sich zu heiliger Beobachtung dieser Freiheits-Urkunden verpflichtet hatte. Und doch geschah dieß!

So litt also das erste und wichtigste Recht, von dem aus die Bildung aller Landstände und Reichsstände ausging, so litt das Selbst-Taxationsrecht der Barone, der kleineren Vasallen und der Städte-Deputirten unaufhörlich neue Beeinträchtigung. Die gewöhnlichen Konvente dieser Herren und Deputirten gewannen auch vorerst noch, und so noch mehr als zwanzig Jahre lang während der Regierung Eduards I. und II., sie gewannen gar nichts an innerer Organisation, weil sie nicht häufig genug kamen, und weil Koalition oder Scheidung der Korps von einander seiner letzten, Alles aufklärenden Entscheidung noch nicht nahe war. Der erste Grundsatz, auf dem einst das ganze Freiheitsgebäude ruhen mußte, schien noch nicht ausgefunden zu seyn, daß auch bei particllen Taxationen, daß nicht bloß die Einwilligung des einen oder des andern Korps gesucht werden dürfe, sondern daß kraft der gesetzmäßigsten Sympathie die freieste Zustimmung aller dieser Korps erhalten werden müsse. So lange

dieses nicht klar war, so spielte ein schlauer König immer — bald zwischen den geistlichen und weltlichen Baronen, bald zwischen den Vasallen und den Städte-Deputirten; ein Theil suchte dem andern die Last zuzuwerfen, es war bloß getheiltes und kein gemeinschaftliches Interesse.

Überdieß bei allem Anderen, was nicht gerade auf's Geldgeben ging, war man noch viel sorgloser. Unstreitig mußte es ein wichtiger Zweck dieser Konvente seyn, dem König manche allgemeine und besondere Beschwerden vorzulegen, und eben daher auch die Beschwerden, die etwa einlaufen möchten, sorgfältig zu vernehmen. Nun ernannte gewöhnlich der König *) einige Zeit vor der Zusammenkunft des Parlaments gewisse Personen, an welche die Bittschriften und Beschwerden eingereicht, deren vorläufiger Beurtheilung sie auch unterworfen seyn sollten. Und gleich denn am ersten Tage des versammelten Parlaments wurde sowohl vor dem Versammlungs-Hause, als an anderen öffentlichen Plätzen feierlich bekannt gemacht, bei wem die Bittschriften abgegeben werden müßten. **)

Der Bittschriften waren aber oft so viele, daß sie unmöglich alle, so kurz als der Konvent dauerte, vorgelegt werden konnten. Was nun nicht vor den Konvent kommen konnte, was vielleicht auch der Einsammler dieser Bittschriften, der des Königs Mann war, nicht für gut hielt, daß es vor das Parlament gelangen sollte, wurde nachher dem König und seinem Rath zur Entscheidung und Hülfe vorgelegt.

So kamen auch viele Appellationen vor den Konvent, denn unstreitig war der Konvent das höchste Tribunal des

---

*) Dieß wurde nachher schon unter Eduard III. geändert; das Parlament ernannte sie, und zwar sowohl das Ober-, als das Unterhaus.

**) S. die Sammlung von Ryley, oder in deren Ermangelung Parliam. history T. I. p. 126 — 127.

Reichs, so lange er bloß noch nach seiner alten Form aus lauter großen und kleinen Vasallen bestand, und wenn der König selbst oder irgend einer im Namen des Königs präsidirte. Nur doch die Städte-Deputirten konnten nicht fordern, an dieser Tribunals-Ehre Theil haben zu wollen. Daher, was auch dieser Art während dem Konvent verhandelt wurde, wurde bloß im Konvente der Barone verhandelt. Und wenn auch der König für gut fand, das eigentliche Parlament zu dissolviren, die Städte-Deputirten und Repräsentanten der kleineren Vasallen nach Hause gehen zu lassen, so behielt er doch oft noch mehrere Bischöfe, Grafen, Barone und auch die Richter beisammen, die nun seinen Rath ausmachen sollten, um die noch übrigen Appellations-Sachen zu entscheiden.

So unauslöschlich hier nun ein Unterschied bleiben mußte zwischen den Baronen und den Städte-Deputirten, so klar war auch das Recht, daß die Ausgaben, welche Reise und Konvent den letzteren verursacht hatten, den letzteren eben so wie den Repräsentanten der kleineren Vasallen erstattet werden mußten. Die großen geistlichen und weltlichen Barone erschienen bloß für sich; dem wird nichts ersetzt, der bloß in seinen Angelegenheiten reist und handelt. *)

---

*) Die Beweise zu manchem Bisherigen enthält folgendes Formular, womit der König 1305 das Parlament dissolvirte. S. die Sammlung von Ryley S. 241, oder auch Parliam. history P. I. p. 127.

All archbishops, bishops and other prelates, earls and barons, knights of counties, citizens, burgesses and other people of the commons, who have come at the commandment of our Sovereign Lord the king to this parliament.

The king thanks them much for their coming, and wills, that when they please, they may return into their own countries, provided that they come back immediately and without delay, when they are redemanded. Except the bishops, earls,

Aus eben dieser Unterscheidung aber, daß die großen Barone bloß für sich sprachen, die Repräsentanten der kleinen Vasallen, so wie die Städte-Deputirten einzig nur Mandatarien waren, gerade hieraus entsprang bald alle weitere Bildung des ganzen Konvents. Die großen Barone verwilligten sogleich auf der Versammlung, was ihnen gutdünkte; die Mandatarien konnten Manches bloß auf Hinterbringen nehmen, und erst der Wille ihrer Kommittenten, den sie vorläufig nicht wußten, vermochte zu entscheiden. *)

Der Baronen-Konvent theilte sich also unvermeidlich bald von selbst, sobald die Konvente so häufig kamen, als unter

---

barons and justices and others, who are of the council of our sovereign Lord the King, who shall not depart without the special license of the King. Those also, who have business, may stay and prosecute their business. And the knights, who have come for the counties, and the others, who have come for the cities and boroughs, may apply to Sir John de Kirkeby, and he will cause them to have briefs to receive their wages in their own countries. And the said John de Kirkeby, in consequence of this proclamation, will deliver to the chancellor the names of the knights, who have come for the counties and the names of the others, who have come for the cities and boroughs. And it is proclaimed, that all, who desire to have briefs for their expences, as is said above, shall apply there for these briefs.

*) Parliam. history P. I. p. 229. ad a. 1339:

The commons, tho' they declared themselves very forward and willing to assist the King, yet prayed the Regent „that he would summon an other Parliament in a convenient space, and in the mean time they would take the sense of their Constituents about it, desiring likewise, that two Knights of the best estates, in their several counties, should be chosen in that Parliament." Die großen Barone hatten damals schon verwilligt every tenth sheaf, fleece and lamb of their demesnes, except of their Bond-Tenants, to be paid for two years.

Eduards III. Regierung*) geschah, und sobald die jährlichen und immer neu wieder nothwendigen Verwilligungen immer höher stiegen.**) Die Repräsentanten der kleineren Vasallen schlossen sich an die Städte-Deputirten an. Die Standes-Ungleichheit, die ehedem gewesen war, und die immer noch selbst bei gemeinschaftlichem Interesse die stärkste Scheidung gemacht haben würde, hatte sich allmählich mehr verloren; der Bürger war reicher und privilegirter geworden, und die kleineren Vasallen waren mehr herabgekommen, als emporgestiegen.

Zwar war immer noch, gerade was vorzüglich Taxen betraf, das Interesse der kleineren Vasallen und das Interesse der Städtebewohner, einander entgegen. Das Interesse der Städte schien bloß das Interesse des Kaufmanns zu seyn; die kleinen Vasallen lebten von ihrem Landeigenthum, sie hatten also das Interesse des unbeschwerteren Ackerbaues. Die Städte-Deputirten suchten den Handel frei zu erhalten, die Repräsentanten der kleinen Vasallen mußten sich widersetzen, daß nicht alle Last auf's Land gelegt wurde. Letztere konnten oft schon nach Haus gehen, wenn die Städte-Deputirten noch

---

*) Es finden sich von Eduards III. fünfzigjähriger Regierung (1327 bis 1377) allein bei Dugdale sechs und siebenzig Citations-Schreiben zu parliamentarischen Konventen. In manchen wird zwar mehr nur ein großer Rath zusammengerufen, als ein vollständiges Parlament; in manchen wird auch bloß das prorogirte Parlament und nicht ein ganz neues gerufen. Aber Dugdale hat auch nicht die Konvokations-Schreiben von allen den Konventen, die gehalten worden sind, manche wurden erst nach seiner Zeit entdeckt. Es ist nun wohl sehr natürlich, daß sich eine ordentliche innere Einrichtung solcher Konvente nicht eher entwickelt, bis sie recht oft schnell nach einander gehalten werden.

**) Theils die französischen Kriege, theils die vermehrteren Bedürfnisse des Zeitalters machten dieß unter Eduard III. sehr nothwendig.

beisammen bleiben mußten. Der König verlangte noch von diesen, daß sie in neue Zölle einwilligen sollten. *)

Doch selbst auch dieser Unterschied konnte die Koalition mehr nur verzögern, als verhindern, und mehr nur die letzte Vollendung derselben aufhalten, als ihre erste Entstehung zernichten, so wie es auch kein Haupthinderniß ihrer Entstehung oder Vollendung seyn konnte, daß der Ritter doch noch langehin, auch nach schon geschehener erster Koalition, der geehrtere und vornehmere war. Die Ritter zogen gerade die doppelten Diäten der Deputirten der Städte und der Boroughs; ein Deputirter der letzteren hatte täglich zwei Schillinge, ein Ritter genoß vier Schillinge Taggeld. **) So auch bloß Ritter waren's, und nicht Städte-Deputirte, die man zu ersten Sprechern, also zu dirigirenden Männern der ganzen Versammlung der Gemeinen erwählte. Und noch langehin, nach schon geschehener Koalition, unterschied man immer noch die Ritter und die Städte-Deputirten von einander. Statt des allgemeinen Ausdrucks die Gemeinen, brauchte man häufig noch die Benennung the Knights of the shires and the commons; man unterschied sie also noch durch ihre eigene Benennung von der übrigen allgemeinen Masse. ***)

---

*) Parliam. history ad a. 1372:

After which the Knights of shires had leave to depart, and sue sout writs for their wages and expences, but the citizens and burgesses were commanded to stay. Where upon the being again assembled the same day before the Prince, Prelates and Lords, granted for the safe conveying of their ships and goods a custom of two shillings on every tun of wine, imported or exported out of the Kingdom, and six pence in the pound on all their goods of merchandise for one year.

**) Prynne's register of parliamentary writs. Vol. IV. p. 78. 79.

***) Auch noch ehe das sogenannte Unterhaus entstand, so faßte man häufig die Repräsentanten der kleinen Vasallen und die

Allein das alles hinderte die Koalition nicht. Die Verbindung dieser Repräsentanten der kleinen Vasallen mit den Städte-Deputirten war doch weit natürlicher, als ihre Union mit den großen Baronen gewesen wäre, denn gewiß hatte doch auch ein großer Theil der Deputirten der Städte und der Boroughs damals noch das Interesse des Ackerbaues. Die mächtigsten und geltendsten derselben mochten zwar die seyn, die sich von Haus aus auf Handlung und Schifffahrt verstanden, aber die größere Anzahl kam doch von Orten her, die sich von Viehzucht und Ackerbau nährten. Sie hatten also ein Interesse mit den kleinen Vasallen.

Alles vereinigte sich, die Repräsentanten der kleineren Vasallen von dem großen Baronen-Konvente abzuziehen, Alles traf zusammen, ihre Koalition mit den Städte-Deputirten zu befördern. Nichts trieb die großen Barone, den Konvent abzukürzen, ihre Heimreise zu beschleunigen. Der Glanz des

---

Städte-Deputirten unter dem Namen *Communes*, *Communitas regni* zusammen. Der letztere Ausdruck kommt zwar auch schon früher vor von dem ganzen Korps der kleinen Vasallen überhaupt, so lange diese noch selbst persönlich zu Parliament kamen; die Städte-Deputirten traten also gleichsam nur in die Theilnehmung ein. Doch finden sich alsdann schon unter Eduard II. manchmal Beispiele, daß die Städte-Deputirten allein so bezeichnet werden. Z. B. 1322 in der königlichen Proklamation zum Vortheil beider Spencer: tho' we had begun and held the parliament for fifteen days and more, and caused to come before us the prelates, and some Earls and Barons, *Knights of Counties and others, who came for the commons of the realm.* Und in eben demselben Aktenstück: We by our royal power in a full parliament at York, by the advice and assent of the prelates, Earls and Barons, *Knights of counties and Commons of the realm* and others being at our Parliament at York. Solche unterscheidende Benennungen kommen noch vor selbst während der Regierung Richards II. 1377 bis 1399. S. z. B. Parliam. history. P. I. p. 361. 406.

Hofes hielt sie oft noch, selbst wenn das Parlament schon dissolvirt war, und auch der König behielt manchmal, wenn die Repräsentanten der kleinen Vasallen schon beurlaubt waren, mehrere der großen Barone zu seinem Rath bei. Wer bloß auf fremde Kosten zehrte, und für jeden unnützen Verzug seiner Reise, also für alle unnöthigen Kosten, seinen Kommittenten verantwortlich war, der eilte, wie Recht war, zurück zu seinen Kommittenten, der war selbst öfters auch noch ein Mann, den die Besorgung seines eigenen Hauses und seiner eigenen Güter so schnell nur möglich nach Hause rief.

So denn also entstand durch die Koalition der Repräsentanten der kleineren Vasallen mit den Deputirten der Städte und Boroughs das sogenannte Unterhaus.*) Der ganze Konvent theilte sich in zwei Haupt-Korps, und die Massen hatten sich so schön getheilt, als ob schon die planmäßigste Politik das schöne, kunstvolle

*) Es ist vielleicht nicht zweckwidrig, mehrere Leser hier daran zu erinnern, aus welchen und wie vielen Deputirten das Unterhaus besteht, ohne die schottischen dazu zu rechnen:

a) Achtzig Knights von vierzig Shires.
b) Fünfzig Deputirte von 25 Cities.
c) 339 Burgesses von 172 Landstädten und Marktflecken.
d) Vier Burgesses der beiden englischen Universitäten.
e) Sechzehn Barons der acht privilegirten Seehäfen.

Hierzu kommen alsdann noch von jeder der zwölf wallisischen Grafschaften ein Deputirter, und von zwölf wallisischen Boroughs von jeder auch ein Deputirter.

Schon aus dieser Aufzählung erhellt, daß das historische Problem von der Entstehung des Unterhauses in der Koalition der Repräsentanten der kleinen Vasallen, oder der in den vierzig shires von den freeholders gewählten Repräsentanten mit den Deputirten der Städte und Boroughs besteht; nicht aber bloß darin, daß man zeigt, wann Städte- oder Borough-Deputirte erschienen seyen.

Gleichgewicht hätte vorbereiten wollen, das erst denn einige Jahrhunderte nachher in dieser herrlichen Staats-Maschine entstand.

In alle Deliberationen mußte jetzt mehr Ordnung kommen, sobald sich die Haupttheile so geschieden hatten. Die Deputirten der Städte und Boroughs konnten freimüthiger votiren, sobald sie nicht mehr in Gegenwart der großen Barone zu votiren hatten. Was auch vorher nur in einem Konvente geprüft wurde, ging nun durch die bedächtigere Läuterung zweier verschiedenen Konvente, und nachdem einmal die Scheidung beider Korps von einander so klar und fest und rein ausgemacht war, so vereinigten sich auch die Korps selbst nie mehr zu gemeinschaftlichen Berathschlagungen und gemeinschaftlicher Aufklärung mancher Fragen, die vorkamen. Von nun an wurde in solchen Fällen aus beiden Korps eine gemeinschaftliche Deputation formirt, und die Gemeinen, die selten so unterrichtet seyn konnten, als die großen, geistlichen oder weltlichen Barone, baten gewöhnlich selbst um die Formirung einer solchen Deputation; sie gestanden's, daß sie ohne vorgängige nähere Belehrung keinen Rath wüßten.*)

Das früheste Beispiel der nun so ganz entschiedenen Entstehung eines solchen eigenen zweiten Korps ist vom Jahr 1343. Nur wird es nicht gerade als etwas Eigenes bei dem Parlamente dieses Jahrs bemerkt, sondern die Wahrnehmung der nun vollendeten Formation fließt so von selbst schon aus der ganzen Erzählung der Begebenheiten, als ob Alles schon seit Langem her in diesem Gange und in dieser Ordnung gewesen wäre.

---

*) In dem ersten Theile der schon öfters angeführten Parliam. history kommen eine Menge Fälle dieser Art vor. S. bes. S. 337, wo sich die Gemeinen ausdrücklich auf feoblesce de lour Poairs et Sens beziehen.

Das Parlament war 1343 zusammengerufen worden wegen des Waffenstillstands, den König Eduard III. mit Frankreich geschlossen hatte. Der Lord Kanzler machte den versammelten Ständen die Proposition, und ein Haupttheil dieser Proposition war, ob es die Stände wohl billigen möchten, wenn der König auf diesen Waffenstillstand mit Frankreich einen vollen Frieden mit Frankreich folgen lassen würde. Nach angehörter Proposition schieden die Stände auseinander. Die Prälaten und großen Barone versammelten sich in einem besonderen Zimmer, die Repräsentanten der kleinen Vasallen und die Städte-Deputirten traten für sich allein zusammen, und erst nach gehaltenen Separat-Berathschlagungen vereinigten sich alle wieder zu einem vollen Parlamente, um die Resultate gegen einander zu vergleichen. Also selbst in einem Falle, wo es doch nicht Taxen galt, wo also auch nicht die verschiedenen Interessen verschiedene Konvente veranlaßten, also da selbst schon theilte sich der große Konvent, die Repräsentanten der kleinen Vasallen berathschlagten mit den Städte-Deputirten. *)

---

*) Parliam. history, P. I. p. 251:

Wherefore the Prelates and great men were charged to assemble on thursday the first of May to treat, advise and agree among themselves. . . . And in the same manner the Knights of Counties and Commons were charged to assemble in the painted Chamber, to treat and advise in like manner, and to report their Answer and Agreement, in full Parliament at the same time.

Man hat wohl nachher auch noch Fälle, z. B. im Parlamente von 1353, daß die Gemeinen in Gegenwart der großen Barone gleich nach erhaltener königlichen Proposition ihr Votum abgaben, aber diese Fälle gehörten zu den außerordentlichen. Es war kein Votum, sondern eine gleich nach geschehener Proposition schnell und einmüthig abgegebene Erklärung.

Die Korps waren geschieden von einander. Die wichtigsten Privilegien waren schon schriftlich fixirt. Nicht nur bei Taxen und Gesetzgebung, sondern selbst oft bei Krieg und bei Frieden wurden Lords und Gemeinen befragt, und kein Jahr verfloß, daß nicht wenigstens ein Konvent war. Die innere bessere Einrichtung ihrer Berathschlagungen schien also in kurzem von selbst erfolgen zu müssen, und einer der wichtigsten, größten Schritte war, wie sich die Gemeinen zum ersten Male einen Sprecher wählten.

Der erste, recht kundbar gewordene Fall dieser Art geschah 1377 im ersten Parlamente, das unter dem jungen, minderjährigen Enkel König Eduards III. unter Richard II. gehalten worden war. Es war ein unruhiges, sturmvolles Parlament.

Schon in den letzten Jahren König Eduards III. hatten sich die Gemeinen durch die kühnste Freiheitsliebe ausgezeichnet, und mit einem schon recht gereizten, politischen Argwohn mehrere Gesetze gemacht, um unter ihnen selbst keine Hof-Kreaturen entstehen zu lassen. *) Dem König oder der Hofpartie, die unter ihm, dem alten, schwach gewordenen König, Alles beherrschte, schienen die Nationalkonvente, die sonst gewöhnlich alle Jahre gehalten worden waren, auch endlich so furchtbar zu seyn, daß vier Jahre lang gar kein Konvent mehr gehalten wurde. Die Noth zwang sie endlich, 1376 wieder ein Parlament zu rufen. Die lang verhaltenen Beschwerden der Nation brachen jetzt nur noch gewaltiger aus.

---

*) Vergl. die im Parlament von 1373 gemachte Bitte an den König:

that no Knights of shires or Esquires, Citizens or Burgesses, returned for this Parliament might be Collectors for this Tax.

Man bat den König, seine Maitresse hinwegzuthun, weil die Allmacht dieser Maitresse vor allen Einheimischen und Fremden ein Skandal sey. Man klagte über die Räubereien der Personen, die um den König waren, und man versprach dem König Steuern genug, wenn er schleunig genug diese räuberischen Minister bestrafen würde. Man nannte namentlich einige der größten dieser Räuber, und der König konnte der Forderung nicht ausweichen, sie endlich einmal Gerechtigkeit fühlen zu lassen. Doch aller Haß und aller Argwohn lag am stärksten auf dem Herzog Johann von Lancaster, der nach dem Tode des schwarzen Prinzen der älteste Sohn des Königs war, und der auch gleich nach dem Tode des Königs die Vormundschaft über seinen Neveu, den einzigen Sohn des schwarzen Prinzen, den jungen König Richard II., an sich zu reißen suchte.

So waren die Gemüther durch's Vergangene gereizt, und so noch doppelt bewegt durch die traurigsten Aussichten auf die Zukunft, da 1377 das Parlament zusammenkam. Doch zeigte sich die Sensation des Publikums noch nicht ganz im Nationalkonvente. Wenigstens war hier noch eine solche Mischung der Gesinnungen, daß man dem Herzog von Lancaster bald mit den ehrenvollsten Anträgen entgegen ging, bald gerade das that, was der Herzog nicht wünschen konnte.

Zum Letzteren gehörte, daß die Gemeinen einen Mann zum Sprecher wählten, der schon im vorigen Parlamente so frei gegen die Maitresse oder vertrauteste Lieblings-Dame des altschwachen Königs gesprochen hatte, daß er deßhalb einige Jahre lang in's Gefängniß gerieth. Es war ein Ritter aus Herefordshire, Peter de la Mare. *)

---

*) Cottons abridgment etc. p. 155.

Vielleicht war's nicht gerade der Erste, der gewählt worden war, aber doch der erste recht merkwürdige Mann dieses damals noch so höchst wichtigen Amtes, der vorkam. *) Der Sprecher war der dirigirende Mann der ganzen Versammlung; er war ihr Redner, wenn die Versammlung dem König oder den Baronen ihre Beschwerden und ihre Bitten vortrug; er proponirte gewöhnlich, was verhandelt werden sollte; er konnte wie die Berathschlagung, so die Aufmersamkeit der ganzen Versammlung ohne große Kunst lenken.

Die Hofpartie sorgte deßwegen auch nachher frühe genug, daß die Wahl auf einen Mann fiel, der Receptivität hatte, gewonnen zu werden. Schon in dem Parlamente von 1394 wurde John Bussy zum Sprecher gewählt, und der bisherigen Sitte zuwider dreimal in drei Parlamenten nach einander gewählt; ein Mann, von dem selbst die Chronik sagt, daß er in seinen Reden an den König nicht die gewöhnlichen Ehrenworte und Titel des Königs gebraucht, sondern Ausdrücke gesucht und gewählt habe, wie sie sich mehr für die göttliche Majestät, als für einen irdischen Potentaten geschickt hätten, so gern sie übrigens auch der König gehört habe. **)

So wie auch diese erste Einrichtung war, so konnte man unmöglich hoffen, daß sie der fortdauernden patriotischen Freiheitsliebe der Gemeinen günstig seyn werde; die Sprechers-Stelle mußte billig erst an Wichtigkeit verlieren. Der Sprecher

---

*) Da man die Parlaments-Akten und Urkunden aus den letzteren Jahren Eduards III. sehr vollständig hat, so sollte man wirklich glauben, er sey der Erste gewesen, weil seiner zuerst gedacht wird. Man kann sich aber kaum denken, daß Versammlungen dieser Art 34 Jahre lang (1343 bis 1377) ohne einen solchen dirigirenden Mann sollten gehalten werden können.

**) S. Hollingsheads Chron. p. 490; angeführt in Parliam. history, P. I. p. 463.

trug fast den ganzen Haß dessen, was die Versammlung der Gemeinen bald gegen die Minister, bald gegen den König selbst that; und sobald die kurze Zeit des Parlaments vorüber war, so war er der Verfolgung der Hofpartie preisgegeben; kein Gewinn und kein Schutz seines Amtes folgte ihm mehr, als der, der in der Erinnerung lag. Allein gerade der erste Sprecher, den man gewählt hatte, Ritter de la Mare, war ein Mann gewesen, bei dem man an eine noch so nahe liegende Möglichkeit dieser Art gar nicht denken konnte; man sah vielmehr in dem Parlament von 1377 ganz deutlich, was Alles einen andern Gang bekam, sobald eine solche Versammlung einen Chef habe.*)

Der Maitresse oder Lieblings-Dame des vorigen Königs wurde der Prozeß gemacht, ihr Vermögen konfiscirt, sie selbst aus dem Reiche verbannt. Man verwilligte zwar die verlangten Taxen, aber man drang auch darauf, daß zur Administration aller daher eingehenden Gelder besondere Kassiere ernannt werden müßten. Man drang mit einer Entschlossenheit, die selbst von den großen Baronen nicht unterstützt wurde, man drang darauf, daß mit dem Ministerium des Königs eine Reformation vorgenommen werden müßte, daß das Oberhaus die wichtigsten der Minister zu ernennen habe, und daß der Haushalt des Königs auf einen besseren und genaueren Fuß eingerichtet werden sollte. Man verlangte jetzt auch schon wenigstens alle Jahre ein Parlament, und im gleich folgenden Parlamente foderte man schon

---

*) Die englischen Historiker und Publicisten begeben meines Erachtens einen Fehler, daß sie aus der demüthig und devot scheinenden Sprache dieses ersten Sprechers und der Gemeinen überhaupt in dieser Zeit, auf eine so große Bescheidenheit und Unterthänigkeit schließen. Die Sprache scheint oft recht absichtlich so devot gewählt, um desto mehr sagen zu können.

die Rechnungen einzusehen, ob auch das verwilligte Geld gerade zu den Absichten verwandt worden sey, zu welchen man es verwilligt habe.

Die Hofpartie sah deutlich, wie der Muth der Gemeinen stieg, und dieser Muth stieg immer mehr mit jeder neuen Versammlung, obschon auf jeder neuen Versammlung neue Taxen verwilligt wurden. Erst bekümmerten sich zwar wohl die Günstlinge des jungen Königs nur wenig darum, was in den Versammlungen des Parlaments geklagt und verordnet wurde, erst ließen sie getrost den König aufheben und zernichten, was die Parlamente beschlossen hatten; doch ehe es noch 1386 zur vierten Versammlung dieser Art kam, so erfuhren die Günstlinge des Königs, wie sehr den Menschen der Muth wächst, sobald sie Macht und Interesse eines Korps fühlen gelernt haben.

Man bat den König nun geradezu, daß er dem Kanzler und dem Schatzmeister ihr Amt nehmen möchte, und wie der König im wilden, jungen Zorne die Antwort gab, er werde um ihretwillen keinen Küchenjungen abdanken, *) so erfolgte der einmüthige Schluß des Parlaments, nicht eher ein Geschäft mehr vorzunehmen, bis der Kanzler dimittirt sey und bis sich der König selbst im Parlament zeige.

Eine Deputation ging zum König, ob man schon viel von den Lebensgefahren sprach, denen jeder freimüthige Deputirte des Parlaments ausgesetzt seyn werde, und selbst auch noch diesen Deputirten antwortete der König im wilden, jungen Zorne, daß er Forderungen dieser Art als Forderungen von Rebellen ansehen müsse, und daß am Ende nichts

---

*) Dicens, se nolle pro ipsis nec minimum garcionem de coquina sua amovere ab officio suo. Knighton's gleichzeitige Chronik in Twysdens scriptt. histor. Anglic. col. 2680.

besser seyn werde, als den König von Frankreich nach England zu rufen, und lieber diesem sich zu unterwerfen, als unter seine eigene Unterthanen sich zu schmiegen.

Wir sagen es ungerne, erklärten ihm endlich die Deputirten, aber wir sind es verpflichtet. Wir haben eine alte Verfassung, kraft deren ein König, der nicht den Gesetzen und Statuten des Reichs gemäß regieren will, vom Volke rechtmäßig abgesetzt werden kann, und man wählt statt seiner einen andern König aus der regierenden Familie.

Nun zwar ehe drei Tage vorüber waren, erschien der König, wie verlangt worden, im Parlamente, der Kanzler wurde entlassen, der Schatzmeister abgedankt, und nicht nur der Prozeß gegen den Kanzler sogleich eröffnet, sondern auch eine eigene Kommission vom Parlament selbst ernannt, den ganzen Finanz-Etat des Königs zu untersuchen und neu einzurichten; allein die Hofpartie war doch noch nicht genug mürbe gemacht, sie wandten sich zu Stratagemen, da offenbare Gewalt mißlang. Man suchte sich der Wahlen für das nächste Parlament zu versichern.

Die Sherifs erhielten daher Befehl, daß kein Deputirter bei dem nächsten Parlament erscheinen sollte, den nicht der König und seine Minister ernannt haben würden. Es wird schwer halten, war die Antwort der Sherifs; das Volk läßt sich nicht leicht sein Recht nehmen, die Parlaments-Deputirten frei zu wählen. Und soll Wahl freie Wahl seyn, so kann man noch weniger die Willkür des Volks auf Personen lenken, die dem Volk unangenehm sind. Das Volk besteht nur desto mehr auf seinem Recht,

je mehr es Absicht merkt. Also auch diese Hoffnung mißlang, und doch war die Hofpartie noch nicht am Ende.

Der König rief nun alle Richter zusammen, um ihnen, die des Rechts kundig seyn müßten, zehn Fragen vorzulegen, die sich alle auf das Verfahren und die Behauptungen des Parlaments bezogen, ob diese gesetzmäßig und jenes rechtskräftig seyn könnte. Die Meinung dieses Korps schien ein Orakelspruch des Rechts selbst seyn zu müssen. Ich möchte nicht rathen, wie ein Korps französischer Rechtsgelehrten gesprochen haben würde, wenn man sie jüngst in Sachen zwischen König und Nation gefragt hätte; in England waren 1386 die rechtskundigsten Männer der einmüthigen Meinung,*) daß sich die Urheber der letzten Parlamentsschlüsse schwer gegen die Krone versündigt hätten, weil sie gegen den Willen des Königs Schlüsse gefaßt; daß sie das Leben verwirkt hätten, wenn sie nicht der König begnadigen wollte, und daß eben so der Todesstrafe auch alle diejenigen würdig seyen, die den König zur Annahme dieser Schlüsse bewogen haben möchten.

Das Rechts-Orakel sprach also für den König, aber gegen allgemeinen Sinn kann kein einzelner Rechtsspruch gültig werden. Die Empörung wurde laut, der König mußte nach-

---

*) Knighton sagt, der einzige Belknapp, chief justice of the common pleas, habe dieses feine Responsum erst durchaus nicht unterzeichnen wollen, sondern bloß durch die härtesten Drohungen sich dazu bewegen lassen. Wie endlich auch er sein Siegel untergedrückt hatte, so brach er in die Worte aus: Ich habe doch das Leben verwirkt! Hätte ich dieses Responsum nicht unterschrieben, so hätte mich die Hofpartie hinrichten lassen. Nun ich den Willen des Königs und der Minister gethan habe, so habe ich doch als ein Verräther am Adel des Landes den Tod verdient.

geben, und ein neues Parlament wurde ausgeschrieben, dem alle Beschwerden, die zwischen dem König und der Nation waren, zur Entscheidung vorgelegt werden sollten.

Noch bei Ausschreibung dieses Parlaments brauchten die Minister ihr letztes Stratagem, dessen Erfolg aber gerade eben der war, wie er bei der gereiztesten Aufmerksamkeit der Gegenpartie gewöhnlich zu seyn pflegt. Man rückte in das Ausschreiben, das an die Sherifs wegen der Deputirtenwahl erging, die Klausel ein, daß Personen gewählt werden sollten, die an den gegenwärtigen Streitigkeiten keinen Antheil hätten.*) Sobald die Nachricht von dieser Klausel laut wurde, so drang man auf's Neue in den König; die Ausschreiben mußten zurückgenommen, eine zweite Erklärung mußte nachgeschickt werden, daß die Deputirten völlig frei und ohne Rücksicht auf einige Einschränkung gewählt werden sollten.

So wurde denn am 3. Februar 1388 das große Parlament eröffnet, das man in der Geschichte bald das unbarmherzige, bald das wunderthätige nennt; in der That scheint eine dieser Benennungen die andere fast einzuschließen. Fast fünf Monate lang, eine kurze Prorogation abgerechnet, dauerte die Sitzung; ein Fall dieser Art war bis dahin in der englischen Geschichte unerhört.

Das Parlament unternahm eine Läuterung des Ministeriums, bei der man eben so gerecht, als unerbittlich verfuhr. Die Untersuchungen gingen nach aller Rechtsform, die letzten Sentenzen, so blutig streng sie waren, wurden mit dem vollesten richterlichen Bedachte abgefaßt.

Die letzte Sentenz war, daß die drei mächtigsten Minister des Königs, der Erzbischof von York, der Herzog von

*) In debatis modernis magis indifferentes, sind die Worte der Urkunde.

Irland und der Graf von Suffolk, des Hochverraths schuldig, Feinde des Königs und des Königreichs — gehenkt werden sollten; auch all ihr Vermögen sollte dem König heimfallen. An diesen ersten Herren des Reichs wurde nun zwar das Urtheil nicht vollzogen, aber mehr als zwölf der angesehensten Männer, die man billig als ihre ersten Rathgeber oder zuvorkommendsten Klienten ansah, und namentlich auch die angesehensten jener Rechtsgelehrten, die so willkürlich Recht und Unrecht gesprochen hatten, mußten durch's Schwert oder am Galgen sterben.

Die Freiheit der Nation schien also selbst mit dem Blute treuloser, verrätherischer Rathgeber des Königs versiegelt; was etwa das Gesetz nicht sicher genug wirken konnte, schien der Schrecken wirken zu müssen, und so feierlich als dießmal waren nie noch Statuten eines Parlaments bekräftigt worden. Der König schwur noch einmal seinen Krönungs-Eid, als ob er jetzt gleichsam auf's Neue den Fundamental-Vertrag mit der Nation geschlossen hätte. Der König schwur noch einmal, und die geistlichen nebst den weltlichen Baronen schwuren auch ihm noch einmal, und wer irgend ein Mann von Amt und Ansehen in England war, sey's daß er Geistlicher oder Weltlicher war, der mußte einen ganz neuen feierlichen Eid thun, nie zugeben zu wollen, daß irgend ein Statut des wundervollen, unbarmherzigen Parlaments übertreten oder aufgehoben werde. Die Nationalfreiheit schien gesichert; und doch war sie noch mehr als zwei Jahrhunderte lang bald ein Spiel der sogenannten Hofpartie, bald ein Spiel des Zufalls; ihre stärksten Schutzwehren mußten erst noch nach Jahrhunderten aufgefunden und errichtet werden.

VIII.

Vom gegenwärtigen Zustande der brittischen Staats-Einkünfte und den verschiedenen Theilen, woraus sie bestehen. *)

Alle Taxen, die man gegenwärtig in England hebt, müssen entweder jährlich jedesmal vom Parlamente neu verwilligt werden, oder sie dauern für sich so lange fort, bis sie die gesetzgebende Macht ordentlich wieder aufhebt. Die einzigen der ersteren Art aber sind Landtaxe und Malztaxe.

I. Die Landtaxe. Sie entstand zu Cromwells Zeit, und kam auch nachher während der Regierung Karls II. einige Male zum Vorschein. Man nahm auch wieder zu ihr die Zuflucht, da nach der Revolution große baare Summen nothwendig wurden, Wilhelm III. auf dem Throne zu behaupten und den französischen Krieg zu führen.

Sie wirft unstreitig viel ab, die gegenwärtige Landtaxe, aber sie hat doch in ihrer Einrichtung einige Fehler. Man dachte nämlich bei ihrer ersten Einrichtung gar nicht daran, daß es etwas so Fortdauerndes werden könnte. Nun liegt aber gegenwärtig auf jedem Distrikt gerade eben die

*) Aus Meiners und Spittler's Gött. hist. Mag. Bd. VIII. S. 735—782. — Nach Sinclair history of the public revenue. P. III. p. 106 ff.

Quote, gleichwie sie anfangs fixirt wurde. Hat sich also seit jener ersten Fixirung ein Ort sehr aufgenommen, so zahlt er offenbar gegenwärtig im Verhältnisse mit den übrigen zu wenig, wie z. B. die Kontribuenten im Londoner Kirchspiel Marybone, wenn eine Taxe, vier Schillinge vom Pfunde, gehoben wird, vielleicht nicht einmal sechs Pfennige zahlen, da hingegen die Kontribuenten in andern Distrikten zu gleicher Zeit bei gleicher Taxe vielleicht sechs Schillinge zahlen müssen. Die Quote der Distrikte ist eben dieselbe geblieben, und doch hat sich das Schatzungs-Kapital, worauf sich diese Quote ursprünglich bezog, in verschiedenen Distrikten gewaltig verändert.

Doch die Landtaxe ist nicht allein gegenwärtig ungleich, sondern sie war's von jeher. Man hatte bei ihrer ersten fortdauernden Errichtung jeder City und County größtentheils erlaubt, ohne weitere Oberaufsicht sich selbst zu taxiren. Man kann also leicht denken, wie ungleich diese Selbsttaxation ausfiel. Wo sie der Revolution wohlwollten, da gaben sie ein großes Schatzungs-Kapital an; wo sie aber nicht damit zufrieden waren, sehr geringe, und freuten sich sowohl ihres eigennützigen Gewinns, als auch — die neue Regierung betrogen zu haben! Ueberdieß hatte man gleich bei der ursprünglichen Taxirung noch einen Fehler begangen.

Die jetzt sogenannte Landtaxe war nämlich ursprünglich eine Revenüensteuer; man mochte seine Revenüen vom Grund-Eigenthum ziehen oder von der Profession, die man trieb. Allein im letzteren Falle taxirte man nicht nach der jährlichen Einnahme des Mannes, sondern bloß nach dem Kapital, das der Mann in seiner Profession oder dem, was er trieb, stecken hatte, und nahm also den ungleichsten Maßstab. Denn bei manchen Professionen wird nur ein kleines Kapital erfordert, und sie werfen doch viel ab, andere aber geben bei einem weit größeren Kapital einen weit geringeren Profit. Man

hat nachher oft vergeblich versucht, diesem Uebelstande abzuhelfen.

So wurden zwar gleich bei der ersten Einrichtung auch die taxirt, die Besoldungen genossen, und wohl mit Recht, da es einmal eine Steuer von den Revenüen eines Jeden seyn sollte; aber man verfehlte dabei wieder in einem höchst wichtigen Punkt.

Die Taxation der Salarirten wurde nämlich zur Quote des Distrikts geschlagen, wo sie lebten. Nun geschieht's oft, daß sich seit jener Fixirung der Distrikt-Quoten die Anzahl der Salarirten, die an einem Orte leben, sehr vermehrt hat; und doch ist die einmal fixe Quote des Orts nicht gestiegen. Was hat nicht auf diese Weise London gewonnen, was gewann nicht z. B. Cheshire? Jetzt wohnen an letzterem Orte eine Menge Salzsteuer-Offizianten, und wie jene Quote fixirt wurde, da gab's noch keine Salzsteuer! Ja was noch mehr ist, da es manchem der geringeren Offizianten gar zu sauer werden würde, von seinem geringen Gehalt die Landtaxe zu bezahlen, die er doch bezahlen muß, so entschädigt ihn gegenwärtig die Kasse des Departements, zu dem er gehört, anstatt daß ihn billig die Distriktkasse, wohin er steuert, entschädigen sollte, da ohnedieß letzterer bei allen übrigen Umständen, die eintreten, nothwendig sehr leicht seyn müßte, solche Nonvalenten zu übernehmen.

Doch ein Hauptfehler der Landtaxe ist unstreitig der, daß obschon bei einer Taxe 4 Schillinge vom Pfund 2,037,627 Pf. 9 S. ½ D. sicher eingehen sollten,*) so ist doch alle Jahre ein beträchtliches Defizit,**) das aus ver-

*) Von England 1,989,673 Pf. 7 S. 10¼ D., von Schottland 47,954 Pf. 1 S. 2 D.

**) 1782 belief sich das Defizit auf 231,772 Pf. 4 S. 8¼ D. 1783 belief sich das Defizit auf 303,125 Pf. 5 S. 10¼ D.

schiedenen Ursachen entspringt. Theils wird die Taxe überhaupt nicht immer mit gleicher Regelmäßigkeit gehoben, theils ist erst auch viel abzuziehen, ehe man die reine Kassen-Einnahme hat. Die Haupt-Rubriken aber, die erst abgezogen werden müssen, sind folgende:

1) Hebungskosten. Schottland liefert zwar seine, einmal verhältnißmäßig fixirte Quote als reine Summe zur Kasse, aber in England müssen die Hebungskosten ungefähr fast mit 3 Procent erst abgezogen werden.

2) Die Landtaxe-Einnehmer in Wales dürfen jährlich 1260 Pf. als Portogeld verrechnen; man verwilligte ihnen dieses, weil sie über die Schwierigkeiten, Geld nach London zu schicken, so sehr klagen.

3) Der Gemeine Lyme Regis in Dorset ist von der Schatzkammer ein jährlicher Nachlaß von 140 Pf. 19 S. 6 D. gestattet, weil die Ländereien, welche dieß zahlen sollten, vom Meere hinweggeschwemmt seyen.

4) Die Ausgabe für die Landmiliz und für die Auffangung der Deserteurs von der Armee, was nach den Schätzungen der Finanz-Committee jährlich 91,000 Pf. beträgt, aber 1787 und 1788 wirklich noch 36,137 Pf. höher sich belief.

5) 10 bis 15,000 Pf. Prämien, die für Flachs- und Hanfbau zu bezahlen sind, und die jeder Landtaxe-Einnehmer gleich in seinem Distrikt von seiner Kassen-Einnahme bezahlen muß.

Endlich ist noch wohl der wichtigste Artikel folgender. Die Regierung ist berechtigt, und die öffentlichen Bedürfnisse bringen es so mit sich, daß sobald die Taxe auf's Neue im Parlamente verwilligt ist, daß zwei Millionen sogleich darauf geborgt werden dürfen. Die Schatzkammer stellt Billets aus,

---

1784 belief sich das Defizit auf 239,730 Pf. 7 S. 4 D.
1785 belief sich das Defizit auf 169,359 Pf. 1 S. 2¼ D.

und die Bank schießt auf diese das Geld vor, das nach und nach wieder heimbezahlt wird, wie das Geld bei Erhebung der Taxe eingeht.

Diese Schatzkammer-Billets aber tragen gegenwärtig fünfthalb Procent; also die ganze Summe dieser Ausgabe ist ungefähr 90,000 Pf. Ein starkes Interesse, wenn man bedenkt, daß diese Billets im Anfange der Regierung Georgs III., da doch Kriegszeiten waren, nur vier Procent trugen, und jetzt, da doch schon länger als sechs Jahre Friede ist, noch immer einen halben Procent mehr! Die Finanz-Committee schlug eine Reduktion vor auf drei Procent; dieses temporäre Interesse würde alsdann nur 60,000 Pf. betragen. So weit läßt sich's aber schwerlich herabbringen; doch 75,000 Pf. dürfte man als hinreichend ansehen.

Nun von diesen sechs Artikeln, die erst abgehen, bis man die reine General-Kassen-Einnahme hat, sind eigentlich bloß zwei ein wahres deducendum: die Hebungskosten und die erstgedachten 75,000 Pf. Die übrigen Rubriken müßten entweder abgestellt oder aus einer andern Kasse bestritten werden.

Die sichere Einnahme von der Landtaxe wäre alsdann folgende:

Total-Einnahme		2,037,627
Hebungskosten	53,574	
Zwischen-Interessen . .	75,000	
		128,574
Reine Kassen-Einnahme		1,909,053.

Freilich muß, wenn dieses die reine Einnahme bleiben soll, gegen ein paar Mißbräuche gewacht werden, die leider nicht wenig eingerissen haben.

1) Ein Mißbrauch ist der, daß man eine beträchtliche Anzahl jener Exchequer-Billets uneingelöst in den Händen des Publikums läßt, die Interessen also immer fort bezahlen

muß. Aus dem Rapport der 1782 niedergesetzten Finanz-Kommission erhellt, daß sich die Summen der seit verschiedenen Jahren her uneingelöst so ausstehenden Exchequer-Billets auf 3,595,988 Pf. beläuft.

2) Man läßt viel zu große Summen in den Händen der verschiedenen Special-Einnehmer, und verliert sie oft noch am Ende durch Bankerotte derselben. Es fand sich aus dem Rapport der niedergesetzten Kommission, daß der Mittelzahl nach genommen immer ungefähr 334,061 Pf. in den Händen der verschiedenen Special-Einnehmer sind. Würden sie also das Geld sogleich einschicken, so hätte das Publikum jährlich 13,362 Pf. weniger Interesse für Exchequer-Billets zu geben. Sie könnten es auch gleich einschicken, sobald sie nicht zu Bestreitung jener mehreren Rubriken baares Geld immer in der Kasse nothwendig haben. Nicht alsdann zu gedenken, wie viel weniger man bei einer solchen neuen Einrichtung durch Kassen-Defraudationen und Bankerotte verlieren könnte.

Allein Manche haben vorgeschlagen, besser als alle solche einzelnen Verbesserungen würde eine General-Rektifikation der ganzen Landtaxe seyn. Man müßte das ganze Schatzungs-Kapital auf's Neue aufnehmen, und alsdann eine allgemein gleiche Repartition machen. Ein guter Gedanke, dem nur gar zu viel entgegen steht!

Schon der Unions-Traktat mit Schottland ist ein fast unübersteigliches Hinderniß, wenn anders nicht die Schotten freiwillig sich bequemen. Wollte man aber Schottland von der ganzen neuen General-Rektifikation ausnehmen, und bei seiner alten geringeren Taxe lassen, so könnten auch die entfernten englischen Distrikte eben so gut, als Schottland, geschont werden wollen. Freilich ist das Ganze ein so nützliches Projekt, daß man lieber den Schotten, damit sie nur ihr aus dem Unions-Traktat herrührendes Recht aufgäben,

solche Vortheile in Rücksicht der Zölle einräumen sollte, bei denen ihr Handel und also ihr Land mehr gewänne.

Ferner würden wohl auch die sehr dagegen schreien, die jüngst erst Ländereien gekauft, und also gleichsam unter öffentlicher Garantie, in der Voraussetzung keiner höheren, als der zur Kaufzeit darauf liegenden Steuer gekauft haben; vielleicht aber nach geschehener General-Rektifikation ein Beträchtliches mehr bezahlen müßten.

Doch sie hätten eigentlich kein Recht zu klagen. Das Parlament hat keine Veranlassung zu der Voraussetzung gegeben, daß die Landtaxe unveränderlich bleiben solle; es behielt sich vielmehr durch verschiedene Veränderungen und durch Erhöhung derselben von einem bis zu vier Schillingen vom Pfunde auch für die Zukunft das Recht vor, weitere Verfügungen darin zu machen. Zum Ueberfluß und um jede Klage so viel möglich abzuschneiden, könnte man etwa das Zahlen nach der neuen rektificirten Schätzung erst mit 1800 seinen Anfang nehmen lassen; so genössen jene denn doch noch zehn Jahre lang Immunität.

Manche haben vorgeschlagen, die Landtaxe so zu lassen, wie sie gegenwärtig ist, alsdann aber, nach einer neuen rektificirten Schätzung des ganzen hiehergehörigen Steuerkapitals, auf jedes Pfund Revenüe einen Schilling zu fordern. Allein auch das verträgt sich nicht mit dem Unionstraktat, und denn tritt hierauf sogleich auch noch die zweite Frage ein, wann und wie oft jenes Steuerkapital revidirt werden solle. Vielleicht wäre wohl der beste Plan, je nur alle 50 Jahre eine solche Revision vorzunehmen. Wo sich zeigt, daß der Ertrag gefallen ist, nach Verhältniß des gefallenen Ertrags abzuziehen, und wo es sich zeigt, daß er durch angewandte Meliorations-Kosten beträchtlich gestiegen, wenigstens gewisse Jahre lang, bloß die Hälfte jenes jährlichen Zuwachses von

Einnahme in die Steuer zu legen. Gewiß ein Plan, der viele gute Folgen haben würde!

II. **Malztaxe.** Das Parlament wehrte sich gewaltig, bis es endlich 1697 diese Abgabe vom Malz einführte, nebst einer verhältnißmäßigen Taxe auf Cyder und Birnmost und anderem Getränke, was der Bierkonsumtion nachtheilig ist; und auch da noch, da man bloß von hoher Noth gedrungen dieselbe einführte, hoffte man gewiß — bloß für kurze Zeit! Im schottischen Unionstraktat wurde ausdrücklich bedingt, daß die damals auf England liegende und bis zum 4. Juni 1707 fortdauernde Malztaxe nicht für Schottland gelten sollte, und in der That auch erst 1713 wurde diese Besteuerung auch auf jenes Reich ausgedehnt. Doch die Regierung ließ sie auch da noch nicht wirklich einfordern, und wie man endlich erst zwölf Jahre nachher zur wirklichen Hebung schritt, so entstanden Empörungen, denen nur mit Mühe gesteuert werden konnte.

6 Pfennige vom Scheffel Malz soll dem ersten Plan nach jährlich 750,000 Pf. abwerfen, und folgende chronologische Zusammenstellung zeigt, daß man nicht zu viel gerechnet hat.

Die Malztaxe von

Johannis	1716	bis	Johannis	1717	warf	ab	706,691 Pf.
„	1717	„	„	1718	„	„	763,980 „
„	1718	„	„	1719	„	„	710,979 „
„	1719	„	„	1720	„	„	744,828 „
„	1720	„	„	1721	„	„	676,754 „
„	1721	„	„	1722	„	„	757,339 „
„	1722	„	„	1723	„	„	867,977 „
„	1723	„	„	1724	„	„	811,559 „

Das Total dieser acht Jahre machte also 6,040,117 Pf., und ein Jahr in's andere betrug 755,014 Pf. Allein in den letzteren Jahren nahm ihr Ertrag sehr ab, weil man die Taxe

zu sehr erhöht hatte, zugleich auch große andere Lasten auf's Land gelegt wurden. Man kann berechnen, daß sich das jährliche Defizit auf 210,000 Pf. belief, und daß der reine Ertrag jährlich höchstens auf 540,000 Pf. kam. Doch in den zwei Jahren von Michaelis 1786 bis Michaelis 1788 war der reine Ertrag wieder, ein Jahr in's andere gerechnet, 608,281 Pfund; er hatte also zugenommen, wie auch der Ertrag der übrigen Staats-Einkünfte zunahm.

Die Landtaxe bringt also, im Durchschnitt genommen, jährlich 1,900,000 Pf., und die Malztaxe, wenn's gut geht, ungefähr 600,000 Pf. Ihr gesammter Ertrag darf also nicht über dritthalb Millionen Pfunde geschätzt werden, und der Schatzkammer sollte, bis einst der Ertrag etwa höher steigt, durchaus nicht erlaubt seyn, auf eine größere Summe Exchequerzettel ausgehen zu lassen.

III. Perpetuirliche Taxen.

Bis zum Jahr 1710 dauerte eine Taxe gewöhnlich nur so lange, so lange das Geld nicht bezahlt war, das im Prospekt auf den Ertrag der Taxe geborgt worden war. Ungefähr 1710 aber ging eine große Veränderung vor. Man legte perpetuirliche Taxen auf; die neuen Steuern dauerten fort, wenn auch die gemachte Schuld abgetragen war. Der eingehende Ueberschuß blieb zwar zur Disposition des Parlaments. Allein man disponirt weit leichter über Geld, das einmal da liegt, als über Geld, das erst eingehen soll, und oft zeigte sich's auch, wie es gehe, wenn das Parlament zwar nicht einwilligen wollte, der König aber schon das Geld hatte. Offenbar war also diese Veränderung nicht gut.

Man kann die perpetuirlichen Taxen, die gegenwärtig auf dem Reiche liegen, unter vier Klassen bringen: 1) Zölle. 2) Accise. 3) Stempelgebühren. 4) Allerhand Taxen.

12 *

A. Zölle.

Sobald man freilich auf Zölle kommt, so kann man sich des frommen Wunsches nicht erwehren, daß es doch für England, als einen Handelsstaat, möglich seyn möchte, gar kein Zoll! Denn billig müßte erster Grundsatz hier seyn, die Taxen so viel möglich erst alsdann von den Waaren zu nehmen, wenn sie so eben in die Hand des Konsumenten kommen. Man erreicht dabei mehrere wichtige Vortheile. Einmal sind die Menschen gewohnt, Konsumtionstaxen bloß als einen Theil des Waarenpreises anzusehen, und beinahe gar nicht als Taxen zu betrachten. Und dann geht auch dem Kaufmann gar zu viel Geld von seinem Handels-Kapital verloren, wenn er gleich beim Einbringen der Waaren in's Reich großen Zoll bezahlen muß, und doch die Waaren erst nach einiger Zeit absetzt, also erst nach einiger Zeit wieder sein Geld erhält. Er ist genöthigt, die Zwischen-Interessen, die er verliert, auf die Waaren zu schlagen, und diese Zwischen-Interessen mögen alsdann am Ende oft beinahe so viel betragen, als der Zoll selbst that. Ist der Zoll auch sehr hoch, so ist er gleichsam eine Prämie für den Schleichhändler.

Es gibt aber dreierlei Gattungen von Zöllen, a) von Einfuhr der Waaren, b) von Ausfuhr der Waaren, c) von Waaren, die von einer Küste zur andern gebracht werden.

Die Einfuhr-Zölle mußte der Einheimische ehedem bezahlen, damit die Küsten von Seeräubern frei erhalten werden könnten, und der ausländische Kaufmann, damit er das Recht erhielt, im fremden Staat zu handeln. Sie sind unstreitig die, die von allen Zöllen den mindesten Schwierigkeiten unterworfen. Nur müssen sie so niedrig seyn, daß der Schleichhändler nicht viel dabei gewinnen kann, und Artikel, die für die einheimischen Manufakturen nothwendig sind, oder rohe Materialien, die durch Arbeit im Lande sehr veredelt

werden, müßten gar nicht beschwert seyn. Was sollte nicht der brittische Handel gewinnen, wenn unbeschadet der nothwendigen Einnahme, die man haben muß, diese Grundsätze völlig befolgt werden könnten!

Ausfuhr-Zölle. Diese lagen ehedem auf Allem, was außer Landes ging, denn man glaubte, es sey bloß der Ausländer, der dieß Geld zahle. Allein durch Erfahrungen hat man jetzt gelernt, daß, wenn solche Artikel zu sehr beschwert sind, sie entweder der Ausländer gar nicht kaufe oder anderwärts suche.

Gegenwärtig liegt vorzüglich nur noch auf Steinkohlen ein Ausfuhr-Zoll. Dieser Artikel aber ist von solcher Güte, daß der Ausländer gern einen solchen Zoll dafür bezahlt; nur wenn irgend die geringste Befürchtung sich zeigen sollte, daß er in England selbst seltener werden möchte, so müßte die Ausfuhr völlig verboten werden.

Auch Blei zahlt von der Tonne 1 Pf. 1 Schill.; was jährlich nur ungefähr 15,000 Pf. abwirft. Und da überhaupt Bleiminen nur in wüsten dürren Gegenden gefunden werden, die man bloß wegen ihrer mineralischen Ergiebigkeit nicht ganz verläßt, so ist's eine Frage, ob nicht der Ausfuhr-Zoll von diesem Artikel ganz aufgehoben werden sollte. Was sonst noch Ausfuhr-Zoll gibt, sind meist rohe Materialien, die man absichtlich deßwegen beschwerte, um unseren Manufakturisten einen Vortheil vor den Ausländern zu verschaffen.

Ueberhaupt ist wohl gegen keinen Zoll so viel zu erinnern, als gegen den, der auf Steinkohlen liegt, wenn sie auch bloß von einer Küste Englands zur andern gebracht werden. Er ist dem Flor der Schifffahrt nachtheilig, den Manufakturen, dem Ackerbau und den Fischereien sehr schädlich.

Bekanntlich sind die Kohlenschiffe das beste Seminarium für brittische Seeleute, und den Matrosen, die sich hier bilden,

gleichen nicht leicht andere an Gewandtheit und Festigkeit. Wäre nicht der Zoll, den die von Küste zu Küste fahrenden Kohlenschiffe geben müssen, England würde vielleicht 10,000 treffliche Matrosen mehr haben, und wo 10,000 Matrosen mehr wären, müßten auch verhältnißmäßig mehr Schiffe seyn, also auch verhältnißmäßig mehr Schiff-Zimmerleute beschäftigt werden.

Was könnte erwünschter seyn, als wenn durch Aufhebung dieses Zolls ein desto wohlfeilerer Kohlenpreis in mehreren Gegenden des Reichs veranlaßt werden könnte, daß sodann in mehreren Gegenden des Reichs blühende Fabriken und Manufakturen hervorgebracht würden. Denn die Erfahrung hat doch gezeigt, und es ist auch leicht begreiflich, daß es so seyn muß; Manufakturen blühen am besten, wo man Kohlen am wohlfeilsten und im größten Ueberfluß hat.

Auch der Ackerbau müßte dabei gewinnen. Man muß in vielen Gegenden des Reichs beträchtliche Strecken kultivirbaren Landes bloß zur Holzung stehen lassen, um Brennmaterialien zu haben, und in den Gegenden, wo es Torf gibt, besonders in den entfernteren Distrikten von Schottland, braucht der Bauer oder Pächter einen schönen Theil seiner Sommerzeit, Brennmaterialien auf den Winter zu sammeln; all' diese Zeit entgeht seinen Heerden und seinem Landbau. Was verliert auch nicht eben so an Zeit der arme Fischer? Und gewiß diese Klasse von Menschen verdient vor jeder anderen vorzüglich Erleichterung.

Hoffentlich wird man also bei dem so klaren Schaden, den die Kohlentaxe anrichtet, bald auf eine Aequivalent-Abgabe bedacht seyn, um das Defizit von einer halben Million zu decken, das die Aufhebung der Kohlentaxe verursachen würde. Wer sollte aber glauben, daß man 1784 sogar auf den Gedanken gerathen, auf den einheimischen Kohlenverbrauch eine

Abgabe, 3 Sh. vom Chalder, zu legen? Glücklicher Weise scheiterte der Plan.

Der Zoll wird gegenwärtig theils, einem gewissen Tarif zufolge, nach dem supponirten Werth der verschiedenen Waaren gehoben, theils aber auch nach Maaß und Gewicht. Dabei treten noch Verschiedenheiten ein in Ansehung der Länder, woher die Waaren kommen, und überdieß genießt ein Schiff, das Engländern gehört und von Engländern bemannt ist, noch seine besonderen Vortheile vor andern. Man hat den Vorschlag gemacht, diese verschiedenen Taxationsarten aufzuheben, und überhaupt bloß nach der Tonnenzahl zu taxiren; vorausgesetzt, daß dabei der Einheimische immer einen vorzüglichen Vortheil vor dem Ausländer genieße. Allein diese Veränderung wäre zu groß. Doch möchte es vielleicht gut seyn, in einem gewissen Verhältnisse zu dem Platz, woher das Schiff kommt, und auch im Verhältnisse zu den Artikeln, womit es beladen ist, bis zu einer gewissen Summe bloß nach der Anzahl der Tonnen zu taxiren; und das Uebrige nach Taxation des Werths zu heben. Wo nach Tonnen taxirt wird, kann der Schleichhändler nicht so leicht betrügen. Dieß wäre klarer Vortheil bei dieser Veränderung.

Man hat besonders nach dem Verluste der nordamerikanischen Kolonien sehr gefürchtet, der Zoll-Ertrag möchte fallen; die vielen neuen Taxen, glaubte man, würden auch dazu wirken. Doch nie war er stärker, als seitdem. Man sehe folgende Specifikation, die so genau gemacht ist, als sich thun läßt.

Ganzer Ertrag der Zölle vom 10. Oktober 1787 bis 10. Oktober 1788 nach den verschiedenen Artikeln, von welchen sie gehoben worden.

Pottasche	2189 Pf.
Spanische Sode	19,636

Schwefel	9804 Pf.
Unverarbeitete Schweinsborsten	4156
Kork	4739
Materialisten-Waaren	25,691
Elephantenzähne	2464
Bettfedern	4267
Glasplatten	4517
Specerei-Waaren	133,671
worunter von Kaffee 11,762, von Korinthchen 49,299 Pf.	
Zucker	1,195,116
Reis	8791
Menschenhaare	1638
Basthüte	3230
Strohhüte	961
Hanf	74,439
Häute	1726
Aschensalz	2788
Zwirnband (Incle wrought)	3017
Eisenstangen	116,673
Citronen und Pomeranzen	12,414
Linnen	118,113
Russische Decken	2468
Kleine mitts	2396
Gewöhnliches Salat- und Thran-Oel	22,829
Papier (Genoa second)	1187
Pech und Theer	1864
Weißes Salz	808
Kleesaamen	3217
Rohe, gesponnene und gezwirnte Seide . .	125,738
Smalt	7338
Branntwein	58,532

Genfer Branntwein	12,434 Pf.
Rum	60,835
Rohe, gegerbte Felle ꝛc.	24,485
Harte Seife	3120
Offene Bänder	928
Garn	1895
Tabak	427,285
Brasilischer Tabak	1483
Taue	2655
Terpentin	3958
Gelbes Wachs	4270
Franzwein	37,116
Portwein	352,504
Rheinwein	4516
Spanischer Wein	79,349
Holz	181,824
Der in die Zollkasse fließende Theil des Aequivalents der alten Theetaxe *)	335,047
Gebühren von der ostindischen Komp. bezahlt	326,450
Einige kleinere Artikel	10,191
Von ausgeführten Waaren	153,481
Abgabe von Kohlen, die von einer brittischen Küste zur andern gebracht worden	536,287
Eingeschickt von den Kolonien	10,438
	4,546,918 Pf.
Reiner Ertrag war	3,789,274
Also Summe der Hebungskosten, Prämien, Rückzölle	757,644 Pf.

*) Es ist sehr ungeschickt, und bringt in solche ohnedieß enorm große Rechnungen noch Verwirrung, daß ein Theil dieses Aequivalents (commutation-tax) in den Zoll-Ertrag fließt, und das Uebrige zum Accise-Ertrag gerechnet wird.

Man kann dieses Verzeichniß unmöglich ansehen, ohne die Bemerkung zu machen, wie viel es doch abwirft, wenn auch kleine, unbedeutend scheinende Artikel belegt, und die geringfügigsten Gegenstände nicht übersehen werden. Borsten, Kork, Federn, Menschenhaare, Basthüte, Citronen und Pomeranzen ꝛc. werfen jährlich über 40,000 Pf. Zoll ab.

Offenbar kann man auch wenigstens bei der Zoll-Einnahme nicht wünschen, daß Alles, was in England producirt oder fabricirt werden kann, wirklich daselbst producirt oder fabricirt werde. Gewiß könnte man nämlich in England genug Linnen, Eisen und Hanf produciren, ohne daß man Zufuhr von Außen nothwendig hätte. Die Zoll-Einnahme verlöre aber dabei jährlich über 300,000 Pf., und zugleich ginge ungefähr eben so viel an der Exportation anderer Waaren verloren, die statt jener in England producirt werden.

B. Accise

warf ab von Michaelis 1787 bis Michaelis 1788:

		Reiner Ertrag:
Bier-Accise		1,666,152 Pf.
Beständige Malz-Accise		724,786
Jährliche Malz-Accise		603,317
Einheimische Branntweine		509,167
Also das Total von der Gerste		3,503,422 Pf.
Meth und Essig	17,698 Pf.	
Cyder und Birnmost	12,469	
Hopfen	31,442	
		61,609
Accise von ausländ. Branntwein	735,038 Pf.	
Wein-Accise	229,212	
Süße oder gemachte Weine	8029	
		972,279
Also das Total der Accise von flüssigen Sachen		4,537,310 Pf.

Lichter	287,721 Pf.	
Leder	215,904	
Seife	347,237	
Stärke	82,890	
		933,752 Pf.
Papier	68,136 Pf.	
Glas	132,411	
Draht	2453	
Gedrucktes Linnen	200,737	
		403,437
Cocosnüsse und Kaffee	28,676 Pf.	
Thee (von der Commutations-Taxe)	436,610	
		465,286
Auktionen und Auktionators	58,887 Pf.	
Ziegel (bricks and tiles)	102,393	
Kutschen zum Verkauf gemacht	2195	
		163,475
Concessionsgeld der Theehändler	13,523 Pf.	
ditto derer, die Wachslichter und Sperma-Ceti-Lichter machen	102	
ditto derer, die mit accisbaren Sachen handeln	47,655	
Concessionsgeld der Branntwein-Schenken	73,822	
ditto vom 5. Juli 1787 an	93,316	
Concessionsgeld derer, die Gold- oder Silbergeschirr verkaufen	8212	
Was an Procenten bei Ertheilung der Concessionen einging	8916	
		245,546
Eingegangene Reste		2921
		6,751,727 Pf.

Ueberblickt man die Hauptsummen, aus welchen dieses Total von 6,751,727 Pf. entsteht, so zeigt sich, mehr als zwei Drittheile gehen bloß vom Getränke ein. Daß hierauf Accise liegt, ist auch völlig recht; nur möchte sie etwa zu hoch seyn.

Mehrere Einwürfe aber pflegt man gegen die Accisen zu machen, die auf den Nothwendigkeiten des Lebens liegen, und deren Belauf nach vorstehendem Etat etwa auf 900,000 Pf. steigen mag, denn hier ist bloß von der Accise auf Lichter, Leder, Seife und Stärke die Rede. Von der Kohlen-Accise ist schon gesprochen worden, und die Salz-Accise wird noch vorkommen.

Manche glauben nämlich, Accisen dieser Art seyen für ein Land der Manufakturen höchst schädlich; ein großer Theil derselben falle auf die Armen; der Arbeitspreis werde dadurch erhöht, und man könne an dem Beispiel von Holland sehen, das ehedem seiner Manufakturen wegen so berühmt war, wie sehr durch solche Accisen die Manufakturen litten.

Hierin ist nun wohl viel Unrichtiges. Man muß es dem Manufakturisten nicht zu leicht machen, sonst arbeitet er nicht. Wo es sehr wohlfeil ist, und fast keine Taxen bezahlt werden dürfen, also leicht in ein paar Tagen Brod für die ganze Woche gewonnen werden kann, da arbeitet der Mann auch nur ein paar Tage, denn die Menschen strengen sich nicht an, wenn sie nicht müssen. Unstreitig zahlt zwar der Arme einen beträchtlichen Theil dieser Taxen; aber zahlt nicht auch der Reiche daran? und ist's nicht billig, daß auch der Arme zahle, er, der doch auch mitgenießt? Ist's denn überall auch möglich zu machen, in einem Lande so belastet wie England ist, daß der Arme gar nichts zu zahlen habe? Ja wenn's auch möglich wäre, wäre es deßhalb rathsam, diese Last dem Volk ganz abzunehmen? Wäre es nicht weit besser, diese

Taxe fort und fort zu erheben, und den Ertrag derselben theils auf Ausfuhr-Prämien zu verwenden, theils unter arme, kinderreiche Familien zu vertheilen, oder kleine Pensionen denen zu geben, die Krankheit oder Alters halber nicht weiter zu arbeiten vermögen?

Die Accise, die von Manufakturen (Papier, Glas, Draht und gedrucktem Linnen) gehoben wird, beträgt, wie aus obigem Etat erhellt, im Durchschnitte genommen, ungefähr 400,000 Pf.

Entbehrt kann nun wohl gegenwärtig diese Summe nicht werden; aber es wäre gewiß gut, wenn sie auf eine andere Weise, als durch Veraccisirung dieser Artikel gewonnen werden könnte. So hat z. B. die Papier-Accise nicht allein auf die Papier-Manufakturen selbst Einfluß, sondern auch auf die Druckerei. Wie sehr ist nicht England zum Theil eben deßwegen in der Druckerkunst herabgesunken!

Die englischen Glas-Manufakturen ließen sich gewiß bei den Lokal-Vortheilen, die sie haben, bis zu der Vollkommenheit bringen, daß England den größten Theil von Europa fast mit allen Gattungen von Glas versehen könnte; allein die hohen Taxen, die auf dem Glase liegen!

Endlich noch vorzüglich sollte aufgehoben werden die Accise vom gedruckten Linnen, wodurch eine so wichtige und feine Manufaktur geschwächt wird. Man sollte statt ihrer die Taxe wieder einführen, die durch diese Accise ersetzt werden sollte.

Man sagt zwar, alle diese Accisen träfen bloß die einheimische Konsumtion, und könnten dem auswärtigen Handel nicht schaden, weil man bei der Ausfuhr die bezahlte Taxe zurückerhalte; aber dieses Zurückerhalten ist kein Ersatz. Denn die Hebung selbst ist mit vielen Beschwerden verbunden, die nicht vergütet werden können, und dem Fabrikanten ist auch allein schon die genauere Besichtigung seines Verfahrens, die

öfters dabei unvermeidlich eintritt, höchst unangenehm. Der Manufakturist erhält überdieß sein als Taxe bezahltes Geld, wer weiß wie lange, nicht wieder zurück, weil er es erst bei der wirklichen Ausfuhr zurückerhalten kann. Er leidet also auch hier beträchtlichen Schaden, und leidet noch mehr dadurch Schaden, weil er die Accise auch von den Waaren bezahlen muß, die Schaden gelitten haben, also nicht verkauft werden können. Dieß alles trägt also dazu bei, den Preis der englischen Waaren, selbst ungeachtet der Rückzölle oder der bei der Ausfuhr zurückgegebenen Accise, zu erhöhen. Es wäre daher ein großer Gewinn, wenn entweder diese Abgaben ganz aufgehoben, oder andere statt ihrer eingeführt, oder statt der Taxirung besonderer Manufakturen bloß auf die Artikel, die von allen Manufakturisten gebraucht werden, eine Taxe gelegt werden könnte.

So möchte man wohl auch der Auktionen-Taxe, die, wie mehrere andere, den Holländern nachgemacht wurde, ein Ende wünschen, oder daß statt ihrer ein Aequivalent erfunden würde, das mehr den reichen Käufer, als den dürftigen Verkäufer träfe.

Doch unstreitig noch nachtheiliger ist die Ziegel-Taxe, wodurch Bevölkerung und Kultur des Landes so sehr leidet. Sie ist eben deßwegen auch schon einmal zur Zeit der Königin Anna, und zwar damals überdieß noch in einer eingeschränkteren Form, als sie gegenwärtig hat, ganz verworfen worden.

Von den Verbesserungen, die in Ansehung der Concessionsgelder gemacht werden können, soll zu einer andern Zeit gehandelt werden. Man müßte hier billig einen Unterschied machen zwischen dem, der einen gewissen Handel erst anfängt, und dem, der ihn schon lange führt. Man müßte Rücksicht darauf nehmen, inwiefern ein Mann mit andern Abgaben schon beladen ist oder nicht.

Stempel-Papier. Auch diese Taxe ist holländischen Ursprungs. Da die vereinigten Niederländer bei ihrem Kriege mit Spanien in die äußerste Finanznoth kamen und nicht wußten, woher Geld nehmen, so setzten sie eine große Prämie aus, wer das einträglichste und am wenigsten drückende neue Steuer-Projekt erfinden könne. Unter den mehreren Entwürfen, die einliefen, gefiel am besten der Impost van besegelde brieven, und was sonst in solchen Fällen sehr selten ist, gleich der erste Entwurf umfaßte das alles, worauf nachher das Projekt des Stempel-Papiers sich erstreckte. Es sollte nämlich keine Bittschrift von den Staaten oder irgend einem Magistrate, oder irgend einem Richter angenommen werden, sie sey denn auf Stempel-Papier geschrieben. Keine Urkunde irgend einer Art, es sey Quittung, gerichtliches Aktenstück oder etwa für ein Gericht brauchbares Aktenstück sollte gültig seyn, wenn nicht nach Beschaffenheit und Werth des Inhalts gewisse Stempelgebühren dafür bezahlt worden.

Man stellte vor, die Abgabe sey an sich gering. Der arme, gemeine Mann komme selten in den Fall, sie zahlen zu müssen, desto häufiger aber der wohlhabende und reiche; und was man etwa von betrügerischer Nachmachung desselben oder anderen Gefahren fürchte, könne vermieden werden.

Von Michaelis 1787 bis Michaelis 1788 warf die Stempel-Taxe ab 1,278,214 Pf. 18 S. 4 D., und noch wirft sie doch das nicht ab, was man von ihr theils erwartete, theils aber auch was sie billig abwerfen könnte. Z. B. Hut-Stempel wirft nicht mehr ab, als 23,196 Pf., und ist auf 150,000 berechnet worden. Der Handschuh-Stempel ist auf 50,000 Pf. berechnet worden, und trug nur 10,730 Pf.; und so auch bei einigen andern Artikeln. Hier muß also dem Betrug noch besser gesteuert werden; so wie dagegen bei dem Quittungen-Stempel die ganze Einrichtung sehr ver-

bessert werden müßte, um die 250,000 Pf., die er dem Plan zufolge abwerfen sollte, wirklich davon zu gewinnen. Es müßte nach dem Verhältniß der Summe bezahlt werden, wofür der gestempelte Schein quittirt. Nicht der, welcher das Geld bezahlt, sondern der, welcher es empfängt, sollte die Taxe entrichten, und durchaus keine Quittung müßte gültig seyn, wenn sie nicht auf Stempel-Papier geschrieben ist.

Die Taxe, die auf den Post-Pferden liegt, ist eigentlich allem wahren Interesse einer Handels-Nation zuwider, denn Kommunikation der Menschen und entfernten Gegenden unter einander sollte in einem Lande dieser Art so viel möglich erleichtert werden; allein wozu zwingt oft nicht das Bedürfniß des Staats? Nur ist's leider dabei noch ein doppeltes Unglück, daß es erst vor ungefähr drei Jahren eingeführt worden, den Ertrag dieser Taxe zu verpachten. Eine Art der Hebung, die unstreitig mit der freien Konstitution eines Landes nicht vereinigt werden kann. Da man ehedem vom Pferd auf die Meile einen halben Pfenning gab, so warf die Taxe 140,000 Pf. überhaupt ab, und reine Einnahme blieben 125,000. Nun wurde 1785 auf jede Meile noch ein halber Pfenning geschlagen, und man hoffte dadurch jährlich 50,000 Pf. mehr zu gewinnen. Allein statt dessen gewann man an reiner Einnahme, über den vorhergehenden Ertrag, nur noch 23,820 Pf. Der gegenwärtige volle Ertrag beläuft sich auf 219,163 Pf.

Unter dem Namen allerhand Taxen sind etwa folgende zu begreifen:

Salz-Abgabe *)	356,533	Pf.
Postamt	311,000	

*) Schillinge und Pfenninge sind in den summirenden Artikeln hinweggelassen, stecken aber in der Hauptsumme.

Hausirer	2170 Pf.
Miethkutschen	23,152
Alienation duty	3091
Konfiskationen	15,088
Geldstrafen	1891
6 Pf. vom Pfund bei den Pensionen . . .	41,100
1 Sh. vom Pfund bei den Salarien . . .	30,349
Männliche Bedienungen	92,109
Weibliche Bedienungen	31,860
Vierräderige Fuhren	128,567
Zweiräderige Fuhren	28,619
Wagen	20,271
Karten	12,204
Pferde	108,360
Häuser und Fenster (1766)	385,459
Häuser (1779)	130,739
Boutiquen, Kramläden	52,050
Primi fructus	5164
Zehenden der Geistlichkeit	9893
Stempel, als Fixum, was die Bank zahlt .	12,000
Kleinere Artikel	2075
Zusammen:	1,803,755 Pf.

In diesem Verzeichnisse ist gleich der erste Artikel einer der allertraurigsten, und man kann gewiß mit Wahrheit sagen, diese 350,533 Pf. zu gewinnen, verliert das Reich einen Gewinn von wenigstens jährlichen drei Millionen. Denn wie nachtheilig ist nicht die Salztaxe den englischen Fischereien! Wie stark trifft nicht diese Taxe besonders den armen Mann, der mehr eingesalzene Speisen zu essen gezwungen ist, als der reiche! Gerade auch des Seemanns Unterhalt wird dadurch theurer, und nicht allein die Kaufleute, sondern selbst auch Privatpersonen oder das Publikum überhaupt ist ge-

zwungen, große Provisionen von Eingesalzenem aus Irland kommen zu lassen, womit man sich doch selbst zu Hause hinlänglich versehen könnte, wenn jene Salztaxe nicht wäre.

Was könnte nicht Cheshire werden, wenn die fatale Salztaxe nicht wäre? Es hat Steinsalz genug, Kohlen genug und wohlfeil genug, und könnte vielleicht für eine Million Salz jährlich ausführen; aber statt dessen braucht der Engländer gegenwärtig noch französisches und irländisches Salz zu seinem Verbrauch. Selbst auch die spanische Sode oder die Barilla, wovon jährlich für 350,000 Pf. nach England kommt, könnte alsdann wohl entbehrt werden. Bei allem diesem nicht zu gedenken, was Ackerbau und Viehzucht leidet, wenn man das Salz theuer macht.

Ueber keine Taxe ist vielleicht aber so viel geschrieben worden, als über das sogenannte Theetaxe-Aequivalent (commutation-tax).

Da nämlich den Konsumtions Abgaben der Schleichhandel so sehr nachtheilig zu seyn pflegt, und namentlich bei dem Thee, sobald eine hohe Abgabe darauf liegt, kaum vermieden werden kann, weil bei der einmal eingerissenen Nothwendigkeit dieser Waare und bei dem kleinen Raum, den sie einnimmt, der Schleichhändler seines Absätzes eben so versichert ist, als leicht er seine Einfuhr verstecken kann, so kam 1744 ein patriotischer, merkantiler Kopf, Matthäus Decker, auf den Gedanken, die auf dem Thee liegende Konsumtions-Abgabe sollte in ein Fixum verwandelt werden. Jede Familie in England, die Thee trinke, solle nach Verhältniß der Personenzahl derselben jährlich ein Gewisses bezahlen; das höchste Fixum dieser Art sollte 20 Schillinge seyn, und das geringste 5 Schillinge. Zu London und Westminster sollte jedes öffentliche Haus, wo Thee geschenkt wird, 5 Pf. jährlich bezahlen; im ganzen übrigen England aber nur 40 Schillinge.

Dieses Fixum sollte nach der damaligen Berechnung jährlich 130,000 Pf. abwerfen, gerade nämlich, was die Thee-Accise damals trug.

So klar nun der Gewinn dieses Projekts war, sobald sah man doch auch, daß eine solche Fixirung einer Abgabe im Lande der Freiheit nicht ausgeführt werden könne; nur fühlte man zugleich höchst lebhaft, daß man dem Schleichhandel bei diesem Artikel nothwendig steuern müsse.

Auf dem Thee lagen damals 14 Procente Zoll, und vier Schillinge vom Pfund mußten Accise bezahlt werden. Nach einem Durchschnitt von fünf Jahren (von Michaelis 1740 bis Michaelis 1745) war nur von 768,520 Pfunden die Abgabe bezahlt worden, und der jährliche Ertrag war ungefähr 175,222 Pf. gewesen. Nun reducirte man aber 1745 zufolge eines sehr schönen Plans, den Stephan Theodor Janssen entworfen, die Accise von 4 Schill. das Pfund auf einen Schill. das Pfund, und legte 25 Procent neuer Accise darauf, die nach den Preisen bezahlt werden sollten, wie die ostindische Kompagnie bei den öffentlichen Verkäufen ihren Thee absetze. Der bisherige Zoll aber blieb.

Man merkte bald, wie gut die neue und zum ersten Male hier im Großen ausgeführte Idee sey, die Abgabe herabzusetzen, um mehr Einnahme zu bekommen, denn nach einem Durchschnitt von 17½ Jahren fand sich die jährliche Konsumtion 3,957,634 Pf. und die jährliche Einnahme 490,553 Pf. Also 315,331 Pf. mehr denn vorher.

Doch blieb man nicht bei dieser Idee! Die Abgaben wurden vielmehr in verschiedenen Epochen wieder so gesteigert, daß 1783 vom Thee bezahlt werden mußte

27 Pf. 10 Sch. vom hundert Zoll, den die Kompagnie zahlte,

28 Pf. 15 Sch. vom hundert, die der Konsument zahlen mußte, und

1 Sch. 1 D. $^{80}/_{100}$ per gross pound, was auch der Konsument zahlen mußte.

Sobald die Abgabe wieder so hoch gestiegen, so war's unmöglich, dem Schleichhandel zu steuern. Das Unterhaus setzte 1784 eine Committee nieder zur Untersuchung, und bei dieser Untersuchung ergab sich, daß 12 bis 13 Millionen Pfund Thee jährlich in England verbraucht werden, die ostindische Kompagnie aber nur für sechsthalb Millionen zum einheimischen Verbrauch absetze. Die Abgaben, die auf diesem Artikel lagen, mußten also durchaus so herabgesetzt werden, daß der Schleichhändler keinen Gewinn machen konnte, und was durch diese Herabsetzung entging, war durch irgend eine andere neue Taxe zu vergüten.

700,000 bis 800,000 Pf. Einnahme hatte man nothwendig. Ungefähr 169,000 Pf. hoffte man zu erhalten, wenn künftighin der, welcher bei den Auktionen der ostindischen Kompagnie Thee kauft, 12½ Procent seines Kaufschillings als Taxe erlege; die übrigen 600,000 Pf. wollte man durch eine neue Fenstertaxirung gewinnen.

Diese Hoffnung wurde auch so ziemlich erfüllt, denn der ganze Ertrag des statt der alten Theetaxen eingeführten Aequivalents belief sich von Michaelis 1787 bis Michaelis 1788 auf 781,657 Pf. Also freilich 122,807 Pf. weniger, als vorher Zoll und Accise vom Thee betragen hatten. Doch das mochte sich wohl anderwärts leicht ersetzen, da der gehemmte Schleichhandel mit Thee gewiß so viel beitrug, den gesammten Schleichhandel zu hemmen, daß das, was hier fehlte, an andern Artikeln im Zoll sich ersetzte.

Allein dem ungeachtet hatte diese Aequivalent-Taxe sehr viel wider sich. Der enorme Verbrauch eines fremden, weder nothwendigen, noch nützlichen Produkts wurde auf diese Weise befördert, so schädlich das Produkt selbst auch der Ge-

sundheit des Volks seyn mochte; so nachtheilig es dem National-Reichthum seyn mußte, den Handel mit einem Lande dadurch zu vermehren, das nur wenige englische Waaren und Manufakturen gegen seine Produkte annimmt, sondern baar bezahlt werden muß; so sehr der Verbrauch des gesunden einheimischen Getränks dadurch litt, das doch auch eine der ergiebigsten Quellen der Staats-Einnahme ist. Und am Ende noch, um nur alle diese, an sich nachtheiligen Veränderungen machen zu können, überdieß eine neue Taxe, wodurch die Wohnungen ungesunder wurden!

Man unterließ nicht zu bemerken, daß durch Verringerung der Taxen, die unmittelbar auf dem Thee liegen, der Verbrauch des theurern Thees nothwendig befördert werde, daß man also künftighin vielleicht noch zwei-, dreimal mehr, als bisher, an die Chinesen zu zahlen habe, und da bei einer so steigenden Konsumtion die ostindische Kompagnie selbst nicht genug herbeiführen könne, daß man über 17,000 Centner Thee*) von fremden, mit England rivalisirenden Kompagnien zu kaufen gezwungen worden. Eine Ausgabe von 2,048,797 Pf. 18 Sh. 2 D.

Man zeigte auch die Ungerechtigkeit eines solchen sogenannten Aequivalents vermittelst einer neuen Fenster-Taxirung. Mancher, der keinen Thee trank, mußte nun doch das Aequivalent der Theetaxe bezahlen, und auch der, der trank, zahlte nun sehr häufig gar nicht verhältnißmäßig. Wer gewann auch überhaupt am Ende dabei, als die großen und kleinen Theehändler, denn der Thee, der seit Einführung jenes Aequivalents sehr hätte fallen sollen, blieb fast im alten, hohen Preise.

Doch das stärkste Argument gegen die Einführung dieses Aequivalents war und blieb immer dieses, daß das Ganze

---

*) 17,009,877 Pfund Thee.

ein unnöthiges Experiment sey. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß die Theetaxen nach der Form, die sie 1750 hatten, gerade so eingerichtet seyen, daß der Schleichhandel hinlänglich gehemmt wurde, denn die Summe der einheimischen Konsumtion stieg in den zwölf Jahren von 1750 bis 1762 gewaltig; 1750 belief sie sich auf 27,000 Centner, und 1762 auf 43,939 Centner.

Jene 27,000 Centner warfen 1750 ab — 372,600 Pf. Nun sind im Jahr (Ende September 1786 bis Ende September 1787) über 162,000 Centner Thee verkauft worden; dieß hätte also nach jenem angenommenen und erprobt gefundenen Verhältniß gemäßigter Taxe — 2,235,600 Pf. abwerfen sollen. Selbst aber, wenn man auch noch den Zoll von 14 Procenten, der nach der Einrichtung von 1750 bestand, hätte erlassen müssen, um desto gewisser allem Schleichhandel zu steuern, so würde doch leicht eine Einrichtung haben getroffen werden können, daß der Ertrag wenigstens auf 1,506,811 Pf. sich belaufen hätte. Das wäre denn doch besser gewesen, als alle Aequivalent-Taxen!

Bedienten-Taxe. So lange man bloß auf männliche Bedienung eine Taxe legte, war fast kein Widerspruch; aber desto mehr entstand Widerspruch, da man sie auch auf weibliche Bedienung ausdehnte. Man schätzte ihren Ertrag auf jährliche 140,000 Pf., fand aber am Ende des Jahrs Michaelis 1788, daß sie nur 31,860 Pf. abwarf, überhaupt auch viel mehr ab-, als zunahm, denn das Jahr zuvor hatte sie doch noch 34,512 Pf. ertragen. Ein deutlicher Beweis, daß man sich, wie die Taxe aufkam, in Ansehung der weiblichen Bedienten häufig einschränkte.

Unstreitig sollte also eine so unmännliche, unergiebige und in vielfacher Rücksicht tadelhafte Taxe abgeschafft werden. Das daraus entstehende Defizit, da es nicht sehr be-

trächtlich ist, würde sich leicht durch Aequivalente haben ersetzen lassen.

Pferd-Taxe. Vielleicht die beste aller neuen Taxen, nicht nur wegen ihrer Einträglichkeit,*) sondern auch weil sie sonst in politischer Rücksicht den Staatsbedürfnissen entspricht. Es ist nämlich in mannichfacher Rücksicht schädlich, daß sich die Anzahl der Pferde in England so sehr vermehrt hat. Viele Felder, die sonst dem Ackerbau gewidmet waren, sind deßwegen jetzt in Weiden verwandelt worden, und da für den Unterhalt einer solchen Menge nicht genug Haber in England selbst wächst, so ist man genöthigt, ansehnliche Quantitäten von auswärts her zu verschreiben. Leider braucht man selbst bei dem Landbau selten Ochsen, ob sie schon eben so brauchbar dazu wären, als Pferde, und bei einer häufigeren Zucht derselben die Volksnahrung sowohl an Quantität, als an Wohlfeilheit des Preises gewinnen müßte. Vielleicht wäre es rathsam, auf alle Pferde ohne Unterschied eine Taxe zu legen, und den Ertrag derselben nicht in die Schatzkammer zu liefern, sondern als Prämie für die zu verwenden, die bei ihrem Landbau die größte Anzahl von Ochsen brauchen.

Königliche Domainen. Ehedem waren sie sehr ansehnlich, und durch unzählige Gesetze gegen raubgierigen Privat-Eigennutz gesichert; allein Habsucht und Arglist sind doch überall durchgebrochen, und sie sind gegenwärtig so weit herabgekommen, daß man sie kaum als einen sehr achtbaren Theil der Landes-Einkünfte ansah, ehe jüngst erst ihr wahrer Werth bekannt geworden. Während der drei und dreißigjährigen Regierung Georgs II. warfen sie, ein Jahr in's andere, nicht mehr ab, als 5641 Pf., und auch während der gegenwärtigen Regierung war ihr Belauf gleich unbedeutend.

---

*) Man berechnete sie auf 100,000 Pf., sie trug aber 108,360 Pf.

Sie bestehen aus drei verschiedenen Klassen: 1) Güter, auf ewigen Erbenzins ausgethan, wo also an keine Vermehrung der Einnahme zu denken ist. 2) Verpachtete Kron-Ländereien. 3) Waldungen, Forste, Parks und Holzungen.

Der gewisse jährliche Ertrag der ersten dieser drei Klassen ist gegenwärtig 12,635 Pf. Allein verschiedene andere hiehergehörige Prätensionen oder Rechte, die sich ungefähr auf 14,877 Pf. belaufen, sind mit so weniger Genauigkeit oder Gerechtigkeit aufgesucht worden, daß sich die wahren Reste dieser unbedeutenden Einnahme gegenwärtig bis zu der enormen Summe von 437,555 Pf. angehäuft haben. Einige Kronrenten sind zufolge einer Parlaments-Akte von 1786 verkauft worden; mit dem erlösten Geld erhandelte man ein Kapital von 40,000 Pf. in den konsolidirten Annuitäten, die drei Procente tragen.

Die verpachteten Kron-Ländereien sind von größerer Wichtigkeit. Die alten hiehergehörigen Renten werden auf 10,563 Pf. geschätzt; die neuen oder in verschiedenen Perioden hinzugekommenen auf 6221 Pf. Die Pachtgelder, nach einem Durchschnitt von 22 Jahren gerechnet, jährlich ungefähr 7410 Pf., und der wahre, vermehrte Werth dieser Stücke, nach einem sehr mäßigen Anschlag, jährlich 102,626 Pf.

Der ganze Etat dieser Einnahme, wie er sich nach Einziehung der sorgfältigsten Erkundigungen verhält, ist folgender:

Voller Betrag der Zinse	36,720 Pf.
Pachtgelder nach zehnjährigem Durchschnitt	7700
	44,420 Pf.

Hievon aber sind folgende Rubriken abzuziehen:

Hinweggegebene oder gewöhnlich restirende Zinse	17,530 Pf.
Landtaxe	3,505
	21,036 Pf.

Bleibt also noch jährliche Total-Einnahme 23,883 Pf., wovon wieder abzuziehen:

Verwaltungskosten	3999 Pf.
Perpetuirliche Pensionen und einzelnen Personen gemachte Verwilligungen	4794
Salarien für die Aufseher der Gefängnisse, Kastelle ꝛc.	991
Salarien für Richter und andere Beamte in Wales	1446
Taxen-Kommissarien und Vorfälle bei ihrem Amt	1322
	12,553 Pf.

Nach Abzug dieser Summe bleibt endlich noch reiner Ertrag 10,830 Pf.

Dieß ist also das ganze Einkommen von 130 Maierhöfen (manors), ungefähr 52,000 Morgen (acres) Ackerland, Wiesen und Weiden, ungefähr 1800 Häusern in London und Westminster, und ungefähr 450 Häusern, Mühlen und Bauernhütten in verschiedenen anderen Theilen von England. Wie viel müßte sich hier nicht noch thun lassen zu Verbesserung der öffentlichen Einnahme? *)

Miethkutschen. 1662 gab's 400 Miethkutschen in London und Westminster, und was sie Concessionsgeld bezahlten, wurde zur Erhaltung der Wege und Kanäle verwendet, auch zur Pflasterung und Reinigung der Straßen. Erst 1694 dachte man daran, dieß als Quelle der Staats-Einkünfte zu benutzen. In der ersten deßhalb ergangenen Parlaments-Akte

*) Erst durch eine Parlaments-Akte aus dem ersten Regierungs-Jahr Georgs III. sind die königlichen Domainen, die Erb- und Temporär-Accise und andere Einkünfte von der Civilliste zum National-Einkommen gezogen worden. Die Krone erhielt dafür gewisse bestimmte jährliche Summen.

wurde festgesetzt, nicht über 700 Miethkutschen sollten Concession haben; die Concession sollte sich jedesmal auf 21 Jahre erstrecken, wofür sogleich 50 Pf. bezahlt, und alljährlich noch 4 Pf. nachbezahlt werden sollten. Während der Regierung der Königin Anna wuchs die Anzahl auf 800, und die niedergesetzten Kommissarien, unter deren Aufsicht das alles stand, erhielten die Erlaubniß, auch Concession für 200 Mieth-Portechaisen zu ertheilen; jede derselben aber sollte jährlich 10 Schill. geben. Die Anzahl derselben stieg nachher bis 400, fiel aber auch wieder auf die Hälfte herab. 1770 genossen 1000 Miethkutschen Concession; jede derselben mußte jährlich 13 Pf. bezahlen, und seit 1784 aber das Doppelte, jährlich 26 Pf. Es ist freilich schwer zu begreifen, wie die Leute ein so großes Concessionsgeld bezahlen, und doch noch bestehen können. Unterdeß sie müssen immerhin noch ihren Gewinn dabei haben, denn solche Concessionen werden immer noch stark genug gesucht.

Nun zur General-Uebersicht dessen, was von Michaelis 1787 bis Michaelis 1788 als reine Einnahme bei dem Exchequer einkam:

I. Temporäre Taxen.

a. Landtaxe	1,950,000 Pf.
b. Malztaxe	600,000
	2,550,000 Pf.

II. Beständige Taxen.

a. Zölle	3,789,274
b. Accise (nach Abzug der jährlichen, schon oben bemerkten Malztaxe) .	6,151,727
c. Stempel-Gebühren	1,278,214
d. Vermischte Taxen	1,803,755
	15,572,970 Pf.

So groß diese Summe scheint, so kann sie doch noch alljährlich steigen, wenn England fruchtbare Jahre hat, sein Handel fort und fort blüht, und kostbare, zerstörende Kriege vermieden werden.

Bekanntlich ist es bei den Theoretikern eine sehr streitige Frage, ob es besser sey, die nothwendige Staats-Einnahme durch eine Taxe, oder wenigstens durch einige oder durch viele derselben zu heben. Wo nur eine Taxe statt hat, braucht es auch nicht so viele Hebungs-Officianten, und Alles fällt überdieß hinweg, was Zölle und Accisen Drückendes zu haben pflegen.

Der erste Plan dieser Art, der in England zum Vorschein kam, wird dem Matthäus Decker zugeschrieben. Seine Idee war, alle Taxen auf die Häuser zu legen. Er berechnete für England allein ungefähr 1,200,000 Häuser, wovon etwa ein Zwölftheil ganz unbewohnt seyn möchte; und 500,000 möchten etwa von armen, gemeinen Leuten, also wahren Nonvalenten, bewohnt seyn, auf die also nicht gerechnet werden dürfte. Noch blieben 600,000 übrig, und auf jedes derselben, so verschieden auch nach der Beschaffenheit der Bewohner die Special-Repartition ausfalle, im Durchschnitt genommen 10 Pf. gerechnet, gebe die jährliche Summe von sechs Millionen. Eine Summe, womit man, wie es 1743 schien, alle Bedürfnisse des Staats völlig bestreiten könne. Allein statt sechs Millionen hat man jetzt sechzehn Millionen nothwendig; wie sollten diese so vertheilt werden können?

Andere haben deßwegen den Plan gemacht, daß man, um sechzehn Millionen jährlich aufzubringen, folgende Vertheilung machen solle. Vier Millionen vermittelst einer gleichen Landtaxe; eben so viel von den Häusern, und wieder eben so viel als Tonnengeld von den Schiffen, und endlich

die letzten vier Millionen zu repartiren nach Jedes Einkommen. Bei welcher Repartition aber man zu sehen habe auf die Beschaffenheit des Hauses, das einer bewohne, auf den Staat, den er treibt, die Pferde, die er hält, und die Anzahl von Bedienten, die er hat. Auch könnte man etwa jedem Distrikt dabei die Wahl überlassen, ob er nicht seine ganze, ihn rein treffende Quote in Exchequer liefern und die Sub-Repartition sich selbst vorbehalten wolle.

Doch alle diese Projekte sind höchst wahrscheinlich ganz unbrauchbar. Im Finanzfache müssen große Neuerungen so viel möglich vermieden werden, denn ohne die äußerste Gefahr lassen sich hier keine Experimente machen. Man mag sich auch in der Theorie die Sache noch so schön und einfach vorstellen, das Volk würde schwerlich dahin zu bringen seyn, das mit einem Male oder auch nur in ein paar Hauptsummen zu bezahlen, was es willig in vielen kleinen Theilen bezahlt. Und die Hebungskosten der vielfachen Taxen sind in England nicht so groß, daß man daher gezwungen würde, an Vereinfachung der Steuer-Rubriken zu denken. In Frankreich belief sich ehedem nach Necker's Angabe*) die Anzahl der Finanz-Offizianten auf 250,000; in England ist das Personal folgendes:

In England:

Zölle.

Im Hafen von London sind damit beschäftigt	1606 Offizianten.
In den von der Hauptstadt entfernten Häfen	2877 „
In den Kolonien	137 „
Summe der engl. Zoll-Bedienten	4618.

*) Vol. I. p. 198.

Mit der Accise sind beschäftigt . . .	4477	Offizianten.
der Stempel-Abgabe	132	"
dem Steuerwesen	251	"
der Salz-Abgabe	479	"
den Miethkutschen	13	"
der Abgabe der Hausirer	23	"
Office of alienations	7	"
Fiskus-Amt (Hanaper office) . .	2	"
Totalsumme aller englischen Finanz-Offizianten		10,002.

In Schottland sind 639 Offizianten mit dem Zollwesen beschäftigt; 627 mit der Accise; 120 mit der Salz-Abgabe; 86 mit dem Stempel ꝛc. Daß sich also die volle Totalsumme aller englischen und schottischen Finanz-Offizianten beläuft auf 11,468 Personen, oder nach einer noch genaueren Schätzung 12,500. Denn theils sind die Aktenstücke, aus welchen obige summirende Zahlen ausgezogen sind, nicht ganz vollständig, theils aber sind auch viele Unter-Offizianten, die bei dem Zollwesen beschäftigt werden, gar nicht unter obigen summirenden Zahlen begriffen.

Also die ganze, vollständige Summe aller in England und Schottland befindlichen Finanz-Bedienten betrüge 12,500 Personen. Gewiß man möchte einen Hebungsplan machen, welchen man wollte, sobald 15 bis 16 Millionen Steuer geboben werden sollen, würde wenigstens die Hälfte dieser Offizianten nothwendig seyn.

Noch ist auch, wenn man eine Veränderung machen wollte, nicht zu vergessen, daß selbst nach aufgehobenen oder sehr verminderten Konsumtions-Taxen, daß doch der Preis der Waaren, worauf diese Abgaben bisher lagen, gar nicht verhältnißmäßig herabkommen würde. Man hat bei dem Thee die Erfahrung gemacht, da eine neue Fenstertaxe als

Aequivalent der hohen Theetaxe eingeführt wurde. Der einmal erhöhte Preis bleibt gewöhnlich, wenn die Produktion des quästionirten Artikels und die Nachfrage nach demselben nach wie vor bleibt.

Zum Schlusse des Ganzen ist es gewiß nicht uninteressant, einen so viel möglich genauen General-Etat zu erhalten, wieviel überhaupt in allen europäischen Landen des brittischen Reichs zu Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse gehoben werde. Bisher war immer nur von England die Rede, und auch bei England wurde bloß der Ertrag der Taxen summirt, die in den Exchequer fließen. Allein diese machen nicht die ganze Last aus, unter welcher England liegt.

General-Etat der öffentlichen Lasten von Großbritannien und Irland.

Das reine Einkommen des Exchequer beträgt gegenwärtig ungefähr 15,500,000 Pf.

Die Salarien der englischen Zoll-Offizianten mit den zufälligen Ausgaben bei diesem Departement belaufen sich auf 383,294 Pf.

Was Privatpersonen den Zoll-Offizianten an Gebühren bezahlen müssen, beträgt ungefähr 115,800 Pf.

Die Hebung der Abgaben in den Kolonien hat 1787 gekostet 7454 Pf.

Die Rückzölle, die zu London bezahlt werden, stiegen 1788 auf 309,818 Pf. und bei den übrigen Häfen auf 120,000 Pf.

Die Hebungskosten der Accise sind folgende:

Salarien	288,638 Pf.
Rittlohn	9874
Zufällige Ausgaben	72,060
Sportel-Unkosten	1406
Poundage etc.	3090

Verwilligung für die Einnehmer 2c.	727	Pf.
Zins für das Accis=Amt	494	
Zurückgegebene Taxen, eingetrieben von Unter=Bedienten	34,226	
	410,515	Pf.

Prämien und Verwilligungen:

Verwilligung wegen der in den Linnen= und Wollen=Manufakturen verbrauchten Seife und Stärke	22,873	Pf.
Prämie wegen Bier= und Branntwein=Ausfuhr	11,941	
	445,329	Pf.

Ausgaben bei dem Stempel=Amt:

Zufällige	23,048	Pf.
Salarien	13,510	
Papierhändler=Rechnungen	8608	
Poundage	5525	
Ein Theil der auf den Kalendern liegenden Gebühr an die Universität Oxford und Cambridge bezahlt	1000	
	51,691	Pf.

Die Ausgaben bei dem Salz=Amt waren 1788 auf 30,962 Pf gestiegen, wovon 27,204 für Salarien und Verwaltung, 4758 als Prämie wegen Fisch=Ausfuhr bezahlt wurden.

Die Ausgaben, die auf der Kasse des Postamts liegen, belaufen sich auf 122,564 Pf.

Die Ausgaben bei dem Steueramt (office of taxes) sind diese:

Kommissarien, Schreiber 2c.	4000	Pf.
Poundage bei der englischen Landtaxe	53,574	
Ausgabe bei der Fenstertaxe 2c.	60,100	
	117,674	Pf.

Ausgaben für verschiedene kleinere Artikel:

Miethkutschen	2260	Pf.
Hausirer und Krämer	3291	
Primi fructus und Zehenten	581	
6 Pfenn. Gebühr von den Pensionen	706	
1 Schill. Abzug von denselben	383	
Alienation office	760	
Fiskus-Amt	513	
	8494	Pf.

Was von den schottischen Einkünften abgeht, ist ungefähr Folgendes:

1) Von der Zoll-Einnahme geht ab:		
a) Prämien	63,035	Pf.
b) Salarien	20,917	
c) Zufällige Ausgaben	27,093	
2) Von der Einnahme bei dem Salz-Amt geht ab:		
a) Salarien	3159	
b) Zufällige Ausgaben	1588	
c) Prämien	3755	
3) Von der Einnahme bei der Accise geht ab:		
a) Salarien	25,425	
b) Zufällige Ausgaben	45,000	
Hiezu noch an verschiedenen Ausgaben als Salarien der Landtaxe-Einnehmer, wie sie von den verschiedenen Distrikten bezahlt werden, Sporteln der Zollhaus-Offizianten, der Offiianten bei dem Post-Amt, Stempel-Amt u. s. w., in Allem ungefähr	12,000	
Totalsumme	201,972	Pf.

General-Etat der Hebungskosten sämmtlicher großbritannischen Staats-Einkünfte.

1) Salarien und zufällige Ausgaben bei dem Zollhaus-Departement	383,291	Pf.
2) Sporteln, von Privatpersonen bezahlt .	115,800	
3) Ausgaben in den Kolonien	7454	
Total der Ausgaben bei dem Zollhaus	506,548	Pf.
4) Lasten, die auf der Accise-Hebung liegen .	410,515	
5) Ausgaben bei dem Stempel-Amt . . .	51,691	
6) „ „ „ Salz-Amt	27,204	
7) „ „ „ Steuer-Amt	117,674	
8) „ „ „ Miethkutschen-Amt und andere kleinere Ausgaben	8494	
9) Bezahlungen bei dem Post-Amt . . .	122,564	
10) Ausgaben in Schottland, nach Abzug der Prämien	135,182	
Total	1,379,872	Pf.

General-Etat der in Großbritannien bezahlten Prämien für das Jahr 1788.

1) Prämien, im Hafen von London bezahlt	309,818	Pf.
2) In den von der Hauptstadt entfernten Seehäfen	120,000	
3) Bei dem Accis-Amt bezahlte Verwilligungen und Prämien	34,814	
4) Bei dem Salz-Amt bezahlte Prämien wegen Fisch-Ausfuhr	4758	
5) Aus den schottischen Zöllen bezahlte Prämien	63,035	
6) Aus dem schottischen Salz-Amt bezahlte Prämien	3755	
	536,180	Pf.*)

*) Rückzölle sind absichtlich hier nicht angeführt, weil man bei diesen bloß mit der Linken wieder gibt, was man mit der Rechten nahm.

Diese Summe addirt zu obiger Totalsumme der Hebungskosten macht 1,916,052 Pf. Diese muß also das Publikum noch außer den sechzehnthalb Millionen bezahlen, die als reine Einnahme in den Exchequer fließen. Dieß macht also im Ganzen eine volle Ausgabe des Publikums von ungefähr 17,400,000 Pf. Und da die Hebung dieser vollen Summe 1,379,872 Pf. kostet, so ist das Verhältniß der Hebungskosten zu der gehobenen Totalsumme ungefähr 7½ Procent.

Bei einzelnen Rubriken aber ergibt es sich, wie aus obigen Summen erhellt, in folgender Proportion:

Bei den Zöllen betragen die Hebungskosten 10⅝ Procent.
Bei der Accise . . . . 5⅝ oder 5½ Proc.
Bei den Stempel-Gebühren . 3⅞ Procent.
Bei der Salz-Abgabe . . . . 6⅝ "
Bei der Land-Taxe . nicht volle 3 "

Bei der letzteren sind also die Hebungskosten bei weitem am geringsten. Man ist aber eben deßwegen genöthigt, in den Händen der Einnehmer beträchtliche Summen, die sie unterdeß nutzen, zu lassen; sonst wären sie für die Gefahr, Mühe und Aufwand ihres Amts nicht hinlänglich bezahlt.

So weit nun von den Staats-Einkünften, von ihrer Totalsumme und von den Hebungskosten dieser Totalsumme. Aber wenn man auch diese ganze Rechnung beisammen hat, so hat man doch noch nicht das volle Maß alles dessen, was für die öffentlichen, allgemeinen Bedürfnisse in England gehoben wird. Man darf nämlich, um das Total auch des Letzteren zu erhalten, folgende Artikel nicht vergessen:

a) Armengelder. Zufolge des Rapports der vom Parlament niedergesetzten, hiehergehörigen Kommission mögen

diese nach dem Durchschnitt der drei Jahre 1783 bis 1785 ungefähr 2,100,587 Pf. betragen, *) wozu noch 238,710 Pf. jährliche milde Schenkungen kommen, daß also das Ganze 2,359,297 Pf. beträgt.

b) Das Einkommen der öffentlichen Hospitäler in England und Schottland mag auf 250,000 Pf. angeschlagen werden. Allein der Greenwicher Hospital hat, ohne irgend etwas vom Staats-Einkommen zu ziehen, eine jährliche Einnahme von 60 bis 70,000 Pf. So viel beträgt nämlich die von den Seeleuten zu bezahlende Sechs-Pfenning-Taxe, der Ertrag seiner liegenden Güter und dessen, was er in den Fonds stehen hat. Das Chelsea-Hospital aber wird aus der Staats-Einnahme unterhalten.

c) Was in England und Schottland an Weg- oder Chaussee-Geld gehoben wird, beläuft sich jährlich wenigstens auf eine halbe Million Pfunde, und da manche Wege, ohne daß der Reisende etwas bezahlt, bloß von den Distrikten erhalten werden, so darf man wohl zu jener halben Million noch 100,000 Pf. hinzurechnen.

d) Verschiedene Städte und Gemeinen in England genießen ein unermeßliches Einkommen. Allein London hat eine jährliche Revenue von 120,000 Pf.

Das Ganze dieses Artikels beträgt in England gewiß nicht weniger als eine halbe Million, und in Schottland 100,000 Pf.

e) Mancherlei Abgaben müssen bezahlt werden bei schiffbaren Flüssen, Kanälen, Fähren u. s. w., jährlich ungefähr wohl 150,000 Pf.

f) Was aufgeht für Erleuchtung und Bewachung verschiedener Städte in England, was die Wege in der Nähe

*) Hierunter sind auch einige Summen, die für anderwärtige Zwecke der County gehoben worden.

von London, die Machung und Reparirung der Straßen kostet, beläuft sich hier höher, als leicht in irgend einem Theile von Europa. Wenigstens jährlich 200,000 Pf.

g) In obiger Summe der sechzehnthalb Millionen ist bloß der bei dem Exchequer eingehende Ueberschuß der schottischen Revenüen enthalten. Was also Civil-Regierung und andere nothwendige Landes-Ausgaben kosten, ist noch mit ungefähr 400,000 Pf. jährlich hieher zu rechnen.

h) Das in Irland gehobene Geld inclus. der Hebungskosten, die in Irland zahlbaren Rückzölle, die dort gehobenen Zölle (tolls), die Einnahme verschiedener Gemeinen, die Armengelder, die Unterhaltung der Hospitäler, der Erleuchtung der Städte 2c., das alles zusammengenommen kostet gewiß zwei Millionen.

Rechnet man nun diese acht Artikel zu den schon oben angegebenen 17,416,052 Pf., so ergibt sich ein Ganzes von 23,725,349 Pf., oder reducirt auf französische Livres, von 569,408,376 Livres. Necker aber gab in seinem Werk von der französischen Finanz-Administration Vol. I. chap. I. die Summe der damaligen öffentlichen Lasten in Frankreich auf 585 Millionen Livres an. Also nur ungefähr sechzehnthalb Millionen Livres oder eine halbe Million Pfunde höher, als sie in England ist.

IX.

Einiges zur Geschichte des vorletzten englisch-spanischen Kriegs, Januar 1762 bis November 1762.*)

Der Krieg, den Spanien mit England oder England mit Spanien 1762 anfing, war die unerwartetste Krise, die den siebenjährigen, englisch-französischen Krieg endigte. Wohl fürchtete man gleich nach der Thronbesteigung Karls III., daß die bisherigen Verhältnisse der Höfe von London und Madrid nicht eben dieselben wie bis dahin bleiben möchten, denn man kannte schon die persönlichen Gesinnungen, die Karl III. aus Neapel mitbrachte; aber es schien mehr als unwahrscheinlich zu seyn, daß sich die neuen Verhältnisse so schnell und so früh entwickeln würden. Ein schneller und so gleich eintretender Wechsel war nicht Spaniens Vortheil; es war selbst nicht der Vortheil von Frankreich. Zum Kampfe mit England war Spanien viel zu schwach, und Frankreich ward doch nicht gerettet, wenn gleich auch Spanien mit seiner ganzen Macht Theil nahm. Hatte erst Spanien unter der neuen Regierung, von der man viel mehr hoffte, als man unter Ferdinands Regierung gehabt hatte, neue Kräfte gesam-

---

*) Aus Meiners und Spittler's Neuem Gött. hist. Mag. Bd. II. S. 372—384. — Gesammelt aus zerstreuten Nachrichten in den neu erschienenen Anecdotes of the life of the Right Hono. Will. Pitt, Earl of Chatham. London 1792. 2 Vol. 4.

melt, waren erst seine Finanzen geordnet, erst seine Seemacht wiederhergestellt und recht furchtbar gemacht, so gab's vielleicht nach einem Jahrzehend einen neuen, noch größeren Kampf mit England, und die vereinten, völlig erneuten Kräfte der ganzen bourbonischen Macht mochten dann Wunder thun. Selbst also auch Choiseul hätte die spanische Theilnehmung am englischen Kriege mißrathen sollen. Allein er mochte sich entweder in der Berechnung der spanischen Kräfte selbst irren, oder gutmüthig genug den Engländern einen solchen Fehler zutrauen, oder vielleicht mehr nach Leidenschaft, denn nach wahrem Interesse handeln — kurz der Krieg brach aus, aber bis es zum Ausbruche kam, gab es noch sonderbare Scenen im englischen Ministerium.

Pitt hatte aus Frankreich und Spanien von zwei ganz verschiedenen Orten her recht authentische Nachricht vom neugeschlossenen bourbonischen Familienbunde erhalten. Nicht nur hatte Stanley, der zur Zeit der Schließung des Familienpaktes als englischer Negociateur zu Paris war und erst den 20. September dort abging, gute Nachrichten übersandt, und sogar eine vollständige Abschrift der Artikel desselben, die England zunächst betrafen, zu verschaffen gewußt, sondern die Nachrichten, die Pitt über Spanien erhalten, waren wo möglich noch glaubwürdiger, und beide vereinigt gaben die volleste Gewißheit. Pitt hatte sich nämlich den preußischen Gesandten in Spanien — es war George Keith, Lordmarschall in Schottland, — sehr verbindlich gemacht; auf Fürsprache König Friederichs des Großen hatte er ihm noch bei Georg II. Pardon ausgewirkt. Zum Dank kommunizirte Keith, was einige spanische Große, die ihn ganz in spanischem Interesse zu seyn geglaubt hatten, in hoher Vertraulichkeit ihm mitgetheilt; und dieß scheint der eigentliche Fund gewesen zu seyn, auf dessen Echtheit Pitt sich verließ.

Was also Pitt von den feindseligen Absichten Spaniens wußte, wußte er gewiß, und bei den Debatten, die im englischen Ministerium über die Zuverläßigkeit seiner Nachrichten entstanden, ließ er sich sogar verleiten, Keiths Briefe vorzulegen. Ein Glück für Keith, daß er noch in Portsmouth, wie er so eben zu Schiffe nach Spanien abgehen wollte, die vorgefallene Scene durch ein eigenes Schreiben des Lord Egremont erfuhr. Er ging nun nach Holland, und von da in sein Gouvernement nach Neufchatel; in Spanien wäre er seines Lebens nicht sicher gewesen.

Nie hätte aber auch wohl Pitt seinen Mann so verrathen, wenn nicht der Streit im englischen Ministerium sehr lebhaft geworden wäre, und seiner Ueberzeugung zufolge Alles jetzt darauf beruht hätte, Spanien sogleich anzugreifen. Der Madrider Hof erwartete damals die Ankunft einer großen, reichen Flotte aus Amerika, und diese Erwartung gab allen Erklärungen, die der Londoner Hof zu Madrid fordern mochte, einen Schein der Mäßigung und Friedfertigkeit. Wie der Ton sich ändern werde, sobald die Flotte eingelaufen, war wohl vorauszusehen, und wenn er auch, nicht gleich mit der ersten Nachricht der glücklichen Landung in Cadiz, sich ändern sollte, so war doch nach allen Nachrichten, die Pitt hatte, selbst dieser Aufschub nur ein Aufschub, den Spanien um sein selbst willen machte, um die Gouverneurs seiner entferntesten Besitzungen vorher zu benachrichtigen, der Krieg mit England sey unvermeidlich.

Dieß waren aber denn auch die Gründe, womit Pitt seinen Plan, Spanien sogleich anzugreifen, unterstützte, und den Plan des Angriffs selbst, wie mit einem Male von allen Seiten her Spaniens entfernteste Besitzungen überstürmt werden sollten, hatte der große Mann für sich schon in der Stille entworfen, schon mit denen gesprochen, die er bei der

Ausführung brauchen wollte, schon genau berechnet, wie viele Truppen wohl nöthig seyn möchten. Die ganze Unternehmung, wie mit einem Male das ganze spanische Amerika fallen sollte und mußte, war seinem Plane zufolge bloß eine Unternehmung für drei, vier Regimenter englischer Truppen, zu denen die nordamerikanischen Kolonien eine Partie Buschklopfer stoßen lassen sollten, und noch ein paar tausend Neger, um in der Hitze des Tages zu arbeiten, sollten dabei seyn. Der General, der das alles ausführen sollte, verlangte selbst nicht mehr Leute, als bloß so viel; und für den ersten Schlag, der Havana treffen sollte, war ohnedieß schon fast Alles in Westindien gerüstet. Auch wegen der Unternehmung gegen die Philippinen hatte Pitt mit Anson gesprochen, der jene Meere so genau kannte, und der selbst mit ganzer Seele für diese Unternehmung war.

Man denke sich nun aber auch Pitts Erstaunen und Pitts Agitationen, wie er bei seinem ersten Vortrage im Kabinet, den er den 18. September (1761) machte, viel mehr Widerstand fand, als er bei solchen Thatsachen, wie er vorlegen konnte, je vermuthet haben mochte. Daß B u t e dagegen war, mochte er sich leicht zu erklären wissen, und hatte er vielleicht schon vorher erwartet, denn schon 1759 hatte er sich mit diesem entzweit, und aus Gelegenheit der Vergebung einiger Stellen war damals der erste Zwist unter ihnen entstanden. Aber auch L o r d G r a n v i l l e hielt den vorgelegten Plan für übereilt, und verlangte Muße zur ruhigeren Ueberlegung. Der H e r z o g v o n N e w c a s t l e war neutral, der Kanzler war abwesend, für Pitts Vorschlag stimmte allein sein Freund Lord Temple. Zwei Minister also dagegen, zwei dafür, einer unentschieden — man setzte die Sache für das nächste Kabinet aus. Unterdeß übergaben Pitt und Temple ihre Meinung dem Könige schriftlich.

Gleich ein paar Tage darauf wurde die zweite Kabinets-Versammlung gehalten, und dießmal waren alle Minister gegenwärtig. Pitt trug seinen Plan noch einmal vor; nach dem, was Spanien bereits gethan habe, müsse Spanien angegriffen werden, möchten die Worte des Madrider Ministeriums noch so friedfertig und unschuldig lauten. Allein die größere Anzahl der Minister erklärte, sie seyen weder von der Nothwendigkeit dieses Angriffs überzeugt, noch hielten sie denselben für gut. Man hätte also jetzt schon nach der Mehrheit der Stimmen einen Schluß fassen können; allein das Kabinet brach noch einmal auf, ohne sich entscheidend zu erklären.

Einige Tage nachher war endlich die dritte Kabinets-Versammlung; Pitt und Temple bestunden darauf, daß der englische Gesandte von Madrid zurückgerufen werden sollte. Nun waren aber einmüthig alle übrigen Minister dagegen, und Granville, der Lord Präsident, erklärte, daß, so sehr er sonst Pitts hohen politischen Scharfsinn und Aufrichtigkeit verehre, so glaube er doch, daß Pitt dießmal sich irre; den sichersten Nachrichten zufolge, die man aus Spanien habe, seyen die Gesinnungen des Madrider Hofes friedfertig. Der vorgelegte Plan ward also vom Könige verworfen, und Pitt nebst dem Lord Temple resignirten den 5. Oktober (1761) ihre Stellen.

Den 15. August war das bourbonische Familienbündniß signirt, den 8. September ratificirt worden, und schon den 18. September hatte Pitt seinen ersten Vortrag im Kabinet gemacht, Lord Bristol sollte von Madrid zurückgerufen werden.

Unterdeß die Gegenpartie, so sehr der Erfolg sie beschämte, hatte doch damals immer noch Grund genug gehabt, die Angaben zu bezweifeln, worauf Pitts rasche Entwürfe sich gründeten. Was Stanley von Paris geschrieben, konnte leicht wohl eine französische Nachricht seyn, um gerade jetzt, da der Friede zwischen England und Frankreich geschlossen werden

sollte, durch Vorspiegelungen dieser Art einen vortheilhafteren Frieden zu erhalten. Und ob Keith gerade die besten Gewährsmänner gehabt habe, ob nicht auch er gerade an solche spanische Große gekommen, die selbst im Interesse von Frankreich waren, mußte doch wohl erst sorgfältiger untersucht werden. Der Krieg bleibt selbst für die größte Macht immer ein ungewisses Spiel, und man fängt nicht gern so gleich einen neuen Krieg an, wenn man einen großen siebenjährigen Krieg so eben zu schließen hofft. Getrost konnten sich auch die übrigen Minister, die dießmal gar nicht Pitts Meinung waren, beim ersten Vortrage, der den 18. September im Kabinet gemacht wurde, auf die noch vor sechs Tagen aus Spanien eingelaufenen Briefe des dortigen englischen Gesandten berufen, die das sorgfältigste Resultat von fünf Konferenzen enthielten, welche Bristol mit dem spanischen Staats-Sekretär, General Wall, gehabt hatte. Wall selbst hatte den Gesandten gefragt, wie man sich doch in England vorstellen könne, daß der katholische König England gegen sich reizen werde, da die englische Macht kundbar nie größer, nie blühender gewesen, als gegenwärtig, und alle ihre Unternehmungen durch eine Reihe glücklicher Erfolge gekrönt würden, wie nicht leicht noch bei irgend einer andern Nation. Da sich der Gesandte im Namen seines Königs entsprechende Erklärungen ausbat, in Beziehung auf die Zurüstungen in verschiedenen spanischen Seehäfen, und was die Bestimmung der spanischen Flotte sey, und ob Se. katholische Majestät in der That geneigt seyen, Freundschaft und gute Korrespondenz mit England zu halten, so drückte sich General Wall über alle diese Gegenstände so bestimmt aus, daß fast kein weiterer Zweifel übrig zu seyn schien. Man müsse sich wundern, sagte er, daß England auf die seit der Thronbesteigung des Königs gemachten Seerüstungen so aufmerksam sey, denn die ganze Anzahl der

spanischen Schiffe, Linienschiffe und Fregatten mit eingeschlossen, belaufe sich kaum nur auf zwanzig; es seyen ihrer nicht einmal so viel, als gewöhnlich unter der vorigen Regierung ausgerüstet worden. Man könne mit dieser Anzahl nur die nothwendigsten Bedürfnisse, die Spanien mitten im Frieden habe, bestreiten, und zur vollen Versicherung setzte Wall hinzu, es seyen die unabänderlichen Gesinnungen seines Königs, die Freundschaft, die so glücklich mit dem englischen Hofe bisher bestanden, künftighin zu erhalten. Die Zwistigkeiten wegen der englischen Etablissements an der Honduras-Bay waren zwar noch nicht gehoben, aber auch dieser ihre Entledigung schien mehr nur noch in der Form, als in der Sache selbst zu liegen; man suchte einen Mittelweg; wie der Wunsch der Engländer erfüllt, und doch auch das Dekorum der Würde des Königs von Spanien gerettet werden könne.

So hatten also die Briefe gelautet, die sieben Tage vorher, ehe Pitt seinen Vortrag im Kabinet machte, vom Gesandten zu Madrid eingelaufen waren, und noch während daß die großen Bewegungen im englischen Kabinet vorgegangen, scheinen neue Depeschen angekommen zu seyn, die neue Versicherungen des spanischen Staats-Sekretärs enthielten, daß Se. katholische Majestät nie mehr, als gegenwärtig die Absicht gehabt hätten, gute Korrespondenz mit England zu halten. Man glaubte deßwegen auch zu London der Redlichkeit von Spanien so versichert zu seyn, daß Graf Egremont, der nach Pitt Staats-Sekretär geworden, erst länger als drei Wochen nach Pitts Resignation die ministerielle Korrespondenz mit dem Gesandten zu Madrid wieder eröffnete. Das englische Ministerium sah sich zwar jetzt gezwungen, eine Kommunikation des neugeschlossenen Traktats zu verlangen, den man jetzt zu Madrid selbst nicht mehr verleugnete, und jede weitere Verhandlung, die kleinen, noch vorwaltenden Zwistigkeiten

beider Höfe betreffend, mußte so lange ausgesetzt werden, bis das spanische Ministerium den ganzen Umfang der neuen Verbindung mit Frankreich redlich gezeigt habe. Doch war man noch englischer Seits so nachgiebig, daß man selbst nicht einmal auf der Kommunikation des Traktats oder auch nur der Artikel desselben, die England zunächst angingen, hartnäckig bestehen wollte, sondern man schien befriedigt zu seyn, wenn der König von Spanien auf sein königliches Wort schriftlich erklären würde, daß der neugeschlossene bourbonische Traktat durchaus dem Interesse von England nicht nachtheilig sey.

Bei diesen Erklärungen aber, die nun Graf Bristol ganz unerläßlich von dem spanischen Staats-Sekretär fordern mußte, entwickelte sich vollends in einer Schnelle das ganze Geheimniß, das Pitts politischer Prophetengeist so richtig errathen hatte, und das nun auch die neuen Minister in England nothwendig sehen mußten, so ungern sie's auch sahen. Es war eine ganz andere Sprache, die General Wall jetzt hielt. Statt eine befriedigende Antwort auf die höflichsten, mildesten, nothwendigsten Anfragen zu geben, ergoß sich der spanische Staats-Sekretär in die bittersten Klagen gegen England. Er sprach gleich bei Eröffnung der neuen Konferenz mit dem englischen Gesandten in einem zürnenden Tone, wie ihn Bristol nie vorher gehört hatte, und obschon dieser in einer Gleichmüthigkeit und Fassung blieb, die den erzürnten Herrn, wenn sein ausgegossener Unwille bloß Vergessenheit seiner selbst war, sehr leicht wieder zu Sinne kommen ließ, so erfolgte doch auf die ruhigste neue Frage, die der Gesandte machte, eine neue, noch heftigere Ergießung und eine neue, noch offenherzigere Erklärung, daß der Minister selbst seinem König zur Fortsetzung der bisherigen Passivität nicht rathen könne.

Es war leicht zu sehen, warum sich die Sprache so geändert. Alles, was man aus dem spanischen Amerika

erwartete, war so eben erst zu Cadiz glücklich eingelaufen; die Zurüstungen, die man unterdeß in Spanien gemacht, waren mehr vollendet worden, und die Nachrichten, die man von den Operationen der Franzosen im Hannöver'schen und von den Progressen der Oesterreicher in Schlesien erhalten, konnten wohl Muth machen, die noch immer nicht erschöpfte Macht von Frankreich mit neuer Macht zu unterstützen. Viel hoffte man vielleicht auch von allen den Wirkungen, die Pitts Abgang aus dem Ministerium haben müsse, und wenn man auch auf die daraus entspringende größere Friedfertigkeit Englands oder die dadurch veranlaßten langsameren Kriegs-Operationen nicht rechnen wollte, so rechnete man desto sicherer darauf, daß das englische Ministerium eine Unterbrechung des Handels mit Spanien nothwendig fürchten, und auch die Nation selbst, die die Last eines sechsjährigen Kriegs gewiß schon drückend genug fühle, dem neuen, gleichsam von vornen wieder anfangenden Kriege höchst abgeneigt seyn müsse.

In der That war man aber spanischer Seits vielleicht nichts desto weniger gar nicht entschlossen, wirklich Krieg anzufangen, sondern man glaubte, je entschlossener der Minister spreche, je offenbarere Kriegszurüstungen man mache, je sicherer man in England glauben müsse, der Krieg könne ausbrechen, desto nachgiebiger werde sich das englische Ministerium zeigen. Offenbar hatte hier Wall den englischen National-Charakter gar nicht zu berechnen gewußt, und wenigstens hätte er von seinen sanguinischen Hoffnungen, wenn er sie je wirklich hatte, zurückkommen müssen, wie er in der letzten Erklärung, die Bristol den 8. Dezember forderte, die äußerste Bestimmtheit wahrnahm, womit nur der fragen kann, der zum Kriege wirklich ganz bereit ist. Man fragte jetzt nicht mehr nach dem Inhalt des neugeschlossenen Familien-Pakts, sondern man wandte sich geradehin zum Hauptpunkt:

ob der Madrider Hof der Neutralität treu bleiben wolle, oder mit Frankreich gegen England sich zu vereinigen gedenke? Man erklärte vorläufig, daß man jede nicht kategorische Antwort schon als wirkliche Kriegserklärung ansehen zu müssen glaube, und jetzt erfolgte aber auch als letzte Replik des spanischen Staats-Sekretärs, daß durch dieses Verfahren von England die Kriegserklärung schon gemacht sey.

Der Krieg brach also aus, und schrecklich war der Verlust, den Spanien gleich in den ersten Explosionen litt. Die Mienen sprangen jetzt, die Pitt schon lange gegraben hatte, und es ist freilich kaum zu leugnen, daß der spanische Verlust noch größer und gleich die ersten Wirkungen noch viel betäubender hätten werden müssen, wenn überall Pitts Plane befolgt worden wären. Doch das neue Ministerium hatte andere Zwecke, und so denn auch andere Pläne: denn so groß auch das neue Glück war, das auch in diesem Kriege die Engländer überall begleitete, so vergaß doch Bute nie seinen Hauptzweck, bald Frieden zu schließen. Es war dabei sehr auffallend, daß man englischer Seits die Vermittlung des Königs von Sardinien suchte, obschon England, das nach so vielen ganz entscheidenden Siegen gar keine Vermittlung nöthig hatte, willkürlich hätte Gesetze geben können, und gewöhnlich doch nur derjenige Vermittlung sucht, der noch mit einem stärkeren oder wenigstens gleich mächtigen Feinde zu kämpfen hat. Am Ende zeigte sich's auch, Sardinien zog von Frankreich und zog von England. Chatham sagte ganz unverholen: der Turiner Hof hat uns an Frankreich verkauft; und doch erhielt zugleich der sardinische Ambassadeur auf eilf Jahre lang eine jährliche Pension von tausend Pfunden auf Güter in Irland angewiesen. Die Pension wurde ihm unter dem angenommenen Namen George-Charles bezahlt.

X.

Analyse der englischen Nationalschuld; nebst einigen Bemerkungen, ihre Beschaffenheit und wahren Belauf betreffend. *)

Es ist sehr schwer, sich von diesem Gegenstande einen richtigen, vollständigen Begriff zu machen, und man kann ohne eine recht in's Einzelne gehende Analyse weder die wahre Beschaffenheit desselben einsehen, noch die Mittel beurtheilen, wie etwa die Nation allmählich dieser Last loswerden, oder wenigstens doch merklich dieselbe sich erleichtern könne. Die Gläubiger, denen das geliehene Kapital gehört, sind so gar sehr verschieden von einander; die Interessen, die sie erhalten, sind sich so ungleich, da einige 3, andere 4, und wieder andere 5 Procent bekommen; auch die Zeit der Dauer ist so ungleich, denn einige sind gleichsam auf ewig, andere sterben ab in einer gewissen Zeit, und endlich ist ein so gar großer Unterschied zwischen dem wirklichen und dem Nominal-Belauf der Schuld, daß man ohne genaue Intuition aller einzelnen Verhältnisse, die zusammen dieses Ganze ausmachen, die Sache unmöglich sicher beurtheilen kann.

---

*) Aus Meiners und Spittler's Neuem Gött. hist. Mag. Bd. II. S. 385—451.— Nach Sinclair History of the public revenue. P. III. chap. V.

Die englische Nationalschuld theilt sich aber in solche Posten, die fundirt, und solche, die nicht fundirt sind.

Fundirte Schulden sind, für deren Abtragung — sey's entweder Abtragung der Zinse allein, oder bisweilen auch des Kapitals selbst — gewisse Revenüen so ausgesetzt sind, daß sie dieser Bestimmung allein gewidmet bleiben. Dieß kann entweder so geschehen, daß man es bloß auf eine gewisse Zeit einschränkt, das heißt, die Schuld wird mit dem Leben des Gläubigers oder zu einer anderwärtigen, kontraktmäßig bestimmten Zeit als erloschen angesehen; oder die Zahlung geht so lange fort, bis das Parlament die Schuld selbst wieder an sich kauft. Letztere heißen perpetuirliche Annuitäten, erstere aber temporäre Annuitäten.

Die perpetuirlichen Annuitäten aber gehören entweder einzelnen Personen, deren jede ihr gewisses jährliches Interesse zieht, oder sie gehören ganzen Handels-Kompagnien, die außer den jährlichen Interessen auch noch zur besonderen Belohnung gewisse einträgliche Privilegien genießen. Unter diesen Korps oder Kompagnien steht obenan — die englische Bank.

Es hat manchen Versuch gekostet, bis dieses wichtige Institut zu Stande kam. Schon bald nach der Wiederherstellung der königlichen Würde in England machte man den Vorschlag, ein Kredit-Institut zu errichten. Die Idee dabei war diese. Wer eine Menge Güter und Waaren liegen habe, und etwa auf dieselben borgen wolle, sollte diese Güter und Waaren ordentlich anschlagen und ordentliche Scheine darüber ausstellen lassen. Man glaubte wohl nicht ganz mit Unrecht, es werde dem Kaufmann leichter werden, auf diese Scheine geliehen zu erhalten, als auf die Waaren selbst, denn unstreitig kann auch eine solche Einrichtung dem Handel sehr vortheilhaft seyn, wenn nämlich die Waaren in öffentlichen

Magazinen ordentlich niedergelegt werden, von einem dazu bestellten Beamten ein ordentlicher Schein darüber ausgestellt, und durch Indossirungen dieser Scheine das Eigenthum dieser Waaren übergetragen wird.

1678 gab ein angesehener Geistlicher, Dr. Lewis, eine Schrift heraus unter dem Titel: Model of a Bank, und zeigte darin, wie vortheilhaft ein solches Institut für die Krone und für die Nation seyn würde. Allein wie hätte es sollen unter der Regierung eines Karls II. zu Stande kommen? Wie hätte man es damals wagen können, sein Eigenthum irgendwo an einem Platze zusammen niederzulegen? Wie leicht wäre es einem solchen König gewesen, sich etwas davon zuzueignen?

Deßwegen kam auch noch 1683 die Errichtung einer Bank nicht zu Stande. Damals hatte sich unter dem Namen royal Fishery of England nach erhaltenen königlichen Patentbriefen eine Gesellschaft vereinigt, deren Absicht war, den Vortheil, den die Holländer bisher von der Fischerei an den englischen Küsten gezogen, für England selbst zu nutzen; und zugleich sollte denn diese Gesellschaft die Grundlage machen von einer General-Kreditbank. Dieser Plan wurde von sehr angesehenen und sehr reichen Personen unterstützt, allein es ging doch nicht von statten; es konnte bei dem damaligen Zustande der Regierung, und wie die Zeiten überhaupt damals waren, unmöglich gelingen.

Erst also 1694 wurde die gegenwärtige Bank errichtet, und nichts zeigt deutlicher, wie tief damals der öffentliche Kredit gesunken und wie wenig des baaren Geldes war, als die Bedingungen, die selbst das Parlament damals verwilligen mußte. Um 1,200,000 Pf. zu erhalten, mußte die Regierung nicht nur 8 Procent Interessen bezahlen nebst 4000 Pf. Administrationskosten, sondern den Subscribenten auch noch

das Privilegium geben, sich zu Betreibung der gewinnvollen Bankgeschäfte in eine Gesellschaft zu vereinigen. Man versprach sich denn, daß die Cirkulation ihrer Banknoten und die Konstituirung des Papierkredits viel dazu beitragen würde, die Hebung öffentlicher Taxen zu erleichtern, und überhaupt in alle Geldgeschäfte mehr Leichtigkeit und mehr Bequemlichkeit zu bringen. Allein es hielt erst sehr schwer, die Nation überhaupt mit dieser neuen Einrichtung auszusöhnen.

Einige behaupten, in einem Lande, wo keine republikanische Regierung, sey es unmöglich, eine Bank zu errichten, und große Gefahr stehe bevor, England möchte wieder zur Republik werden, sobald einmal eine Bank in England errichtet sey. Andere meinten, die Folge werde seyn, daß der König eine absolute Gewalt erhalte, denn natürlich würden die, die den Geldhandel trieben, vorzüglich bei ihm Schutz und Aufmunterung suchen. Bald glaubte man beweisen zu können, daß, wenn das neue Institut recht in Gang käme, der Preis des Landes steigen, aber der Handel desto mehr verlieren würde; bald aber zeigten wieder Andere, die neue Einrichtung mit der Bank würde bei Ausgabe und Einnahme so bequem, so vortheilhaft und so sicher seyn, daß sich gewiß alles baare Geld, was in England sey, bloß in den Handel ergieße, und nichts übrig bleibe, was auf Ankauf oder Verbesserung des Landeigenthums verwendet werden könnte.

So irrig nun diese Dinge meist waren, die gegen das neue Institut gesagt wurden, so unrichtig war auch das, was die Vertheidiger desselben vorbrachten. Sie bezogen sich, um das neue Institut zu heiligen, auf Luk. 19, 23. Warum gabest du nicht mein Geld in die Bank, daß ich bei meiner Rückkunft das Meinige mit Wucher hätte fordern können?

Wen der heilige Text nicht überzeugen würde, den sollten Gründe überzeugen vom Gewinnvollen der neuen Ein-

richtung. So kann denn, hieß es, der Reiche sein persönliches Eigenthum vor aller Gefahr sichern, und zugleich doch großen Nutzen davon ziehen. Der begüterte Landeigenthümer, der bisher bei einer jährlichen Einnahme von 1000 Pf. nicht 4000 Pf. borgen konnte, ohne zugleich persönliche Sicherheit zu leisten, kann nun auf 300 Pf. jährlicher Einnahme 4000 Pf. borgen. Der Kaufmann, der eine Ladung, 3000 Pf. werth, nach England bringt, kann sogleich 3000 Pf. bei der Bank haben und damit noch seinen besondern Gewinn machen. Kurz, hieß es, der König wird mächtig, der Adel reich, der Pächter wohlhabend werden. Der englische Handel wird steigen, die Schifffahrt sich vermehren; neue Manufakturen werden emporkommen und die alten viel blühender werden.

Nachdem man erst das Publikum durch Schriften dieser Art vorbereitet hatte, so erging den 16. Juni 1694 unter dem großen Siegel der Befehl, daß Subscriptionen angenommen werden sollten. Gleich den ersten Tag der Subscription — es war den 21. Juni — wurden bei 300,000 Pf. unterschrieben; den zweiten Tag 200,000 Pf., und eben so viel den dritten. Schon vor dem 2. Juli war die ganze Summe voll. Dieß übertraf alle Erwartungen, denn in der Bill selbst hatte man schon für den Fall gesorgt, wenn die Subscription nicht über 600,000 Pfund steigen sollte.

Die Bank war also nun errichtet, aber sie hatte deßwegen noch kein ausschließendes Privilegium. Sie bestand bloß als eine Korporation, die, wenn das vorgeschossene, geliehene Geld heimbezahlt werden würde, nach vorgängiger, jähriger Kündigung, die den 1. August 1705 geschehen konnte, wieder aufgehoben werden durfte.

Das Publikum sah aber bald, wie wenig die gemachten großen Erwartungen eintrafen. Kaum konnte die Bank ihren eigenen Kredit behaupten, viel weniger den National-Kredit

unterstützen. Das Unterhaus hielt 1696 für nothwendig, Kommissarien zu ernennen, welche die Bücher der Bank untersuchen, und gewisse, beim Unterhaus eingegebene, Rechnungen prüfen sollten. Aus dem Bericht dieser Kommissarien erhellte, daß 893,800 Pf. in gesiegelten Bankzetteln, die 6 Procent trugen, ausgegeben worden, 68,669 Pf. in specie Zettel, die, wenn sie über 20 Pf. stiegen, auch 6 Procent trugen, und daß die Zettel, die keine Interessen trugen, auf 695,527 Pf. sich beliefen, aber gegen baares Geld sehr verloren. Ferner zeigte sich daraus, daß man den Staaten von Holland für Geld, das sie vorgeschossen, 300,000 Pf. noch schuldig sey, und da es hieß n o ch schuldig sey, so deutete dieses darauf, daß man ihnen ehedem mehr schuldig gewesen. Wie diese Schuld entstanden, sieht man nicht. Ob die Bank selbst dort das Geld entlehnt, um ihr erstes Kapital voll zu machen, oder ob sie dem König, der wegen des Krieges Gelder dort nöthig hatte, Kredit dort gemacht? Bloß 42,160 Pf. waren auf Privat-Anlehen und Hypotheken von Grundstücken ausgegeben.

Es folgte hierauf eine neue Parlamentsakte, daß das Kapital der Bank durch neue Subscriptionen vermehrt werden sollte; vier Fünftheile der neuen Subscriptionen sollten aus Forderungen, die man an Exchequer zu machen hatte (Exchequer-tallies) bestehen dürfen, ein Fünftheil aus Banknoten. Die Regierung verstattete zugleich, daß bei den Exchequer-tallies, bis sie vom Exchequer wirklich berichtigt, 8 Procent bezahlt werden sollten. Auch wurde die privilegirte Existenz der Bank bis zum 1. August 1710 verlängert, und bis dorthin sollte keine andere Bank oder Gesellschaft dieser Art vom Parlament errichtet oder geduldet werden. Man glaubte, der neue Subscriptionen-Zuwachs werde auf 3,600,000 Pf. steigen; es blieb aber bei 1,001,171 Pf.; und doch war die ganze Operation von Vortheil. Denn da vermittelst der

neuen Subscription 200,000 Pf. in Banknoten und 800,000 Pf. in Forderungen an Exchequer getilgt wurden, so fing der Kredit der Bank und des Publikums wieder neu an aufzuleben; die Noten, die keine Interessen trugen, galten wie baar Geld. Man konnte Geld auf sehr gemäßigte Bedingungen haben, und der vorher sehr ungünstige Wechselkurs, in welchem England mit dem festen Lande stand, machte sich bald gleich.

So hatte also die Gesellschaft das ausschließende Recht einer Bank erhalten, und so war ihr Grundkapital auf 2,201,171 Pf. gestiegen. Aber so ergiebig war der Fond, auf den die Tilgung der neu hinzugekommenen Exchequertallies war angewiesen worden, daß letztere alle innerhalb weniger Jahre wirklich abbezahlt wurden, und obschon also das Grundkapital, das die Eigenthümer zusammengeschossen, obige Summe blieb, so war doch die Summe, die die Regierung 1709, also zur Zeit der nächsten Verlängerung, noch schuldig geblieben, nur noch 1,200,000 Pf.

Der große Aufwand aber, den der spanische Erbfolgekrieg nothwendig machte, hatte den Ministern, die Quellen suchten, auch die Bank, wie leicht zu vermuthen war, wieder in Erinnerung gebracht. Die Bank schoß 400,000 Pf. der Regierung vor, und ihr Privilegium wurde dagegen verlängert bis zum 1. August 1732. Von den 1,600,000 Pf., die das Publikum oder die Regierung der Bank schuldig war, sollten 6 Procent bezahlt werden.

Man war mit allem diesem damals in England höchst unzufrieden. Man mißbilligte es äußerst, daß irgend einem Korps ein so außerordentliches Privilegium ertheilt worden, vermittelst dessen es den ganzen Nationalschatz an sich ziehen, und dann willkürlich zum Glück oder Unglück der Nation brauchen konnte. Auch waren die Bedingungen, die sich die Krone dabei gemacht, gar nicht vortheilhaft, denn der damalige

Zinsfuß war ohnedieß 6 Procent. Nun wurden von den vorgeschossenen 400,000 Pf. auf zwei Jahre lang 6 Procent verwilligt, und da von den kursirenden Exchequerzetteln, deren Summe sich auf 1,775,027 Pf. belief, bisher bloß 4½ Procent bezahlt worden, so sollten auch die Interessen, die diese trugen, auf 6 Procent erhöht werden. Was alles ließ sich nicht dagegen sagen? Aber für ein bedürftiges Ministerium, das um Geld sehr geplagt wurde, waren 400,000 Pf. Vorschuß gar zu wichtig.

Doch der Kontrakt, der 1713 bei der neuen Verlängerung des Privilegiums mit den Eigenthümern der Bank gemacht worden, war offenbar noch nachtheiliger. Das Privilegium wurde damals bis zum 1. August 1742 verlängert, und zum Dank übernahm die Bank, die Summe von 1,200,000 Pf. Exchequerzettel in Umlauf zu setzen. Nicht nur sollte sie aber von dieser Summe jährlich 3 Procent Interessen genießen, sondern außerdem noch als Prämium für die zu bewirkende Cirkulation alle Vierteljahre 8000 Pf. erhalten, denn außer jenen Interessen sollten dem Ueberbringer eines solchen Exchequerzettels noch 2 Den. Procent für den Tag bezahlt werden. Dabei blieb's nicht einmal, sondern die Schatzkammer sollte vierteljährig berechnen, was man an Interessen und Prämien für diese Exchequerzettel schuldig geworden, und dafür neue Zettel ausstellen, die wieder Interessen und Prämien tragen sollten.

So vortheilhaft hatte die Bank ihren neuen Kontrakt gemacht. Das Privilegium wurde ihr verlängert, und sie stipulirte sich noch ein vierteljähriges Interesse von mehr als 6 Procent, so daß innerhalb zehn Jahren ihr Kapital verdoppelt worden wäre. Die Summe selbst dieser Quartalzettel belief sich zwar am Ende nur auf 96,500 Pf., sie war also

nicht groß, aber der Grundsatz, den man hier angenommen, war doch höchst gefährlich.

Da es 1742 wieder zur Verlängerung des Privilegiums kommen sollte und wirklich auch kam, so hatte wieder unglücklicher Weise das Ministerium das Geld sehr nöthig, denn England war wieder gerade damals in einen großen Krieg verwickelt. Die Bank schoß also der Regierung 1,600,000 Pf. vor, und zwar, wie es hieß, ohne Interessen. Dieß wurde zu dem übrigen schon stehenden Kapital geschlagen, das sich nun auf 3,200,000 Pf. belief, und 3 Procent Interessen tragen sollte. Offenbar war auch dieser Kontrakt gar nicht vortheilhaft. Was gewann die Regierung, wenn sie Geld zu 3 Procent erhielt, da die 3procentigen Lotterie-Annuitäten al pari standen? Wenn man die Sache genau untersuchte, so zahlte die Bank nicht allein gar nichts für die Verlängerung ihres Privilegiums, sondern gewann noch dabei eine Million. 100 Pf. Bankkapital wurden damals mit 140 Pf. bezahlt. Hätte man ihnen also die schuldigen 1,600,000 Pf. baar bezahlt, so würden sie 1,600,000 Pf. Bankkapital weniger haben verkaufen können, also 640,000 Pf. nicht haben gewinnen können. Dieser Berechnung zufolge würde sich der ganze, den Bank-Eigenthümern zufallende Gewinn auf 1,280,000 Pf. haben belaufen müssen; allein weil doch, wenn mit einem Male eine so große Quantität zu Markt kommt, Manches hie und da geringer abgeht, so darf wohl der ganze Gewinn nur auf eine Million angeschlagen werden.

1764 geschah unter Grenville's Administration eine neue Verlängerung auf 21 Jahre, wobei doch durch etwas bessere Bedingungen mehr für das Publikum gesorgt worden. Die Kompagnie bezahlte 110,000 Pf. an das Parlament; nicht als Anlehen, nicht als Vorschuß, sondern es war eigentlich für das Privilegium. Sie übernahm dabei noch eine Million

Exchequerzettel, die bloß 3 Procent tragen sollten, obschon Exchequer-Bills, die 4 Procent trugen, damals diskontirt wurden, und für jene neu übernommenen Exchequer-Bills sollte die baare Einlösung erst nach zwei Jahren verlangt werden können. Der Minister hätte wohl der Bank noch härtere Bedingungen vorgeschrieben, wenn nicht kurz vorher auf dem festen Lande eine Menge großer Handelshäuser aufgehört hätten zu zahlen, und die Bank nicht ihr Aeußerstes hätte thun müssen, um in England einem allgemeinen Fehlen zuvorzukommen.

1781 war die letzte Verlängerung auf 27 Jahre, daß sich nun also die Dauer bis 1. August 1812 erstrecken solle. Das Publikum hat nichts dabei gewonnen, als daß die Bank es übernahm, 2 Millionen Exchequer-Bills, die bloß 3 Procent tragen und vor zwei Jahren nicht eingelöst werden sollten, in Umlauf zu bringen. Gewiß wenig genug. Denn gesetzt auch, man hätte bei dem eigenen Ausgeben dieser Exchequer-Bills 5 Procent geben müssen, so gewann man also dadurch, daß die Bank sie zu 3 Procent in Umlauf zu setzen übernahm, etwa nur 80,000 Pf. Was also die Bank-Kompagnie für die 27jährige Verlängerung ihres Privilegiums zahlte, waren eigentlich nur 80,000 Pf., hingegen wurde sie durch diese Verlängerung in Stand gesetzt, ihren Dividend auf 7 Procent zu erhöhen; sie erhielt also dadurch ein weiteres jährliches Einkommen von 116,424 Pf.

Aus allem diesem erhellt demnach, daß das Publikum bei diesen verschiedenen, mit der Bank-Kompagnie gemachten Kontrakten nie sonderlich gewonnen. Die erstgemeldten 110,000 Pf., die 1764 bedingt wurden, waren die einzige Summe, welche die Regierung ganz frei erhielt, ohne wie bei allen übrigen Summen verpflichtet zu seyn, entweder nach einer kurzen Suspension einiger Jahre, die jedesmal zur

Zeit gewöhnlichen Zinse zu zahlen, oder auch das Kapital selbst wieder abzutragen. Unstreitig hat zwar die Bank-Kompagnie gute Dienste gethan. Sie hat Exchequer-Bills in Umlauf gebracht, die größten Geldgeschäfte durch die Banknoten erleichtert, und sowohl den öffentlichen, als Privat-Kredit herrlich unterstützt; aber es ist doch zu hoffen, daß man sich bei einem neuen Kontrakt zwischen der Regierung und Kompagnie ersterer Seits nicht damit befriedigen lasse, einen Geldvorschuß oder andern ähnlichen, ungleichen Vortheil zu erhalten, sondern daß man darauf bestehen werde, die Hälfte des reinen jährlichen Profits, den die Kompagnie zieht, haben zu wollen. Der Staat sollte sich auch vorbehalten, zu jeder Zeit, wenn es ihm gut dünke, eine andere Bank zu errichten. Ein Gedanke, der zwar den Monopoliums-Freunden nicht gefallen wird, dessen Ausführung aber gewiß von großem Vortheil wäre.

Nun noch eine kurze Uebersicht vom allmählichen Steigen des Bankkapitals und der Dividenden, auch Darstellung der Summen, die der Staat der Bank-Kompagnie schuldig geworden, und wegen deren Vorschießung die Kompagnie theils anfangs ihre Privilegien erhalten, theils nachher verlängerteren Genuß derselben gewonnen:

Original-Kapital der Bank 1694	1,200,000 Pf.
Original-Dividend 8 Procent.	
Kapital im Jahr 1696 — 97	2,201,171
Dividend 23. März 1708 9 Procent; von 1708 bis 1730 wechselten die Dividende von 9 zu 6 Procent.	
Kapital 1708	4,402,343
— 1709	5,058,547
— 1710	5,559,995
— 1722	8,959,995

Dividend 25. März 1730 . 6 Procent.
— 29. September 1730 5½
— 25. März 1731 . 6
— 29. September 1731 5½
— 25. März 1732 . 6
— 29. September 1732 5½
Kapital 1742 . . . . 9,800,000 Pf.
Dividend 29. September 1742 5½ Procent.
Kapital 1746 10,780,000
Dividend 29. September 1746 5½ Procent.
— 25. März 1747 . 5
— 5. April 1753 . 4½
— 10. Oktober 1764 5
— — 1767 5½
— — 1781 6
Kapital 1782 11,642,400
Dividend 5. April 1782 6 Procent.
— — 1788 7

Berechnet man die 11,642,400 Pf., die gegenwärtig das Kapital ausmachen, wonach sich der Dividend bestimmt, zu jährlichen 7 Procent, so macht es jährlich die Summe von 814,968 Pf.

Dieß ist aber nicht genau die Summe, welche der Staat der Bank schuldig ist, und noch weniger stellt der erstgenannte Dividend die Interessen dar, welche die Kompagnie dafür erhält. Man muß dabei noch folgende General-Uebersicht zu Hülfe nehmen.

Die ursprünglich geborgte Summe, die zu 8 Procent Interessen geborgt worden, belief sich auf

1,200,000 Pf.

Also die jährlichen Interessen . . . . 96,000 Pf.

1709 wurden noch 400,000 Pf. hinzu geborgt, daß die ganze geborgte Summe in Allem betrug . . . . 1,600,000 Pf. und da von dieser Totalsumme 6 Procent Interessen bezahlt werden sollten, so betrug dieß jährlich . . . . 96,000 Pf.

1717 stieg die geborgte Totalsumme auf 3,375,027 Pf. und da von den hinzugekommenen 1,775,027 Pf. von Johannis 1718 an 5 Procent bezahlt werden mußten, so waren die jährlichen Zinse 184,751

1722 und 1725 wuchs die geborgte Totalsumme bis zu . . . . 9,375,027 Pf. und da von den Summen, die seit 1709 hinzugekommen, bloß 4 Procent bezahlt wurden, so betrug die jährliche Zinsensumme . . . 407,001

1742 stieg die geborgte Totalsumme auf 10,700,000 Pf. die theils zu 3, theils zu 4 Procent standen, daß sich also die jährliche Zinssumme belief auf 396,000

1746 kamen zur geborgten Totalsumme noch 986,800 Pf. hinzu, daß sie also war 11,686,800 Pf. und da von der gesammten Totalsumme bloß 3 Procent bezahlt werden sollten, so macht dieß eine Zinssumme von 352,502

Dieß ist also die Totalsumme, die die Bank-Kompagnie auf fortdauernde Sicherheiten bei der Regierung stehen hat; die Regierung ist aber so lange nicht verbunden, von allen diesen Passiv-Kapitalien etwas zu bezahlen, so lange noch die

Privilegien der Bank-Kompagnie fortdauern. Außer dieser Totalsumme hat freilich die Bank von Zeit zu Zeit noch andere Summen vorgeschossen, bald auf Kredit der Exchequer-Bills, bald auf Kredit der jährlich neu verwilligten Land- und Malztaxe; aber dieß gehört zu den unfundirten Schulden. Man bemerke hingegen nur noch mit einem Blick die große Unordnung, die in dieser Klasse der National-Schulden herrscht. Das Kapital, wornach sich der Bank-Dividend richtet, beläuft sich auf 11,642,400 Pf. Die Summe aber, welche die Regierung der Bank-Kompagnie schuldig ist, macht doch über diese Summe noch 44,400 Pf. Die Zinse, die das Publikum bezahlt, machen nur 352,502 Pf., hingegen die Bank vertheilt als Dividend jährlich die Summe von 814,968 Pf.; oder 462,465 Pf. mehr, als sie erhält. Dieß ist die Wirkung ihres Gewinns, den sie macht. Wenn man die von der Bank geliehenen 11,686,800 Pf. zu 5 Procent berechnet, so macht dieses jährlich nur 584,340 Pf.; die Bank theilt also 230,628 Pf. mehr aus, als die gewöhnlichen und gesetzmäßigen Zinse ihres Kapitals betragen. Das werden sich doch die Minister bei künftiger Verlängerung des Bank-Privilegiums merken. Außer den obbemerkten Interessen sind noch der Bank-Kompagnie als jährliche Administrationskosten 5898 Pf. verwilligt. 4000 Pf. erhielt sie zu diesem Zwecke schon 1694 verwilligt, und das Uebrige 1722, da sie vier Millionen von der Südsee-Kompagnie übernahm.

Ostindische Kompagnie.

1599 gab Elisabeth einer Kompagnie von Kaufleuten das erste schriftliche Privilegium für ostindischen Handel. Dieß wurde von Zeit zu Zeit nachher von den Stuarts mit Ertheilung vieler wichtigen Vorrechte erneuert. Allein die Gesellschaft kam bald zur äußersten Dürftigkeit herab, und

sie fühlte so sehr die Wirkungen der Rivalität der Holländer, der Eifersucht der Asiaten und des französischen Kriegs, der zur Zeit der Revolution ausbrach, daß man klar sah, sie könne den Handel nicht fortführen. Eine andere Partie unternehmender Köpfe wurde deßwegen ermuntert, und den 5. September 1698 erhielt eine neue Gesellschaft, die sich für den ostindischen Handel vereinigte, ein Korporations-Privilegium. Zum Danke für die Handels-Privilegien, die ihr verwilligt wurden, schoß sie der Regierung die Summe von zwei Millionen vor.

Dabei blieb denn aber doch noch die alte Kompagnie. Nur weil man fand, daß die Rivalität der alten und neuen Gesellschaft offenbar beiden nachtheilig sey, so vermittelte die Regierung 1708 eine Koalition derselben, und die neue, hieraus entsprungene, Korporation erhielt den Namen: die vereinigte ostindische Kompagnie. Ihr Kapital wurde auf 3,200,000 Pf. fixirt, wovon zwei Millionen von den ehemaligen Theilhabern der neuen, das Uebrige aber von den ehemaligen Theilhabern der alten Kompagnie hergeschossen worden. Zu gleicher Zeit wurden die Privilegien der Gesellschaft bis zum 25. März 1726 verlängert.

Nachfolgende Verlängerungen gingen dann fort bis zum 1. März 1791. Wird einst der Kompagnie das Geld bezahlt, was man ihr schuldig ist, so kann nach vorgängiger dreijährigen Benachrichtigung das Monopol des ostindischen Handels aufgehoben werden.

Wie sehr übrigens das Kapital und die Dividende der ostindischen Kompagnie in verschiedenen Perioden gewechselt haben, erhellt aus folgender General-Uebersicht:

Original-Kapital von 1698 . . . . . . 2,000,000 Pf.
Original-Dividend 9 Procent.
Kapital 1708 3,200,000

Dividend	Weihnachten	1708	5 Procent.
	Mar. Verkünd.	1709	8
	Michaelis	1709	9
	—	1711	10
	Johanni	1722	8
	—	1732	7
	—	1743	7
	Weihnachten	1756	8
	—	1766	6
	—	1768	10
	—	1769	11
	—	1770	12
	Johanni	1772	12½
	—	1776	6
	Weihnachten	1777	7
	—	1789	8

1786 war das Kapital, da 800,000 Pf. hinzugekommen, gestiegen auf 4,000,000 Pf.; und der Dividend betrug also bei acht Procent jährlich 320,000 Pf.

General-Uebersicht der Summen, welche die Regierung von der ostindischen Kompagnie geborgt, sammt Bemerkung der zugehörigen Interessen.

Gleich anfangs wurden geborgt	2,000,000 Pf.
und die Interessen betrugen bei 8 Procent	160,000
1708 wurden noch 1,200,000 Pf. dazu geborgt, die Interessen aber herabgesetzt auf 6 Procent, daß also ihre Totalsumme betrug	160,000
1730 wurden die Interessen auf 4 Procent herabgesetzt, daß also die Totalsumme nur noch betrug	128,000

1744 borgte man außer dem alten schon stehenden Kapital noch eine neue Summe von einer Million zu 3 Procent, und da vier Jahre nachher der Zinsfuß, auf den das alte Kapital stand, erst auf 3½ Procent und dann auch auf 3 Procent herabgesetzt worden, also die Totalsumme von 4,200,000 Pf. nur 3 Procent trug, so machte die volle Zinssumme . . . . 126,000 Pf.

Außerdem erhielt die Kompagnie unter dem Namen Administrationskosten jährlich . . 1687 Pf.

Hieraus erhellt demnach, daß das Kompagnie-Kapital und die der Regierung vorgestreckte Totalsumme um 200,000 Pf. differiren, und der Dividend übersteigt jährlich die Summe der von der Regierung bezahlten Interessen um die Summe von 194,000 Pf. Die hieraus entspringende Verwirrung wird dadurch nothwendig vermehrt, daß ein Fond, der unter dem Namen 3procentige indische Posten bekannt ist, und ungefähr auf 3 Millionen sich beläuft, bei Berechnung der englischen National-Schuld oft mit in die Summe gezogen wird. Da nämlich die ostindische Kompagnie das Geld, das ihr durch Subscriptionen einging, der Regierung vorschoß, und also ohne beträchtliche Summen selbst zu borgen keinen großen Handel nach Indien führen konnte, so nahm sie ungefähr 3 Millionen zu 3 Procent auf. Natürlich gehört aber dieser Schuldposten gar nicht zur englischen National-Schuld.

Nächstens geht das Privilegium der ostindischen Kompagnie zu Ende. Das Parlament wird es gewiß wohl überlegen, ob es gut sey, dasselbe zu erneuern, oder was sonst für Maßregeln ergriffen werden müssen, um eine so wichtige und reichhaltige Quelle recht zu fassen. Die Reichhaltigkeit derselben läßt sich ungefähr aus folgendem Etat wahrnehmen.

Etat der Waaren, welche die ostindische Kompagnie vom 1. März 1788 bis 1. März 1789 verkauft.

Thee	2,202,520 Pf.
Bengalische Stückwaaren	987,010
Stückwaaren von Surate und von den Küsten	222,520
Bengalische rohe Seide	221,890
Chinesische rohe Seide	304,800
Salpeter und Farbeholz	101,400
Pfeffer	118,860
Kaffee und Specereien	70,120
Porzelain	24,780
Nankeen	2600
	4,256,500 Pf.

Privat-Handelsgüter.

Thee	159,820 Pf.	
Stückwaaren	402,740	
Bengalische rohe Seide . .	26,050	
Porzelain	6460	
Specereien	215,440	
Summe		810,510 Pf.
		5,067,010 Pf.

Hierzu ist noch zu rechnen das, was alljährlich von englischem Eigenthum durch fremde Kompagnien aus Ostindien nach Europa kommt, und zwischen einer halben und ganzen Million betragen mag.

Ungefährer Etat der Exporten nach Ostindien von 1788—89.

Was die Kompagnie in Waaren ausführt, ungefähr	800,000 Pf.
Was die Kompagnie in (Gold- und Silber-) Stangen ausführte, ungefähr	520,000

Die Ausfuhr durch den Privathandel kann nicht wohl sicher angeschlagen werden, beträgt aber wenigstens . . . . 600,000 Pf.

Zusammen: 1,920,000 Pf.

Dieß ist aber nicht der einzige Gesichtspunkt, der die Wichtigkeit des englisch-ostindischen Handels und der englisch-ostindischen Besitzungen zeigt. Die im verflossenen Jahre bezahlten Zölle beliefen sich auf 633,000 Pf. Die Theetaxen, die 12½ Procent machen, trugen noch 313,000 Pf. mehr, und zu Anfang des Jahrs 1789 hatte die ostindische Kompagnie in ihrem Dienste 61 Schiffe, die 29,884 Tonnen hielten, von 6309 Seeleuten bemannt waren und 1580 Kanonen führten. Die Fracht, wenn man ungefähr 22,000 Pf. auf das Schiff rechnet, betrug 1,342,000 Pf.

Erwägt man hiebei noch, daß die Engländer in Ostindien im Besitze von Territorien und Etablissements sind, die von vielen Millionen fleißiger Unterthanen bewohnt werden, deren Glück von England abhängt, und die jede auf sie verwandte Sorgfalt sehr wohl belohnen würden, so darf man wohl auch hiebei erwarten, daß auf einen so wichtigen Gegenstand künftighin mehr Sorgfalt, als bisher, werde verwendet werden und ein Plan endlich gemacht werde, der den Beifall einer weisen und verständigen Nation mehr verdiene, als das bisherige verwickelte und ungereimte System.

Vom Ursprunge der Südsee-Kompagnie und ihrem berüchtigten Projekt, die National-Schuld zu vermindern und abzuzahlen, ist schon an einem andern Orte gehandelt worden, und es wäre wohl nicht unterhaltend, die ganze Geschichte hier weiter zu verfolgen, sondern es ist genug, kurz die ganze gegenwärtige Lage ihrer Sachen zu zeigen.

1733 wurde das, was jetzt das Handelskapital der Südsee-Kompagnie heißt, von ihren übrigen Fonds abgesondert und

genau berechnet, aber der einzige Handel, den die Kompagnie jetzt treibt, ist bloß die Administration gewisser auf dem Südseehause zahlbarer Annuitäten, wofür sie die jährliche Summe von 15,051 Pf. erhält. Deßhalb theilt die Kompagnie, ob sie schon selbst von der Regierung bloß 3 Procent von ihrem Kapital erhält, also bloß die Totalsumme von 109,884 Pf. empfängt, doch nach einer Berechnung von 3½ Procent aus, oder sie vertheilt die jährliche Summe von 128,197 Pf. Auch dieses macht in den englischen Etats einige Verwirrung.

Dieß sind also die Summen, die man den verschiedenen Handelskompagnien schuldig ist. Nun folgt der Etat dessen, was der Staat einzelnen Privatpersonen so schuldig ist, daß diese ohne irgend einen andern Vortheil bloß ihre Annuitäten erhalten. Diese Annuitäten, sofern sie perpetuirlich sind, stehen entweder unter der Administration der Bank oder unter der Administration der Südsee-Kompagnie.

Die bei der Bank zahlbaren Annuitäten stehen theils zu 3, theils zu 4, zu 5 Procent; und unter diesen ist der Fond, der unter dem Namen 3procentige konsolidirte Annuitäten bekannt ist, weit der beträchtlichste. Er beläuft sich auf die enorme Summe von 107,399,696 Pf. Die jährlichen Interessen machen 3,221,990 Pf., und allein die Administrationskosten betragen 47,911 Pf. Als dieser Fond zuerst 1751 konsolidirt worden, belief er sich bloß auf 9,137,821 Pf.; aber 1774 war das Kapital gestiegen auf 38,676,196 Pf., und während dem amerikanischen Kriege erwuchs es zu seiner gegenwärtigen Größe, theils durch wirkliche Anlehen, wo der Gläubiger baares Geld herschoß, und theils auch durch ein artificielles Kapital, was hinzukam, ohne daß wirklich baares Geld gegeben worden. Es ist nicht nöthig, die elenden Folgen eines solchen Systems zu entwickeln, das der Art ist, daß der Etat der Staatsschulden dadurch nur verwirrter, die

Administration kostbarer und intraktabler wird. Für jede Million darf die Bank 450 Pf. Administrationskosten rechnen; also 40 Millionen artificiellen Kapitals, die hinzukamen, machen einen weiteren jährlichen Administrations-Aufwand von 18,000 Pf.

Von den 3procentigen Annuitäten folgen hierauf die sogenannten reducirten Annuitäten, die so heißen, weil sie ehedem höhere Interessen trugen. Die Summe des Kapitals derselben ist 37,340,073 Pf. Die jährlichen Interessen betragen 1,120,202 Pf. Man sollte glauben, diese Annuitäten hätten mit den erstgenannten konsolidirten in einen Fond zusammengeworfen werden können. Allein es geht doch nicht, denn die Zahlungstermine sind zu verschieden, und diese Verschiedenheit der Zahlungstermine hat denn auch den Nutzen, daß nicht gar zu große Summen mit einem Male in die Bank oder in Exchequer ersammelt werden dürfen. Die 3procentigen konsolidirten werden halbjährig den 5. Januar und den 5. Juli entrichtet; die 3procentigen reducirten den 5. April und den 10. Oktober. Die Totalsumme, was bei der Bank, auf dem Südseehause und auf dem ostindischen Hause bezahlt wird, möchte ungefähr 9,700,000 Pf. betragen. Hiervon sind 4,900,000 Pf. den 5. Januar und 5. Juli fällig; 4,800,000 Pf. aber den 5. April und 10. Oktober. So kommen demnach ungefähr auf das Quartal 2,400,000 Pf.

Ein anderer 3procentiger Fond, den auch die Bank administrirt, ist unter dem Namen der dreiprocentigen von 1726 bekannt. In diesem Jahre nämlich entstanden sie. Man machte damals dieses Anlehen, um gewisse unter Georg I. entstandene Schulden der Civilliste zu tilgen. Die Interessen und Administrationskosten machen 30,450 Pf. Billig sollte dieser Fond mit einigen andern konsolidirt werden, um mehr Uebersichtbarkeit in das Ganze zu bringen, und vielleicht auch einige Administrationskosten zu sparen. Diese Konsoli-

dirung würde dadurch nicht gehindert werden können, daß diese Interessen von der sechs Penny-Taxe bezahlt werden, die auf Aemter und Pensionen gelegt ist.

Das Kapital der vierprocentigen Bank-Annuitäten beläuft sich auf 32,750,000 Pf. Die Interessen, die in halbjährigen Terminen den 5. April und den 10. Oktober entrichtet werden, machen 1,310,000 Pf. Dieser ganze Fond wurde seit 1776 errichtet, und in dem damals mit den Gläubigern gemachten Kontrakte steht nichts, was zu seiner Zeit hindern könnte, entweder das Kapital heimzuzahlen oder die Interessen zu reduciren.

Das Kapital der fünfprocentigen Annuitäten beläuft sich auf 17,869,993 Pf. Dieser Fond wurde 1784 und 1785 errichtet, um gewisse Schulden zu befriedigen, die das Seewesen, die Verpflegung und Transportkosten während dem amerikanischen Kriege veranlaßt hatten, und die auch noch auf der Artillerie lagen, und denen allen noch keine bestimmte Zahlungsquelle angewiesen war. Die Errichtung dieses Fonds war eine der übereilten, unweisen Maßregeln, die der gegenwärtige Kanzler vom Exchequer aus Unkunde des Finanzwesens ergriff. In der That mußte er auch selbst schon den Plan, den er zuerst vorgelegt, wieder ändern. Leider kann es hingegen sobald nicht dahin kommen, daß die Interessen dieser Schuld herabgesetzt oder die Schuld selbst getilgt werden kann, denn noch vorher müssen 25 Millionen drei- oder vierprocentiger Stocks eingekauft werden. Hätte man aber diese Annuitäten mit den vorher errichteten vierprocentigen konsolidirt, so würden sich die Staatsgläubiger weit besser haben behandeln lassen, als nun geschah, da man ihnen einen Fond anwies, von dem man noch keine Erfahrung hatte.

Alle unter Administration der Südsee-Kompagnie stehenden Annuitäten tragen gleichförmig alle bloß 3 Procent. Sie

theilen sich aber in drei Klassen: 1) Die alten Südsee-Annuitäten, deren Kapital auf 11,907,470 Pf. sich beläuft, und die Interessen, die den 5. April und den 10. Oktober fällig sind, also halbjährig bezahlt werden, machen 357,224 Pf. 2) Die neuen Südsee-Annuitäten, deren Belauf 8,494,830 Pf. beträgt, und die Interessen machen 254,844 Pf.; den 5. Januar und 5. Juli sind die Zahlungstermine. 3) Die im Jahr 1751 fundirte Summe von 1,919,600 Pf., deren Interessen, die auch in erstgenannten Terminen entrichtet werden, 57,588 Pf. ausmachen.

Dieß ist also das furchtbare Verzeichniß der perpetuirlichen Fonds, die gegenwärtig auf dem Lande liegen.

Die temporären Annuitäten sind entweder lebenslängliche oder auf eine gewisse Summe von Jahren; und sie werden entweder bei der Bank oder im Exchequer bezahlt.

Die lebenslänglichen Annuitäten, die bei der Bank bezahlt werden, beliefen sich den 5. Januar 1788 auf die jährliche Summe von 67,296 Pf. Wahrscheinlich werden sie schnell nach einander absterben, weil ein großer Theil noch aus den Zeiten Georgs II. herrührt. Man hat aber billig den Belauf der absterbenden vorläufig sogleich der Million zugewiesen, die jährlich zur Tilgung der National-Schuld gewidmet ist.

1778 und 1779 wurden gewisse Annuitäten auf eine kurze Reihe von Jahren errichtet. Sie verlöschen den 5. Januar 1808. Ihre Summe macht jährlich 404,331 Pf., und die Administrationskosten betragen 5685 Pf. Den 5. April 1787 sollten 25,000 Pf. solcher Annuitäten verlöschen; allein man warf sie dem Fond zu, der zur jährlichen planmäßigen Tilgung der National-Schulden bestimmt ist.

Unglücklicher Weise hat die Hauptsumme der temporären Annuitäten, die jährlich 680,375 Pf. ausmacht, einen gar entfernten Verlöschungstermin; er ist den 5. Januar 1860.

Das sind also temporäre Annuitäten, die fast nicht besser sind, als perpetuirliche. Doch würde überhaupt je ein festes, gutes System wegen Tilgung der National-Schulden angenommen, so müßte man treu dabei bleiben, alle temporären Annuitäten, denn sie taugen im Grunde alle nichts, in perpetuirliche zu verwandeln, und nie mehr temporäre zu errichten.

Was von temporären beim Exchequer bezahlt wird, ist nur ein Weniges. Es sind gewisse Annuitäten, die zur Zeit Wilhelms III. und der Königin Anna verwilligt worden, und in Allem 139,399 Pf. jährlich ausmachen. Sie erlöschen theils vor, theils mit dem 25. März 1808.

Dieß sind also alle fundirten englischen Nationalschulden.

II. Unfundirte Schulden.

Wenn eine Nation Geld borgt, so ist sie in der ersten Zeit genöthigt, für einen Fond zu sorgen, woraus nicht nur die Interessen, sondern auch das Kapital selbst bezahlt werden möge. Bald ist aber der Gläubiger zufrieden, wenn er nur der pünktlichen Entrichtung der Interessen völlig versichert ist, denn er weiß alsdann, daß er sein Kapital immer um einen adäquaten Preis loswerden kann, und in der Folge ist er auch ohne eine bestimmte Sicherheit für Kapital oder Interessen ganz zufrieden; allgemeine Treue und Glauben sind ihm hinreichend. So sind unfundirte National-Schulden entstanden. Sie bestehen gegenwärtig in Exchequer-Bills, in Bills von den Kollegien ausgestellt, die für Seewesen und Verproviantirung zu sorgen haben, und in andern noch nicht liquidirten Forderungen an die Staatskassen.

Der Ursprung der Exchequer-Bills ist in der englischen Finanzgeschichte sehr merkwürdig. Am Ende des Jahrs 1696 war der Nationalkredit auf's tiefste herabgesunken, so daß das Parlament gleich am ersten Tage seiner Versammlung

nothwendig fand, zu erklären, Gold- und Silbermünze sollten bleiben, wie sie seyen, und weder in Beziehung auf Feinheit noch Gewicht oder Benennung geändert werden, auch alle seit des Königs (Wilhelms III.) Thronbesteigung errichteten parlamentarischen Fonds sollten hiermit auf's Neue garantirt seyn.

Diese Erklärungen hatten aber doch nicht die gewünschte Wirkung. Das Publikum war einmal im Schrecken wegen der ungeheuren Last von National-Schulden; der Umlauf des Geldes wurde durch die damalige Umprägung und Einforderung der alten Münze gehindert; die für das Jahr 1696 verwilligten Subsidien waren zur Hälfte nicht eingegangen; die projektirte Landbank war fehlgeschlagen, es wurden also auch wirksamere Maßregeln nothwendig, den Nationalkredit wiederherzustellen, und die Gemüther derer zu beruhigen, denen an den öffentlichen Fonds lag. Das Unterhaus beschloß deßhalb den 20. November, daß die zu Führung des Kriegs für das Jahr 1697 nothwendigen Subsidien durch solche Taxen aufgebracht werden müßten, als gewiß hinreichend seyen, das Erforderliche abzuwerfen. Es war keine Aussicht da, einige Anlehen auf etwas längere Zeit zu erhalten.

Doch bald fand sich's, daß Dinge dieser Art leichter beschlossen, als vollzogen seyen, und weil die Noth so sehr drang, so kam man endlich, um dem Geldmangel abzuhelfen, auf den Gedanken, der Exchequer sollte Billets oder Assignaten auf die Subsidien des künftigen Jahrs ausstellen, diese sollten als baares Geld gelten, und als baares Geld im Exchequer selbst bei allen Zahlungen angenommen werden. Nach einigen Schwierigkeiten, die theils die Neuheit der Sache, theils auch der Widerspruch derer veranlaßte, die bei der öffentlichen Noth zu gewinnen hofften, siegte endlich der Kredit dieser Assignaten, und es zeigte sich, daß das neue Projekt eine treffliche Hülfsquelle für das Publikum sey.

Der Belauf der gegenwärtig ausstehenden Exchequer-Bills ist folgender:

Kapital.		Interessen.
2,500,000 Pf.	zu 3 Procent	75,000 Pf.
1,000,000	zu 3½	32,500
2,000,000	zu 3 Pf. 16 Sh. Procent . .	66,480
5,500,000 Pf.		173,980 Pf.

Doch liegen sonst noch einige Lasten auf den Exchequer-Bills, so daß Zinse und alles Uebrige, was sonst darauf liegt, 1788 bis auf 181,419 Pf. gestiegen, obschon die Bills nicht eher ausgegeben werden, als bis man sie braucht, und erst von da an, wenn sie im Umlaufe sind, Interessen tragen.

Die Schulden beim Seewesen entstehen aus Kaufkontrakten, die unter Leitung und Autorität des Admiralitäts-Collegiums geschlossen, und nicht von dem, was jährlich etatmäßig ausgesetzt ist, oder was das Parlament außerordentlich verwilligt, bestritten werden können. Offenbar kann man gegen eine solche Art, Schulden zu machen, nicht laut genug sprechen, denn wenn die Kollegien, die für das Seewesen, für die Verproviantirung und Artillerie zu sorgen haben, das Recht haben sollten, an Zahlungsstatt solche Scheine auszustellen, so steht es offenbar ja bei ihnen, ganz nach ihrer Willkür dem Publikum eine Last aufzulegen. Noch muß auch deßwegen das Publikum sehr dabei verlieren. Da die geschlossenen Kontrakte von dem Parlament nicht sanktionirt, noch die Gelder überhaupt verwilligt sind, der Gläubiger also nicht bestimmt weiß, wann er seine Zahlung erhält, so schlägt er dieses nothwendig gleich selbst auf die Kontraktsumme. Er will nicht allein von den Waaren, die er liefert, Gewinn ziehen, sondern auch dafür etwas haben, daß er Gefahr läuft, durch eine unordentliche Bezahlung Verlust zu leiden. Macht das Letztere gegenwärtig ungefähr 15 Procent, so erhält jeder

Kontrahent für 85 Pf. eigentlichen Werths seiner Lieferung vom Admiralitäts-Collegium einen Schein auf 100 Pf., und dieser Schein trägt nach einem halben Jahre ein Interesse von vier Procent. So muß also der Staat von den Waaren, die er kauft, ein gehäuftes Interesse bezahlen. Hiezu kommt noch, daß wenn nun die Termine zu Zahlung solcher von der Admiralität ausgestellten Scheine (navy-bills) da sind, so muß nach dem — gerade um diese Zeit kurrenten Preise der Stocks Geld aufgebracht werden. Je mehr nun neue unfundirte Schulden da sind, je niedriger ist gewöhnlich der kurrente Preis der Stocks, denn ihr Preis wird vorzüglich durch die Mäkler und Stockhändler im Werth erhalten, die immer kaufen und verkaufen, und die Fonds in steten Umlauf zu setzen wissen. Ist aber eine beträchtliche Summe unfundirter Schulden vorhanden, so machen diese einen weit besseren Spekulations-Gegenstand aus, als die permanenten Stocks, deren Werth weit weniger einem großen und schnellen Wechsel unterworfen ist. Die Spekulation geht demnach alsdenn vorzüglich darauf, navy-bills zu kaufen, und die Fonds bleiben meist nur denen überlassen, die nicht damit handeln, sondern nur ein fortdauerndes Eigenthum in denselben sich erkaufen wollen. Nothwendig vermindert sich also ihr Werth, und der Staat, der nach diesem niedrigen Preise der Stocks Geld aufbringen muß, leidet auf diese Weise noch einen andern wichtigen Schaden. Nicht einmal zu gedenken, daß wenn die Admiralität bei Schließung der Kontrakte sogleich entweder baares Geld oder solche Versicherungen geben würde, die man ohne allen Abzug an einen Andern wieder verkaufen könnte, die Waaren auf eine viel vortheilhaftere Weise eingekauft würden, als jetzt gewöhnlich ist.

Ein so verderbliches System, wie das bisherige, sollte man also billig aufgeben, und der Minister sollte bei dem

Parlament die Erlaubniß auswirken, daß eine gewisse Menge von sogenannten naval exchequer-bills ausgegeben werden dürften, die 4 Procent Interessen trügen, und halbjährig beim Exchequer bezahlt werden sollten. Der Kredit solcher Bills würde sich immer ziemlich gleich bleiben, und man könnte sie auch zu seiner Zeit, sobald deßhalb hinlängliche Fonds da wären, in einen 4procentigen Stock verwandeln. Doch müßte die Ausführung eines jeden solchen Plans zu Friedenszeiten anfangen, damit das Publikum an diese Idee gewöhnt würde, ehe ein Krieg ausbricht. Wie viele Millionen wahrer Schulden oder artificiellen Kapitals hätten, während des letzten Kriegs, vermittelst eines solchen Plans erspart werden können!

Es ist in mannichfacher Beziehung lehrreich, in einem Etat zu übersehen, wie diese Marineschulden (navy debt) seit 1750 gestiegen; man sieht gleich auf den ersten Blick hieraus ganz deutlich, wie falsch die Behauptung ist, daß eine große Schuldensumme dieser Art unvermeidlich sey.

Den 31. Dezember 1750 beliefen sich die Marine-Schulden auf . . . . 1,716,923 Pf.

Den 31. Dezember	1751	1,675,792
	1752	944,901
	1753	1,132,106
	1754	1,296,567
	1755	1,978,070
	1756	2,238,009
	1757	3,462,967
	1758	4,575,428
	1759	5,391,830
	1760	5,228,695
	1761	5,607,001
	1762	5,929,124

Den 31. Dezember 1763 beliefen sich die Marine-Schulden auf . . . . 4,046,898 Pf.

Den 31. Dezember	1764	3,926,915
	1765	2,484,595
	1766	1,456,924
	1767	1,213,072
	1768	1,339,158
	1769	1,082,846
	1770	1,497,454
	1771	1,195,409
	1772	1,535,382
	1773	1,886,760
	1774	1,886,100
	1775	2,698,579
	1776	3,624,420
	1777	4,003,573
	1778	5,175,607
	1779	8,357,877
	1780	10,372,628
	1781	11,318,450
	1782	13,238,140
	1783	14,721,693
	1784	10,792,886
	1785	1,712,489
	1786	1,608,208
	1787	1,892,650
	1788	2,216,651
	1789 (5. Januar)	2,251,079

Die auf diese Bills schuldigen Interessen beliefen sich den 5. Januar 1789 auf 33,229 Pf.

Man kann diesen Etat unmöglich ansehen, ohne auf die Bemerkung geleitet zu werden, wie schnell Ausgaben, die man

willkürlich machen kann, und wo kein Ziel noch Maß vorgeschrieben ist, zu einer enormen Größe aufschwellen.

Die übrigen unfundirten Schulden außer den bisher angeführten mögen sich ungefähr noch auf 3 Millionen belaufen. Es werden nämlich beträchtliche Geldsummen erfordert werden, bis die Kosten für die Marine, die Armee und die Artillerie nach dem Friedensplan, den der Minister selbst vorgeschlagen, reducirt werden können, und alle außerordentlichen, diesen Plan überschreitenden Ausgaben mögen als unfundirte Schulden angesehen werden. Noch haben auch die amerikanischen Loyalisten eine beträchtliche Geldsumme vom Exchequer zu erheben, und die Taxen des letzteren Jahrs sind nicht ergiebig genug gewesen, da überdieß die Lage der politischen Angelegenheiten auf dem festen Lande noch einige außerordentliche Ausgaben nothwendig machte. Doch muß von diesen drei Millionen noch abgezogen werden die in diesem Jahre tontinenweise geborgte Million.

Ein Artikel ist aber bei dieser ganzen Detaillirung übergangen. Es bleibt nämlich eine Anzahl Exchequer-Bills, die auf Kredit der Land- und Malztaxen ausgegeben werden, länger als seyn sollte unentledigt. Was deßhalb jährlich zu Ersetzung dieses Defekts verwilligt wird, deckt nicht das Defizit dieser Taxen vom unmittelbar vorhergehenden Jahre, sondern von zwei Jahren her, und die daher schuldige Summe wechselt sehr. Aber bekannt ist, daß die unentledigt gebliebenen Exchequer-Bills, die sich auf die Landtaxe von 1787 und 1788, und auf die Malztaxe von 1788 bezogen hatten, den 9. Juni 1789 bis zur Summe von 2,129,000 Pf. gestiegen waren. Unterdeß man hat doch nicht Ursache, daraus einen eigenen Posten in der Klassificirung der Nationalschulden zu machen, denn dieses Defizit kann leicht gedeckt werden,

sobald diese Taxen mit der gehörigen Sorgfalt gehoben und die eingehenden Gelder in Exchequer eingeschickt werden.

Nach allem Bisherigen ist also die General-Uebersicht folgende:

I. Etat,

wie hoch sich die englische National-Schuld an Kapital belaufe.

A. Wo Korporationen die Gläubiger sind:

1) An permanenten Anlehen, der Bank schuldig	11,686,400	Pf.
2) Der ostindischen Kompagnie schuldig	4,200,000	
3) Der Südsee-Kompagnie schuldig .	3,662,784	
	19,549,184	Pf.

B. Wo einzelne Personen die Gläubiger sind:

1) Der Fond der sogenannten konsolidirten dreiprocentigen Annuitäten .	107,399,696	Pf.
2) Die reducirten dreiprocentigen Annuitäten	37,340,073	
3) Die dreiprocentigen von 1726 . .	1,000,000	
4) Die vierprocentigen Bank-Annuitäten	32,750,000	
5) Die fünfprocentigen Bank-Annuitäten	17,869,993	
6) Die alten dreiprocentigen Südsee-Annuitäten	11,907,470	
7) Die neuen Südsee-Annuitäten . .	8,494,830	
8) Die dreiprocentigen Annuitäten von 1751	1,919,600	
	218,681,663	Pf.

Diese Summe zu obiger von 19,549,184 Pf. hinzugerechnet, gibt die Totalsumme fundirter Schulden 238,230,848 Pf.

C. Unfundirte Schulden:

Exchequer-Bills	5,500,000	Pf.
Marine-Bills	2,251,079	
Unliquidirte Forderungen	2,000,000	
	9,751,079	Pf.

Also Total-Kapital der National-Schuld:

247,981,927 Pf.

II. Etat,

wie viel an Interessen für perpetuirliche und temporäre, fundirte und unfundirte Schulden der Staat bezahlen muß.

A. Fundirte perpetuirliche Annuitäten:

1) Korporationen gehörig:

a. Der Bank	352,502	Pf.
b. Der ostindischen Kompagnie	126,000	
c. Der Südsee-Kompagnie	109,883	
	588,385	Pf.

2) Einzelnen Personen gehörig:

a. Interessen von den dreiprocentigen konsolidirten Annuitäten	3,221,990	Pf.
b. Von den dreiprocentigen reducirten Annuitäten	1,420,202	
c. Von den dreiprocentigen des Jahrs 1726	30,000	
d. Von den vierprocentigen Annuitäten	1,310,000	
e. Von den fünfprocentigen Annuitäten	893,499	
f. Von den dreiprocentigen alten Südsee-Annuitäten	357,224	
g. Von den dreiprocentigen neuen Südsee-Annuitäten	254,844	
h. Interessen von den dreiprocentigen des Jahrs 1751	57,588	
	7,245,349	Pf.

B. Fundirte temporäre Annuitäten:

a. Lebenslängliche Annuitäten bei der Bank	67,296	Pf.
b. Kurze Annuitäten bei der Bank . .	404,331	
c. Lange Annuitäten bei der Bank . .	680,375	
d. Lange Annuitäten beim Exchequer .	139,399	
e. Tontine von 1789	45,000	
f. Erloschene kurze Annuitäten, zur Tilgung der National-Schulden ausgesetzt	25,000	
	1,361,402	Pf.

C. Unfundirte Schulden:

1) Exchequer-Bills	173,980	Pf.
2) Navy-bills und unliquidirte Forderungen	100,000	
	273,980	Pf.

Und die Totalsumme der Interessen für alle fundirten und unfundirten Schulden beträgt demnach 9,469,117 Pf.

Etat der Administrationskosten und anderer durch die National-Schuld veranlaßten Neben-Ausgaben.

1) Der Bank von England wegen ihres Kapitals	5898	Pf.
2) Der ostindischen Kompagnie	1687	
3) Die Südsee-Kompagnie erhält für sämmtliche Administrations-Kosten aller ihrer Fonds ohne weiteren Unterschied jährlich 14,022 Pf.; die dreiprocentigen Annuitäten von 1751 sind hierbei ausgenommen.		
4) Für die dreiprocentigen konsolidirten Annuitäten	47,911	
5) Für die dreiprocentigen reducirten Annuitäten	14,737	
6) Für die dreiprocentigen von 1726 . . .	450	
7) Für die vierprocentigen Bank-Annuitäten .	14,737	

8) Für die fünfprocentigen Bank-Annuitäten	8041 Pf.
9) Für die dreiprocentigen alten Südsee-Annuitäten, und	
10) die dreiprocentigen neuen Südsee-Annuitäten	14,022
11) Für die dreiprocentigen von 1751 . .	1029
12) Für die kurzen Bank-Annuitäten . . .	4548
13) Für die langen Bank-Annuitäten . . .	7654
14) Für die langen Exchequer-Annuitäten . .	5250
15) Kosten wegen Erneuerung der Exchequer-Bills	5000
Total-Ausgabe der Administrationskosten:	130,968 Pf.
Exchequer-Taxen oder Accidenzien der dortigen Offizianten bei den Bank-Annuitäten . . . . 19,682 Pf.	
ditto bei den dreiprocentigen Annuitäten von 1751 984	
	20,666
	151,634 Pf.

Etat des Werths der National-Schuld.

Monat Juni 1789.

1) Von dem Kapital, was man den drei Kompagnien (Bank-, ostindische und Südsee-Kompagnie) schuldig ist, muß die ganze Summe aufgeführt werden, da hier das Angeliehene lauter baares Geld war, und die Interessen nur drei Procent sind	19,559,184 Pf.
2) Die dreiprocentigen konsolidirten Annuitäten kann man nach 75 Procent berechnen und ansetzen	70,549,772
3) Eben so die dreiprocentigen reducirten .	28,005,055

4) Und die dreiprocentigen von 1726 . 750,000 Pf.
5) Die vierprocentigen Bank-Annuitäten, 95 Procent 31,112,500
6) Die fünfprocentigen ditto, al pari . . 17,869,993
7) Die dreiprocentigen Annuitäten, die auf dem Südsee-Kompagnie-Hause zahlbar sind, 75 Procent 16,703,925
8) Die lebenslänglichen Bank-Annuitäten, bei sechsjährigem Einkaufe 403,779
9) Die kurzen Bank-Annuitäten, bei dreizehnjährigem Einkaufe 5,256,303
10) Die langen Bank-Annuitäten bei 22jährigem Einkaufe 14,968,250
11) Die Tontine von 1789 1,002,500
12) Die erloschenen kurzen Annuitäten jährlich 25,000 Pf., die zur Tilgung der National-Schuld gewidmet sind, und nach 4 Procent berechnet betragen . . 625,000
13) Die Exchequer-Bills 5,500,000
14) Die navy-bills 2,251,079
15) Andere unliquidirte Forderungen . . 2,000,000

216,557,342 Pf.

Die General-Uebersicht der fundirten und unfundirten National-Schuld ist demnach folgende:

1) Kapital der National-Schuld . . 247,981,927 Pf.
2) Werth derselben im Juni 1789 . . 216,557,342
3) Interessen der fundirten und unfundirten Schuld 9,469,117
4) Administrations-Kosten und andere Ausgaben 151,634

Beide letztere Summen machen zusammen 9,620,752 Pf. und dieses verglichen mit dem Werth der National-Schuld,

wie er im Juni 1789 war, gibt das Verhältniß von 4½ Procent. Die Differenz zwischen dem reellen Werth und dem Nominal-Kapital ist also gegenwärtig 31,424,585 Pf.

Dieß ist also im Allgemeinen der gegenwärtige Zustand der englischen National-Schuld. Nun zu den verschiedenen Planen ihrer völligen oder allmählichen Tilgung, wie sie gleich nach dem amerikanischen Kriege vorgeschlagen worden.

Man schlug damals folgende vier verschiedene Plane vor:

Durch eine Parlaments-Akte die Schuld geradehin zu aboliren.

Wie jedes andere Eigenthum, so auch die Fonds zu taxiren.

Mit den Kreditoren einen neuen Vergleich so machen, daß die Schulden leicht eingelöst werden mögen.

Nach und nach, wie zu verschiedenen Zeiten die Preise verschieden sind, von Seiten des Staats an sich kaufen.

Jeder dieser vier verschiedenen Plane verdient besonders beherzigt zu werden. Also

1) Abolition der National-Schuld.

Smith behauptet, es finde sich nicht leicht ein Fall, daß National-Schulden, wenn sie einmal bis zu einer gewissen Größe gediehen, rein und völlig bezahlt worden seyen. Entweder mache der Staat Bankerott, oder zahle er nur zum Schein, indem er den Münzfuß erhöhe, und zwar nach altem Namen, aber nach neuer Währung auszahle. Letztere Fälle sind in der Geschichte nicht selten und vom ersteren hat man in der englischen zwei Beispiele. Die Schulden König Heinrichs VIII. sind zweimal durch Parlaments-Akten abolirt worden; der König zahlte Summen, die man ihm — freilich ohne Sanktion des Parlaments — geliehen, nicht mehr heim.

Aber was auch vor 300 Jahren bei Schulden, die das Parlament nicht sanktionirt hatte, unter der Regierung eines tyrannischen Despoten geschehen seyn mag, der Fall, wie er

jetzt ist, ist von jenem sehr verschieden. Die Repräsentanten der Nation haben die gegenwärtige National-Schuld garantirt, und sie ist auch mit der Regierungsform selbst so verwebt, daß eine schnelle Abolition derselben unvermeidlich fatal seyn müßte; Stuart in seinen Grundsätzen einer politischen Oekonomie hat dieß deutlich gezeigt. In ganz England würde vielleicht nicht eine Person seyn, die nicht mehr oder minder, früher oder später von diesem Schlag betroffen werden würde. Und wenn dann auch irgend eine Art von Eigenthum vollends noch bei einer so gesetzmäßigen Sanktion, als dieses hat, geradezu aufgehoben werden könnte, wie wäre irgend noch Eigenthum überhaupt sicher? Alle Treu und Glaube wäre damit aufgehoben; alle Bande der Gesellschaft wären aufgelöst; man könnte weder Zutrauen noch Achtung für die Gesetze einer Nation haben. Zur Zeit der letzten Rebellion um das Jahr 1745 suchten die Anhänger des Prätendenten ihre Sache dadurch populär zu machen, daß sie darauf deuteten, wenn der Prätendent siege, so könnte der Nation der Segen einer völligen Abolition der National-Schuld leicht zu Theil werden; es wurde aber schon damals auf diese so gefährliche, nur leicht hingeworfene Idee trefflich geantwortet. So lange es also irgend ein anderes Mittel noch gibt, die National-Schuld entweder selbst abzutragen oder die Interessen derselben zu entrichten, so darf durchaus an keinen Bankerott gedacht werden.

Der zweite oben gedachte Plan ist:

Wie jedes andere Eigenthum, so auch die Fonds zu taxiren.

So sehr nämlich ein Staats-Bankerott fast allgemein als völlig unzulässig und unentschuldbar angesehen wird, so behaupten doch Einige, daß, obschon den Staats-Kreditoren eine völlige Freiheit von aller direkten Taxation zugesichert

worden, doch eine Taxe, wie auf alles übrige Eigenthum, so auch auf die Fonds gelegt werden dürfe. Eine Idee dieser Art wurde 1714 bei der Thronbesteigung des Hauses Hannover dem Publikum in gedruckten Schriften gleichsam zum Versuch hingeworfen, und auch 1734 bezog man sich deßhalb auf die Maxime Salus populi suprema lex esto als auf ein Grundgesetz aller Gesellschaft. Selbst 1786, da man wußte, daß der Minister mit einem Plane, die National-Schuld zu reduciren, beschäftigt sey, machte man ihn auf diesen Punkt in öffentlichen Schriften aufmerksam.

Es sind aber zwei Dinge hierbei in Betrachtung zu ziehen: einmal würde die Maßregel weise seyn, und zweitens würde sie ehrenvoll seyn.

Wer Ersteres behauptet, geht von der Idee aus, daß alle Staats-Schulden höchst nachtheilig seyen, und daß es ein Glück für die Nation seyn würde, wenn es nie welche gegeben hätte. Allein es läßt sich doch schwerlich leugnen, daß die Staats-Schulden, wenn sie nicht übertrieben werden, auch ihren Vortheil haben.

Andere meinen, der Staats-Kredit könne wohl einen solchen Stoß aushalten, ohne daß er deßwegen zu Grunde gehe; denn selbst ein Bankerott würde doch nicht das Wiederaufleben des Staats-Kredits völlig zernichten, und man würde wohl, wie Hume richtig bemerkt, unmittelbar nach dem Bankerott desto mehr neuen Kredit und Geld genug haben können.

Man beruft sich auch auf das Beispiel von Holland, wo gleichfalls und ohne nachtheilige Folgen Taxen auf die öffentlichen Fonds gelegt worden. Allein was in Holland wohl geschehen konnte, kann deßwegen nicht gleich gut in England geschehen. In Holland hat das Volk großes Zutrauen auf seine kluge und ökonomische Regierung.

Endlich sagt man auch, sobald ohne Unterschied auf alles Eigenthum und alle Revenüen, woher sie auch kommen, selbst also auch auf die Fonds, eine Taxe gelegt werde, so dürfte man nur zu gleicher Zeit den festen Entschluß fassen, nie mehr zum Staats-Kredit seine Zuflucht zu nehmen, sondern jährlich, so viel als nothwendig sey, sogleich durch Taxen aufzubringen; und alles Uebel, was man etwa fürchte, sey damit vermieden! Unstreitig wahr, wenn nur ein solches System möglich ist!

Betrachtet man aber vollends dieses Projekt von der Seite der National-Ehre, so ist wenig Unterschied zwischen dem General-Bankerott und einer solchen geschmälerten Bezahlung, denn das wäre es doch im Grunde, wenn man eine Taxe auflegte. Alle Gründe, die gegen Ersteres sind, sind auch gegen Letzteres, und würde man einmal mit Letzterem anfangen, so würde Ersteres gewiß folgen.

Billig verwirft man also das alles, und wendet sich zum dritten der obenangeführten Plane:

Mit den Staats-Gläubigern einen neuen Accord machen, und einen solchen, der die Einlösung der Schulden sehr befördere.

Zu einem solchen Accord hatte Sinclair schon damals, als die Bill wegen Errichtung eines unveräußerlichen Schuldenzahlungs-Fonds vor dem Parlament lag, dem Ministerium folgendes Projekt gemacht.

Das Kapital der fundirten Schuld bestand damals in folgenden Posten:

1) Kapital der drei Kompagnien . .	19,599,184	Pf.
2) Dreiprocentige Fonds	168,061,869	
3) Vierprocentige Fonds	32,750,000	
4) Fünfprocentige Fonds	17,869,993	
	238,281,046	Pf.

So schwer und furchtbar eine solche Last zu seyn scheint, so sollte man sie doch nicht sowohl als eine Last ansehen, deren man sich zu entledigen habe, denn vielmehr als etwas, was uns Mittel an die Hand gibt, einen National-Schatz aufzuhäufen, der mehr werth ist, als die Minen von Mexiko und Peru. Es ist nämlich also ganz klar, daß der Staat so viele Schulden haben kann, als er gegenwärtig hat, und der schlauste Geldjude darf künftighin kein Bedenken tragen, der Regierung wenigstens so weit zu leihen, bis die Schuldenmasse über 238 Millionen steigt. Jeder Schilling also, der hiervon abgeht, ist eben so viel Schatz oder Gewinn, und ein Gewinn, der weit sicherer ist, als das baare Geld in den Staatskassen, denn man kann nöthigenfalls eben so fertigen Gebrauch davon machen, als von diesem, und doch ist er weder der Privat-Raubgier, noch offenbaren Gewaltthätigkeiten so ausgesetzt, wie baares Geld, das daliegt.

In dieser Beziehung ist die Verminderung der englischen National-Schuld eine weit wichtigere Sache, als das, was man gewöhnlich sucht und wünscht — Auffindung von Mitteln, wie Taxen abgeschafft, also die Lasten hinweggeräumt werden könnten, von denen man glaubt, daß die Industrie dadurch niedergedrückt werde.

Es gibt aber, wenn erst ein hinlängliches jährliches Surplus von Geld dazu vorhanden, zwei Mittel, die National-Schulden allmählich zu tilgen. Einmal: man kauft die Rechte der Staats-Gläubiger um den Preis an sich, was sie gerade gelten; und zweitens: man sucht vorläufig mit den Kreditoren auf billige Termine wegen Erlöschung ihrer Forderungen zu handeln. Dieser letztere Plan ist offenbar der bessere; wenigstens ist er billig erst zu versuchen, ehe man sich in ersteren einläßt.

Die dreiprocentigen Fonds galten damals (Mai 1786), wie man sich mit Ausfindung eines unveräußerlichen Schuldenzahlungs-Fonds beschäftigte, 70 Procent. Dieß macht für ihr Total 117,643,318 Pf., also 50 Millionen weniger, als oben aufgeführt worden.

Wollte die Nation alle gegenwärtig bestehenden dreiprocentigen Fonds mit baarem Gelde, gleiche Zahlsumme gegen gleiche Zahlsumme, einlösen, so würde sie viele Millionen hinwegwerfen, für die sie keinen Werth erhalten. Denn wie 100 Pf. 3procentiger Kapitalien für 60 Pf. — oder welchen andern unter 100 stehenden Preis man annehmen will — verkauft wurden, da sah man diese dreiprocentigen Fonds fast als perpetuirliche, unablösliche Annuitäten an, und achtete gar nicht auf die Kapitalsumme, sondern bloß auf die Interessen, die bezahlt werden sollten. Wie soll nun also die Kapitalsumme abbezahlt werden können? Man hat in England so deutliche Gesetze gegen den Privatwucher; wie müßte man aber dieses Verfahren in Beziehung auf den Staat heißen?

Das Schlimmste dabei ist noch dieses, daß wenn, ohne Schließung eines vorläufigen Vergleichs, die dreiprocentigen Fonds heimbezahlt werden sollen, ihr Werth immer höher steigt, und je weniger ihrer werden durch allmähliches Abzahlen, je höher steigt der Preis der übrigen, je drückender wird also die Last der Wiedereinlösung. Freilich hat es aber auch seine großen Schwierigkeiten, einen solchen Vergleichsplan auszufinden, zu dem sich die Majorität der Gläubiger verstehe, und der doch auch dem Publikum vortheilhaft ist.

Graf Stanhope schlug vor, die dreiprocentigen Fonds in vierprocentige zu verwandeln, und ein anderer, dieser Dinge sehr kundiger Schriftsteller will sie in fünfprocentige verwandelt wissen. Es läßt sich nicht sicher voraussagen, ob einer

dieser Plane im Großen ausgeführt werden könne, denn die Idee ist zu neu, ein großes Kapital in ein kleines zu verwandeln, als daß man gewiß voraus wissen könnte, wie sie möchte aufgenommen werden. Nach bisherigen Erfahrungen ist manche Vermuthung gegen sie.

Diesen zufolge wird nämlich ein dreiprocentiges Kapital, wenn die Interessensumme, die es abwirft, nicht größer ist, als bei einem vierprocentigen, doch gewöhnlich höher verkauft, als dieses; und so auch vierprocentige Stocks höher als fünfprocentige. Die große Summe reizt; man scheint reicher und glaubt sich selbst oft auch reicher, wenn man eine große Summe Kapitalien, die man besitze, nennen kann.

Auch würde der Eigennutz des Mäklers eine große Schwierigkeit dabei erregen. Man bezahlt ihn einmal, bei einem durch ihn geschlossenen Handel, nach Procenten; er verlöre demnach sehr, wenn sich die Zahlensumme des Kapitals vermindern würde. Vielleicht hätte also folgender Plan weniger Schwierigkeiten:

Alle halbe Jahre, unmittelbar nachdem die Bücher der Bank- und Südsee-Kompagnie wegen nun bevorstehender Bezahlung der Dividende geschlossen werden, werfe man die Namen aller dreiprocentigen Kreditoren, wegen deren vorläufiger freien Einwilligung man sich erst versichert hat, alle zusammen in eine Ballotirbüchse, und ziehe ein Zehntheil wie Lotterieloose heraus, und zahle diese zu 15 Procent nach der Ordnung ab, wie sie herauskommen. Gewiß würden, sobald einmal die Sache in Gang gebracht wäre, die, welche vier- und fünfprocentige Stocks haben, und selbst die, welche temporäre Annuitäten besitzen, alle suchen, ihre Stocks in dreiprocentige zu verwandeln, um vermittelst des neuerrichteten Instituts zu 75 Procent sie umsetzen zu können. Ihr eigener Nutzen würde dieß fordern.

Dabei wären denn aber für das Publikum folgende Vortheile erreicht. Einmal: 160 Millionen dreiprocentiger Kapitalien würden durch diese Operation um ein Viertheil vermindert werden; 40 Millionen artificiellen Kapitals getilgt seyn. Zweitens, der Staat würde immer wohlfeiler auf einen dreiprocentigen Stock borgen, der um 75 Procent eingelöst werden kann, als auf jede andere Weise, denn der Zufall, dem bei diesen Stocks Jeder ausgesetzt wäre, daß seine Nummer bei dem Ballotiren herauskomme, ihm also sein Kapital bezahlt werde, ein Zufall, wo immer neun gegen eins stehen, würde den Werth der dreiprocentigen Stocks nicht sehr vermindern. Der Staat würde also wohlfeil borgen, ohne der Furcht ausgesetzt zu seyn, viel zahlen zu müssen, wenn es einst zum Einlösen der Schuld kommt. Drittens, der Schuldenzahlungs-Fond würde gewiß auf diese Weise unveräußerlich werden, denn außerdem, daß die einmal mit den Kreditoren getroffenen Maßregeln eine Entfremdung der dazu gehörigen Gelder durchaus nicht zulassen könnten, so würden in Friedenszeiten die Staats-Administratoren gewiß dafür sorgen, daß es genau bei dem gemachten Plan bleibe, und in Kriegszeiten würde es das Interesse der Kreditoren seyn, genau darüber zu wachen. Denn da in Friedenszeiten der Kaufpreis der dreiprocentigen Stocks von 70 bis 85, oder wohl gar bis 90 Procent steigen wird, so ist's Interesse des Staats, daß die Einlösung zu 75 Procent fortgehe; und da sie wohl in Kriegszeiten von 70 bis zu 55 herabkommen mögen, so ist's Interesse der Kreditoren, daß die Einlösung zu 75 Procent nicht aufhöre.

So würde denn also, ohne eine gewaltthätige Maßregel, ohne irgend eine Konvulsion zu veranlassen, eine große artificielle Schuldenlast mit Vortheil abgethan werden; der einzelne Gläubiger verlöre dabei nicht wesentlich, und würde,

wenn bei dem Ballotement sein Name herauskäme, nicht einmal in Verlegenheit wegen seines Geldes gesetzt werden; er würde gleich wieder um den laufenden Preis Stocks dafür kaufen.

Ueberdieß hat auch der eigennützigste Gläubiger, der bloß seine jährlichen Interessen erwartet, ohne sich darum zu bekümmern, wie hart vielleicht das Geld aufkömmt, wohl zu bedenken, daß Zeiten kommen können, wo die jetzt so ergiebige Staats-Einnahme sehr herabsinkt, also auch sein Eigenthum sehr dabei verliert, und die Erhaltung seiner jährlichen Interessen ungewiß, die Zurückbezahlung des Kapitals aber höchst unwahrscheinlich wird. Wer kann denn auch wissen, wie lange das Volk die bisherige schwere Taxenlast geduldig tragen will, wenn ihm nicht durch neue billige Kontrakte mit den Staatsgläubigern ein angenehmer Prospekt der Erlösung eröffnet wird? Geschieht aber dieses, so wird vielleicht der Staat in Stand gesetzt, außer der als Schulden-Zahlungs-Fond schon ausgesetzten Million noch eine halbe Million dazu auszusetzen, und so wäre denn alle Furcht, daß ein Staats-Bankerott möglich seyn könnte, völlig gehoben.

Doch nun zum vierten Plan, den unglücklicher Weise Pitt gewählt hat:

Daß der Staat selbst die Staats-Schulden aufkaufen lasse, wie gerade die Preise derselben seyn mögen.

Der Schaden, den die Nation von diesem raschen, übel angelegten und unpolitischen Projekt leidet, zeigt sich tagtäglich, und ist mit allen möglichen Beweisen gleich anfangs vorausgesagt worden. Lord Stanhope that dieß auf das augenscheinlichste, und zeigte die Nothwendigkeit, die dreiprocentigen Stocks erst in vierprocentige zu verwandeln, ehe man Stocks von den Kreditoren einkaufe.

Er bewies erst, daß wenn man den Werth der dreiprocentigen Stocks von 60 zu 70 erhöhe, ohne je einen Werth derselben zu firiren, so würden damit, wenn man auch bloß auf die, Privatpersonen gehörigen Stocks Rücksicht nehme, die Summe von 16,800,000 Pf. verschleudert. So enorm dieses scheint, so ist's doch unbeträchtlich, verglichen mit den größeren Summen, die eben derselbe Plan zu verschleudern drohte.

Nach Stanhope's Entwurf sollte die ganze National-Schuld innerhalb 68 Jahren, also den 5. April 1855, abgelöst seyn, wenn die freie jährliche Einnahme auf 3,342,600 Pf. eingeschränkt werden würde; dabei war aber noch angenommen, daß schon den 5. April 1815 bei 356,244 Pf. Taxen abgethan seyn sollten. Hingegen nach Pitt's Plan, in welchem die freie jährliche Einnahme auf eben die Summe eingeschränkt wurde, konnten auf das Jahr 1815 bloß 28,895 Pf. jährlich an Taxen erlassen werden, und doch wurde er mit Abzahlung der National-Schulden keinen Augenblick früher fertig, als Stanhope. Letzterer hatte berechnet, daß, wenn man ohne einige Erlassung von Taxen fort und fort Alles zu Tilgung der Schulden anwenden wolle, daß innerhalb 51 Jahren alle Schulden entledigt, und noch ein Ueberschuß von 5,391,664 Pf. vorhanden seyn sollte, da hingegen dem Pitt'schen Plane zufolge und selbst bei der günstigsten Berechnung desselben um diese Zeit noch 28,559,118 Pf. unbezahlter Schulden vorhanden seyn würden. Dieß macht also einen Schaden für das Publikum von 33,950,782 Pf., die, zu obigen 16,800,000 Pf. gerechnet, das Total eines Verlusts von 50 Millionen ergeben. Und das wäre denn rein hinweggeworfen durch die Unklugheit eines Ministers!

Man hat einen Plan angenommen, wobei weder der Zweck erreicht wird, daß bei Verwendung einer bestimmten

Summe Gelds in möglichst kurzer Zeit die möglichst größte Summe von Schulden abbezahlt werde, noch auch dem Volke Aussicht eröffnet wird für baldige Erleichterung von der drückenden Last der Taxen. Man erreicht nicht den Vortheil dabei, daß gleich jetzt eine größere Menge von Taxen und Einkommen erspart würde, noch wird man dadurch einer großen Summe des artificiellen Kapitals schnell los. Nicht wird der Feind dadurch abgeschreckt, Krieg mit England anzufangen, denn er sieht in Friedenszeiten keinen schnellen Fortgang der Entledigung der National-Schulden; noch ist auch der Plan so angelegt, daß selbst durch Einrichtung desselben dem Schuldenzahlungs-Fond seine Unveräußerlichkeit recht zugesichert wäre. Kurz, es ist ein Plan, bei dem sich der Minister entweder selbst täuschte oder das Publikum betrog. Die schöne, vielleicht nie wiederkommende Gelegenheit, die englischen Finanzen herzustellen, ist dahin, und Stanhope mag Recht haben, es ist ein Plan, mehr zum Ruin als zur Rettung des Landes.

Nie war noch ein englischer Minister in einer so guten Lage, als Pitt, die wohlthätigsten Plane auszuführen, denn nie hat leicht einer in so hohem Maße Gnade des Königs, Zutrauen des Volks und Unterstützung des Parlaments genossen, als er. Man traute ihm, dem großen Redner, weit größere Fähigkeiten zu, als leicht irgend einem Andern, und man glaubte vorläufig, Kenntnisse bei ihm zu finden, zu deren Erwerbung er doch weder Zeit, noch Gelegenheit gehabt hatte. Dazu kam denn das hohe Vorurtheil für den Namen, den er trug, ein Vorurtheil, das nicht nur ihn begünstigte, sondern zugleich auch gegen den Charakter und die Grundsätze der Oppositions-Partei, die er gegen sich hatte, stark einnahm. Jedes System also, für das er sich erklärte, schien gelingen zu müssen; aber von allen den ver-

schiedenen Maßregeln, die er ergriffen, kann nicht leicht eine ein recht strenges, unparteiisches Examen aushalten. Sie sind größtentheils unverdaute, rohe Einfälle, die erst durch die Korrektive, die ihnen die Oppositions-Partei gibt, einige nützliche Form erhalten; und doch haben seiner indischen Bill, selbst noch nach solchen Verbesserungen, fünf erklärende Parlaments-Akten folgen müssen. Eben so erhielt auch seine Bill, betreffend die als Schuldenzahlungs-Fond jährlich ausgesetzte Million, einige wichtige Verbesserungen.

Doch laßt uns sehen, wie weit man denn jetzt also nach dem Plane in Reducirung der National-Schuld wirklich gediehen ist.

Etat der Summen, welche die zur Verminderung der Nationalschuld niedergesetzten Kommissarien erhalten, und der Stocks, die sie dafür an sich gekauft haben.

	Erhaltene und bezahlte Summe.	Erkaufte Stocks.
	Pfund.	Pfund.
Erstes Quartal bis 5. Juli 1786	250,000	324,300
Zweites Quartal bis 10. Oktober 1786	250,555	338,450
Drittes Quartal bis 5. Januar 1787	254,110	336,300
Viertes Quartal bis 5. April 1787	254,755	554,050
Fünftes Quartal bis 5. Juli 1787	299,085	417,501
Sechstes Quartal bis 10. Oktober 1787	272,265	359,049
Siebentes Quartal bis 5. Januar 1788	268,690	355,950
Achtes Quartal bis 5. April 1788	297,044	398,550
Neuntes Quartal bis 5. Juli 1788	274,945	369,150
Zehntes Quartal bis 10. Oktober 1788	279,900	382,700
	2,701,350	3,626,000

Um so viel soll also innerhalb dritthalb Jahren die National-Schuld vermindert worden seyn, aber genau genommen

sind die 2,700,000 Pf. ausgegeben worden, ohne daß der Schulden auch nur ein Schilling weniger wurde. Den 5. April 1786 wurden die dreiprocentigen Stocks zu 70 Procent verkauft; ihre Totalsumme war also bloß 117,643,308 Pf. werth. Nach ihrem gegenwärtigen, auf 75 Procent mäßig angeschlagenen Preise sind sie 126,046,401 Pf. werth; also ist durch die Pitt'schen Operationen der reelle Belauf gestiegen, denn wenn man auch das zurückgekaufte Kapital abzieht, so übersteigt doch der gegenwärtige Werth derselben den Werth, wie er im April 1786 war, um 4,777,093 Pf. So wird's denn auch in Zukunft weiter fortgehen; je mehr Stocks der Minister aufkaufen läßt, desto mehr wird der Preis der übrigen Stocks steigen, und der Minister muß immer theurer und theurer kaufen. Bei einem andern Plane wäre das alles vermieden worden.

Nun noch zu einer General-Uebersicht der gesammten Staats-Revenüen und Ausgaben, wobei aber vorher noch einiger Artikel besonders gedacht werden muß, nämlich gewisser Lasten, die auf dem konsolidirten Fond liegen, gewisser Taxen, deren Ertrag für besondere Zwecke bestimmt ist; des Profits, der bei den Staats-Lotterien herauskommt; des Einkommens vom Greenwicher Hospital, und Verwilligungen für gewisse einzelne Personen, wodurch eigentlich den Staatskassen etwas entzogen wird.

Es sind nämlich außer den 886,000 Pf., die jährlich vom konsolidirten Fond zur Civilliste bezahlt werden,

1) noch folgende Posten besonders zu bestreiten:

Dem Herzog von Gloucester kraft einer Parlaments-Akte von 1767 . . . . 8000 Pf.

Eben demselben kraft einer Parlaments-Akte von 1785 9000

Dem Herzog von Cumberland kraft einer von 1767	8000	Pf.
Den Erben von Arthur Onslow kraft einer von 1762	3000	
Dem Grafen von Chatham kraft einer von 1778	4000	
Dem Lord Heathfield kraft einer von 1783 . .	1500	
Kraft eben derselben dem Lord Rodney . . .	2000	
Kraft eben derselben der Lady Dorchester . . .	1000	
Dem Lord Sondes kraft einer von 1785 . .	7000	
Kraft eben derselben dem Lord Montstuart . .	7000	
Kraft eben derselben dem Esq. Philipp Deare .	300	
Kraft eben derselben dem Esq. John Wigglesworth	300	
Kraft eben derselben dem Esq. John Lloyd . .	300	
Kraft eben derselben Herrn Karl Harris . . .	200	
Kraft eben derselben den Revisoren der Staats-Rechnungen	3000	
Kraft eben derselben den Revisoren der Armee-Rechnungen	1000	
Kraft eben derselben Kosten beim Bureau bei den Rechnungs-Revisionen	6000	
Den Sheriffs von England und Wales . . .	4000	
Gebühren und zufällige Ausgaben beim Exchequer	2400	
Zusammen:	68,000	Pf.

2) Für gewisse bestimmte Ausgaben sind folgende Taxen ausgesetzt:

Taxe auf Baumwolle, gewidmet dazu, um der westindischen Baumwollen-Erzeugung aufzuhelfen	1000	Pf.
Taxe auf Kanvas und Linons, dazu ausgesetzt, um dem großbritannischen Hanf- und Flachsbau damit aufzuhelfen	9847	

Taxe auf Wein, die Münzkosten davon zu bestreiten	6117 Pf.
Pergament-Stempeltaxe zum Behuf des Bureau der Schatzkammer	3698
Zur Bezahlung der Salarien der Richter eine besondere Taxe auf Stempel-Papier und Pergament	9819
Seit 1762 noch weiter dazu ausgesetzt . . .	429
Noch weiter seit 1765	946
Zusammen:	31,859 Pf.

Diese Summen erscheinen in den Etats der englischen Staats-Ausgaben gewöhnlich gar nicht.

3) Was die Staats-Lotterie abwirft.

Diesen Gewinn hat Pitt sehr zu steigern gewußt und die Schwäche des Zeitalters benutzt. Ehedem berechnete man diesen Posten auf jährliche 150,000 Pf.; im verflossenen Jahre warf er 258,000 Pf. ab, und dieses Jahr wohl 271,000 Pf.

Sind einst die Forderungen der amerikanischen Loyalisten ganz befriedigt, so ist die Lotterie eine recht gute Hülfsquelle, zufällige und unvorhergesehene Ausgaben zu bestreiten, für die jährlich selten genug ausgesetzt wird. Freilich ist aber auf obige Summe nicht ganz als auf reinen Gewinn zu rechnen; ungefähr 13,600 Pf. gehen jährlich ab als Kosten, die die Lotteriezichung und die Hebung der Beiträge bei der Bank macht.

4) Einnahme und Ausgabe, die der Greenwicher Hospital hat.

Diesen wichtigen Artikel sollte sich billig das Parlament von Zeit zu Zeit vorlegen lassen, denn die Berechnung desselben

könnte wohl manche wichtige Verbesserungen leiden. Die neueste Berechnung, die dem Parlamente vorgelegt worden, ist folgende von 1786—87.

a) Einnahmen, die der Greenwicher Hospital hat.

Von den 18,000 Seeleuten, die gewöhnlich verwilligt werden, wovon aber 1829 solcher abgehen, die am Ufer bleiben, steuert jeder monatlich 6 Pence zur Hospitalkasse. Dieß macht in Friedenszeiten, denn im Kriege beträgt's mehr, wenn die Anzahl der Seeleute größer ist	5255 Pf.
Ein gleicher Beitrag von 4136 Mann, die im gewöhnlichen Dienste sind, macht	1344
Die in kaufmännischen Diensten befindlichen Seeleute tragen bei	10,055
Von den Seeleuchten am südlichen und nördlichen Vorgebirge	4050
Von den liegenden Gründen in Derwentwater, inclusive die Bleiminen	20,800
Halbe Sold der Offiziere im Hospital	1030
Verwilligungen für die Kapläne zu Deptford und Woolwich	178
Interessen von 505,000 Pf. dreiprocentigen konsolidirten Annuitäten	15,150
Interessen von 1885 Pf. dreiprocentigen reducirten Annuitäten	56
Total des gewöhnlichen Einkommens .	59,043 Pf.
Aus dem Schatze zu erheben	19,920
Zusammen:	78,963 Pf.

Wie viel jährlich einkömmt für verwirkten und nicht geforderten Antheil an gemachter Beute läßt sich nicht berechnen.

b) Ausgaben, die auf der Kasse des Greenwicher Hospitals liegen.

Für 2350 Pensionärs, die sich in dem Institut selbst befinden, Kleidung, Nahrung und andern Aufwand, inclusive was Wärterinnen, Köche und die niederen Officianten u. dgl. m. kosten	52,422 Pf.
Pensionen für die, die nicht im Institute selbst sind, und anderwärtige Ausgaben, die bei dieser Einrichtung vorfallen	7149
Salarien für einige Officianten	5572
Bau- und Reparaturkosten, inclusive der Kosten des Krankenhauses, des Brauhauses 2c. . .	5022
Zufällige Ausgaben für Proceßkosten, Botenlohn	928
Bau-, Reparaturkosten und verschiedene andere Ausgaben, die Güter in Derwentwater betreffend	4108
Zusammen:	75,203 Pf.

Aus dieser Berechnung erhellt, daß, da der Unterhalt von 2350 Mann im Hospital jährlich 52,422 Pf. kostet, so macht dieses jährlich für den einzelnen Mann 22 Pf. 6 Shill. 1½ Den. Dieß ist viel. Ein Pensionär, der nicht im Institute selbst lebt, kostet also nicht ein Drittheil so viel, und lebt, wie man allgemein glaubt, doch besser. Würde man also bloß solche Pensionärs annehmen, die nicht im Institute selbst leben, so könnte man die Zahl sehr erhöhen, und die Gebäude, die einmal da sind, auch zur Ehre der Nation erhalten werden müssen, könnten den auf halben Sold gesetzten Offizieren und ihren Familien bleiben. Für diese wäre die Ersparung der Hausmiethe und das wohlfeilere Zusammenessen immer doch etwas werth, nicht einmal mit eingerechnet die Freuden der Gesellschaft, an die sie ohnedieß so sehr ge-

wöhnt sind. Auch müßte diese Veränderung nicht wenig dazu beitragen, einen rechten Seegeist und militärischen Sinn unter ihnen zu erhalten. Dieß ist nicht so, wenn sie einzeln und Jeder vom Andern abgesondert wohnen.

Billig sollte man auch einen ähnlichen Etat, wie dieser vom Greenwicher Hospital ist, eben so vom Trinity House haben. Gewiß sind auch seine Fonds beträchtlich, und weil doch das Institut mit dem Greenwicher Hospital Aehnlichkeit hat, so könnten sie vielleicht nützlich vereinigt werden. Doch dieß ist noch nicht vom Parlamente in Erwägung gezogen worden.

5) Verwilligungen für einzelne Personen.

Aus dem officiellen Bericht der Finanz-Committee erhellt, daß auf den Post-Revenüen und andern Theilen der Staats-Einkünfte verschiedene Verwilligungen ruhen, die das Parlament gewissen einzelnen Personen zu gut erlaubt hat. Da diese Summen von den Staats-Einkünften abgehen, noch ehe sie in Exchequer fließen, so hat auch die Finanz-Committee in ihrem General-Etat dieselben nicht aufgeführt, aber wenn man das Ganze richtig überschauen will, so muß man zu allem Uebrigen auch noch dieses hinzuthun, und auch in diesen Nebenpartien muß Publicität seyn. Denn warum sollte man nicht wissen dürfen, wie die 35,000 Pf. jährlich auf diese Weise verwendet werden, denn so hoch beläuft sich die Totalsumme, wenn man nicht dazu rechnet, was der Graf von Newburgh genießt. Auf den Post-Revenüen ruhen 5000 Pf., die die Erben des großen Marlborough erhalten; wer wird ihnen dieses mißgönnen? 4700 Pf. sind's, die der Herzog von Grafton erhält, und 4000 Pf. für die Erben des Herzogs von Schomberg.

Allgemeine Uebersicht des National-Einkommens und der Hülfsquellen für das Jahr vom 5. April 1788 bis 5. April 1789.

1)	Voller Ertrag der Zölle, mit eingeschlossen die Accidenzien der Zoll-Officianten . .	4,725,643 Pf.
2)	Voller Ertrag der Accise	7,196,056
3)	Voller Ertrag vom Stempel	1,329,905
4)	Voller Ertrag verschiedener Taxen . .	2,080,191
5)	Land- und Malztaxe	2,750,000
6)	Gebühren, die die Kasse selbst zieht . .	31,859
7)	Profit, den die Lotterie abwirft . . .	258,000
8)	Gelder, so die Sherifs an die Schatzkammer zu zahlen haben, und Taxen-Rückstände	113,591
9)	Ersparnisse bei der Armee vom Jahr 1786	200,000
10)	Von der ostindischen Kompagnie bezahlt für die Truppen und Verproviantirung der Flotte in Ostindien	300,000
11)	Einkommen des Greenwicher Hospitals *)	59,043
12)	Fortdauernde Verwilligungen für einzelne Personen	35,000
	Zusammen:	19,079,288 Pf.

General-Uebersicht der Staats-Ausgaben für eben dasselbe Jahr 1788—89.

1) Hebungskosten und andere Abzüge, ehe der Ertrag der Taxen in Exchequer kommt:

a.	Salarien, Accidenzien und andere zufällige Ausgaben im Zollhause	506,548 Pf.

*) Kraft einer Parlaments-Akte von 1788 hat der Schatzmeister des Greenwicher Hospitals dem Grafen von Newburgh und seinen männlichen Descendenten jährlich 2500 Pf. zu zahlen. Rechnet man dieses sogleich zu Nro. 12, so beläuft sich diese Nummer auf 37,500 Pfund.

b. Prämien, die aus den Zöllen bezahlt werden	429,818 Pf.
c. Accise-Hebungskosten	410,515
d. Prämien, die vom Accise- und Salz-Büreau bezahlt werden	39,572
e. Ausgaben beim Stempel-Büreau . .	51,691
f. Ausgaben, so durch die verschiedenen anderen Taxen veranlaßt werden . . .	276,436
g. Kosten der Taxen-Erhebung in Schottland	135,182
h. Prämien, die in Schottland bezahlt werden	66,790
i. Hebungskosten bei der Landtaxe . . .	53,574
k. Ausgaben für die Miliz	116,137
l. Andere Abzüge von der Landtaxe . .	14,000
m. Defizit bei der Land- und Malztaxe, inclusive der Interessen von den Exchequer-Bills, die auf Kredit der Land- und Malztaxe ausgegeben worden . .	250,000
Zusammen:	2,350,263 Pf.

2) Fortdauernde Ausgaben:

a. Civilliste	900,000 Pf.
b. Interessen der fundirten Schuld, mit Ausschluß der Tontine von 1789 . .	9,150,158
c. Interessen und Kosten, welche die Exchequer-Bills machen	180,419
d. Administrationskosten der Staats-Schulden	156,634
e. Unkosten, welche mit der Lotterie verbunden	13,600
f. Zur Bezahlung der National-Schulden unveräußerlich ausgesetzt	1,000,000

g. Kosten, die der konsolidirte Fond macht	68,000 Pf.
h. Appropriated duties	31,859
i. Ausgaben beim Greenwicher Hospital .	75,200
k. Fortdauernde Verwilligungen für einzelne Personen	37,500
Zusammen:	11,613,350 Pf.

3) Jährliche Parlaments-Verwilligungen:

a. Für die Flotte	2,348,118 Pf.
b. Für die Armee	2,038,852
c. Artillerie	484,507
d. Zu verschiedenen Diensten	756,795
Zusammen:	5,627,672 Pf.

Also die Hauptsummen der Ausgabe sind:

Hebungskosten und was sonst abgeht, ehe das Geld in die große Staats-Kasse kommt	2,350,263 Pf.
Fixirte fortdauernde Ausgaben . . .	11,613,350
Jährliche Parlaments-Verwilligungen .	5,627,672
Zusammen:	19,591,285 Pf.
Hievon abgezogen das Total der Einnahme	19,079,288
So blieb für das Jahr 1788—89 ein Defizit von	511,997 Pf.

Warum in diesem Jahre ein Defizit gewesen, glaubte man sich aus folgenden Umständen erklären zu können. Die gemachten Ausrüstungen und andere zufällige Ausgaben, die nicht leicht wieder kommen, machen außerordentliche Kosten. Auch die Taxen trugen über 300,000 Pf. weniger, als man erwartet hatte, und die ostindische Kompagnie war mit 200,000 Pf. im Rest geblieben. Man mußte also, um die Bedürfnisse des Jahrs 1789 zu bestreiten, eine Million aufnehmen. Doch wenn nicht überhaupt die Einnahmen ergie-

biger werden oder die Staats-Ausgaben sich vermindern, so ist alle Jahre ein Defizit zu fürchten.

Dieß ist nun hiermit der erste Versuch, der je gemacht worden, einen vollständigen Jahres-Etat von Einnahme und Ausgabe zu entwerfen. Wenn noch irgendwo Fehler darin seyn sollten, so mag es der Leser damit entschuldigen, daß der Verfasser nichts als die verwirrten und fast unerklärlichen Papiere vor sich gehabt hat, die dem Parlament vorgelegt werden. Soll man sich aber nicht wundern, daß eine aufgeklärte Nation, die sich einer freien Regierung und einer vollen Publicität der Finanz-Administration rühmt, mit solchen elenden Notizen behelfen muß, als gewöhnlich dem Unterhause vorgelegt werden. Billig sollte erst ein recht vollständiger Etat dessen, was überhaupt gehoben wird, vorgelegt werden, damit man sehen könnte, ob auch das, was abgezogen wird, noch ehe das erhobene Geld in die General-Kasse kommt, wirklich eine zuläßige Ausgabe sey. Hat man so die reine Einnahme, so müßten davon erst abgezogen werden die ein- für allemal fixirten Ausgaben, Civilliste, National-Schulden rc., alsdann erst zweitens der Aufwand, den in diesem Jahr Flotte, Armee rc. und andere zufällige Ausgaben verursacht haben. Würde dem Parlament alle Jahre ein solcher Etat vorgelegt, dann erst könnte man urtheilen.

XI.

Uebersicht des ganzen Finanzzustandes der englischen ostindischen Compagnie von 1784 bis 1791.*)

Eine getreue Uebersicht des ganzen Finanzzustandes der ostindischen Kompagnie hat zwei von einander sehr verschiedene Hauptpartien: 1) die, welche die Territorial-Besitzungen derselben betrifft, 2) die, welche sich auf die Handelsverhältnisse derselben bezieht.

---

*) Aus Meiners und Spittler's Neuem Gött. hist. Mag. Bd. III. S. 298 — 323. — Nach A general view of the variations, which have been made in the affairs of the East-India-Company from the conclusion of the war in India in 1784 to the Commencement of the present hostilities. By Ge. Anderson, A. M. Accountant to the R. H. the Commissioners for the affairs of India. London 1792. Ohne elf dazu gehörige Tabellen 116 S. gr. 8.

Ob nicht auch hier die Küttnerischen Nachrichten hätten verglichen werden sollen? Bei dem Aufsatz Analyse der englischen Nationalschuld ist es irgendwo so lebhaft gewünscht worden, daß ich zweifle, ob man die Ursache errathen habe, warum es nicht geschehen. Die Küttnerischen Nachrichten sind ein in ihrer Art nützliches Buch, aber zur Vergleichung mit solchen geflissentlichen Details, wie die von Sinclair sind, können sie durchaus nicht Anspruch machen. Man mag wohl Sinclair zur Beglaubigung oder Läuterung der Nachrichten

Jene ist schon alljährlich seit fünf Jahren im Unterhause gehörig untersucht worden, und die Resultate wurden bekannt gemacht. Allein um den Handelszustand der Kompagnie haben sich die für die indischen Angelegenheiten niedergesetzten Kommissarien nie bekümmert, und ihr Auftrag ging auch nicht dahin. Es fehlte also noch immer ein beträchtlicher Theil der Uebersicht des Ganzen, und dieser soll hier ergänzt werden. Voraus aber sind einige Bemerkungen nothwendig über die Art, wie man die Rechnungen der ostindischen Kompagnie führt. Man versteht keinen Etat derselben ganz richtig, man kann auch die Wahrheit oder Unwahrheit der Etats nicht beurtheilen, wenn man nicht weiß, wie die ostindischen Compagnie-Rechnungen in Indien, und wie die in England eingerichtet sind, und welche verschiedene Etats es gibt nach der Verschiedenheit der Absichten und Länder, wofür und wo sie entworfen werden.

Die ostindische Kompagnie hat sich von einer bloßen Handelskompagnie, die sie erst war, durch Negociationen und Eroberungen allmählich zur Oberherrschaft eines großen und fruchtbaren Reiches in Indien erhoben, das jährlich ungefähr 6½ Mill. Pf. abwirft. Seitdem haben demnach die Angelegenheiten derselben eine viel verwickeltere Gestalt gewonnen. Sie ist Territorialherr, und hebt als solcher Einkünfte von ihren dortigen Staaten, und zieht Subsidien von ihren

---

von Herrn Küttner gebrauchen, aber nicht umgekehrt. Eine richtige, vollständige Ueberschauung des ganzen englischen Finanz-Systems ist etwas sehr Schweres, und wird durch Herbeiziehung und Vergleichung solcher Nachrichten, als bloß Reisende — und wenn sie auch acht Jahre lang in England waren — gewöhnlich zu geben im Stande sind, unnützer Weise nur erschwert. Selbst wenn man alle von Sinclair mühsam gesammelten Elemente vor sich hat, so läuft man, wie die Beispiele zeigen, doch oft noch Gefahr, Manches zu mißverstehen.

dortigen Bundesgenossen. Sie ist aber auch Handelsmann, und gewinnt also auch in dieser Beziehung.

Hätte man vielleicht etwa allein den Finanz-Etat des Territorialherrn zu entwerfen, so würde man damit bald fertig. Man berechnete die jährliche Einnahme von Renten und Zöllen und Abgaben und Hülfsgeldern, die sie zieht; und berechnete dagegen wieder den jährlichen Aufwand, den das dortige Civil- und Militär-Gouvernement nothwendig macht. Oder auch man summirte, am Anfang oder am Ende des Jahrs, den Schuldenbelauf derselben, und berechnete dagegen die noch in Kassa befindlichen Gelder, die zu keinem bestimmten Gebrauch angewiesen sind. Nach beiden Berechnungs-Arten müßte die letzte Uebersicht ganz klar werden.

Allein nun verwendet die Kompagnie, als Kaufmann, nicht nur den reinen Ertrag ihrer indischen Besitzungen, sondern auch ein beträchtliches Kapital auf den Ankauf von Handelsartikeln. Will man also ihren ganzen Finanzzustand übersehen, so muß man wissen, wie viel Geld sie hier ausgegeben, und was das werth ist, was sie dafür erkauft hat.

Es kann demnach bei der Berechnung ihres Zustandes in einem gewissen Jahre vorkommen, daß viel mehrere Schulden abgetragen worden seyen, und daß auch viel mehr Baarschaft am Ende der Rechnung in Kassa vorräthig gewesen, als in vorhergehenden Jahren, und man sollte daraus schließen, daß der Zustand der Kompagnie merklich sich gebessert habe. Genau betrachtet aber könnten gerade diese Phänomene das Gegentheil beweisen. Sie könnten vielleicht nur zeigen, daß der Handel der Kompagnie abgenommen habe, und also freilich überflüssig Geld da gewesen sey, weil man weniger im Handel umtrieb. Umgekehrt wieder. In einer Jahresrechnung könnten sogar neue Schulden vorkommen; und doch wäre es an sich und allein genommen noch kein sicher böses

Kennzeichen. Denn vielleicht wurde nur dieses Jahr mehr Geld im Handel umgetrieben, und es ersetzt sich in den künftigen Rechnungen, wenn einst der Erlös der eingekauften Waaren wieder eingegangen, recht reichlich wieder, was dießmal ein Defizit zu seyn scheint. Das vorräthige, der Kompagnie sowohl in, als außer England gehörige Eigenthum, das seiner Natur nach ein Gegenstand des Handels seyn kann, macht also bei jedem Etat des Vermögens der Kompagnie, oder, wie das gewöhnliche Wort heißt, der assets der Kompagnie, einen höchst nothwendigen Theil aus.

Betrachtet man die Kompagnie als Eigenthümer der indischen Besitzungen, so müßte in alle Wege auch der Werth dieser Besitzungen in einem vollständigen Finanz-Etat derselben aufgeführt werden. Allein eine sichere oder auch nur ungefähr sichere Taxation ist hier unmöglich, weil noch nicht ganz entschieden ist, welche Rechte die Kompagnie, welche Rechte der Staat daran hat, und bei den abwechselnden politischen Verhältnissen der englischen Regierung in Indien, bei der wechselnden Sicherheit dieser Besitzungen selbst, läßt sich ohnedieß kein fixirter Anschlag machen. Unterdeß da man den Besitz dieser Länder doch bisher der Kompagnie gelassen, und diese auch große Summen darauf verwendet hat, Faktoreien, Fortifikationen, Magazine, Barraken zu bauen u. d. m., so pflegt man bei Entwerfung eines General-Etats vom ganzen Aktiv- und Passivzustande der Kompagnie (Stock per computation) am Ende noch anzuführen, wie viel auf alle diese und ähnliche Artikel verwendet worden. Diese Summe beläuft sich auf einige Millionen Pfunde. Sie macht das todte Kapital der Kompagnie*) aus,

*) Wie man 1702 beide ostindische Kompagnien zu vereinigen suchte, so wurde ein Ueberschlag gemacht, wieviel die Besitzungen der einen und der anderen werth seyn möchten. Die der

weil dieses Kapital, an sich und allein betrachtet, nichts trägt, sondern nur zum Schutze dessen da seyn muß, was eigentlich das ergiebige oder lebendige Kapital der Kompagnie ist.*)

In jeder Präsidentschaft wird alle Vierteljahre eine Berechnung dieses todten Kapitals gemacht, weil bald mehr, bald weniger gebaut wird, und in dieser Berechnung muß außer obgenannten und ähnlichen Artikeln auch das Verzeichniß der Schulden aufgeführt werden, die die Kompagnie ausstehen hat, ohne daß große, oder auch nur irgend einige Hoffnung da ist, sie bezahlt zu erhalten. Unterdeß in dem Etat, den man in England entwirft, läßt man diese Artikel ganz hinweg; auch ist in gegenwärtiger Berechnung auf das todte Kapital gar nicht Rücksicht genommen.

Bekanntlich hat die Kompagnie große Passivschulden, die theils durch viele Kriege verursacht, theils auch durch Anschaffung dessen, was zum todten Kapital gehört, veranlaßt worden sind. Wenn man nun den General-Etat des wirksamen Kapitals der Kompagnie entwirft, wie auch alle Vierteljahre geschieht, so werden jene Passivschulden sammt den Handelspassiven in Indien als Debit aufgeführt, und als Kredit kommen die Rubriken nach einander:

Baar Geld und liquide Rechnungen (bills receivable in the treasury).

---

alten Kompagnie schätzte man auf 200,000, die der neuen auf 70,000 Pf. Die neue Kompagnie mußte deßwegen 130,000 Pf. zuschießen, um ihren Stock dem der alten Kompagnie gleich zu machen. Bei Entwerfung des General-Etats wurden also 400,000 Pf. als das todte Kapital der Kompagnie aufgeführt, und dieser Summe ist alsdann von Zeit zu Zeit beigeführt worden, was nachher auf ähnliche Artikel verwendet wurde.

*) Quick Stock of the Company genannt im Gegensatz gegen dead Stock.

Werth der Vorräthe und Provisionen zum Gebrauch und Verkauf.

Werth der aus Europa zum Verkauf eingeführten Waaren.

Werth der Waaren, die zum Verkauf nach Haus zu schicken.

Belauf dessen, was die Kompagnie noch ausstehen hat an Territorial-Einkünften, die noch nicht gehoben worden.

Subsidien, von den Bundesgenossen noch nicht bezahlt.

Vorschüsse, den Manufakturiers indischer Waaren gegeben, die noch nicht heimbezahlt worden.

Andere ausstehende Posten, die man bei Entwerfung des Etats noch für gut hielt.

Werth des zu verkaufenden Salzes, Opiums und Getreides; auch des Viehs, das zum Gebrauch da ist.

Hat man nun auf diese Weise Kredit und Debit genau summirt, so läßt sich leicht finden, wieviel Ueberschuß oder Defizit da sey. Dieses Resultat heißt Balance of quick Stock.

Außer diesen Etats werden in jeder Präsidentschaft zu Anfang des Jahrs, für das laufende Rechnungsjahr, noch besondere Etats oder Plane der in diesem Jahre zu erwartenden Einnahmen und Ausgaben entworfen,*) und dabei zur besseren Uebersicht die gewöhnlichen laufenden Ausgaben und Einnahmen von denen geschieden, die bloß aus dem Handel und andern ähnlichen Verhältnissen entspringen. Allein aber in Bengalen wird die ganze Summe der ausstehenden Certificate,**) die sich ungefähr auf 1½ Mil-

---

*) Estimates of receipts and disbursements.

**) Die Certificates rühren von 1785 her. Man warf damals alle noch unbezahlt ausstehenden Passivposten in eine Masse zusammen, und machte einen Plan, wie diese Summe regelmäßig nach und nach abzutragen sey. Zufolge einer dem Parlament den 15. Februar 1786 vorgelegten Berechnung belief sich die

lionen beläuft, und jede andere Passivschuld, die der bloßen Verschreibungen ausgenommen, in dem Neujahrsplan so aufgeführt, als ob Alles in diesem Jahr bezahlt werden sollte. Daher kommt's, daß in allen seit dem letzten Kriege daselbst gemachten Neujahrs-Etats die Ausgabenrubrik immer stärker war, als der Belauf der Einnahmenrubrik, und wer diese herkommliche Art, den Neujahrs-Etat zu entwerfen, nicht verstund, der glaubte wohl, daß in diesem Jahre bei dieser Präsidentschaft ein gewaltiges Defizit seyn werde. Man sieht aber wohl, daß dieses mehr scheinbar, als wirklich war.

Seitdem sich das Parlament genau um die indischen Angelegenheiten bekümmert, muß auch alle Jahre am Ende des Jahrs eine Vergleichung des wirklichen Belaufs der gehabten Einnahmen und Ausgaben mit dem zu Anfang des Jahrs entworfenen Plan — vorgelegt werden. Hieraus sieht man nicht nur, ob die Neujahrsplane mit der gehörigen Genauigkeit entworfen worden, sondern man hat auch mit einem Blick vor Augen, wie viel wirklich eingegangen, was bezahlt worden und was hätte bezahlt werden sollen. Diese Etats sind also in einem wich-

---

Summe aller dieser Posten (bloße Verschreibungen ausgenommen) allein in Bengalen auf 1,839,009 Pf., und weil man eine so große Summe, neben den laufenden Ausgaben, unmöglich abtragen konnte, so stellte die Regierung den Gläubigern Scheine aus, die 8 Procent trugen, und nach Ordnung der Zeit, wie sie ausgestellt worden, bezahlt werden sollten. Um auch die Abtragung alter Reste zu beschleunigen, wurde ein Theil der Besoldung der Kompagnie-Bedienten mit ähnlichen Scheinen bezahlt. Da man aber nachher die Reste, die auf andern Kolonien lagen, auf Bengalen transferirte, so war das bengalische Gouvernement genöthigt, fast immer so viele Scheine (Certificates) wieder in Umlauf zu setzen, als alte eingelöst wurden.

tigen Punkt von den Etats verschieden, die man alle Jahre aus den Generalregistern zieht, und worin dem Parlament vorgelegt wird, was bei jeder Präsidentschaft eingenommen und wirklich bezahlt worden. Denn Manches kann in diesem Jahre bezahlt worden seyn, was dem Plan zufolge, nicht gerade dieses Jahr hätte bezahlt werden sollen; und so kann die Ausgabe scheinbar groß ausfallen. So viel nun von den Rechnungs-Etats, wie sie in Indien aufgenommen werden.

Bei der Rechnung, die die ostindische Kompagnie in England führt (the Company's home accounts), ist Folgendes zu bemerken. Auch diese enthält nicht nur den General-Etat der Kompagnie-Ausgaben und Einnahmen nach dem gewöhnlichen Gange der dortigen Handelsgeschäfte, sondern auch Aktiv- und Passivrubriken, die sie nicht haben würde, wenn nicht die Kompagnie Territorialherr großer indischen Staaten wäre. Z. B. Ausgaben für die in Großbritannien und Irland geworbenen Rekruten; Zahlungen an die in Indien dienenden königlichen Regimenter; der halbe Sold, der den aus Indien zurückkommenden Offizieren gehört. Auch wird, um Ausgaben zu bestreiten, die im Verhältnisse des Territorialherrn ihren Grund haben, mancher Wechsel aus Indien auf sie gezogen. Da alles Vermögen, das die Kompagnie in England hat, ein Gegenstand des Handels seyn kann,*) so wird im vollständigen Aktiv-Etat der in England geführten Rechnung auch der Werth des ostindischen Hauses,

---

*) Ausgenommen einige alte Forderungen an die Regierung noch vom siebenjährigen Kriege her, die sich auf 122,011 Pf. belaufen, aber 1782 selbst im Rapport der Committee der Proprietärs als zweifelhaft angesehen werden. Doch führt man sie noch immer in der Rechnung nach.

der Waarenhäuser u. d. m. aufgeführt, ob es schon Artikel sind, die eigentlich zum todten Kapital gehören.

Was die Regierung der Kompagnie schuldig ist, ist von letzterer in dem Zeitraum von 1698 bis 1744 in verschiedenen Epochen theils bei Ertheilung, theils bei Erneuerung des Privilegiums der Regierung vorgeschossen worden. Die vorgeschossene Totalsumme beläuft sich auf 4,200,000 Pf., und da sie seit 1750 zu 3 Procent steht, so beträgt die jährliche Zinssumme 126,000 Pf. Es sind aber bei diesem scheinbar beträchtlichen Aktivkapital der Kompagnie einige wichtige Punkte noch zu bemerken. So oft die Kompagnie der Regierung eine zu obigem Total gehörige Summe vorschoß, so erlaubte man ihr, eben so viel Geld, als sie vorgeschossen, wieder aufzunehmen, um damit ihren Handel zu treiben. Einmal wurde ihr sogar erlaubt, eine Summe aufzunehmen, die noch einige hunderttausende stärker war, als das der Regierung vorgeschossene Geld. Natürlich hatten also die, die der Kompagnie Geld gaben, die Sicherheit für ihr hingeliehenes Geld in dem Kompagnie-Kapital, das bei der Regierung stand; allein seit 1750 ereignete sich hierin eine große Veränderung. Die Kompagnie, die damals große Passiva auf bloße Verschreibungen ausstehen hatte, bekam die Erlaubniß, ihr Eigenthumsrecht an die jährlichen Regierungs-Zinse in der Form von Annuitäten an Andere zu überlassen, so viel sie davon wollte. Wirklich sind auch die Zinse von 2,992,440 Pf. schon in solche Annuitäten verwandelt, und bis jetzt sind also nur noch 1,207,560 Pf. übrig, über deren Zinsertrag die Kompagnie noch nicht disponirt hat. Wäre die Kompagnie auch vollends damit nach der gegebenen Erlaubniß verfahren, so hätten die, die ihr auf bloße Scheine geliehen haben, künftighin keine andere Sicherheit, als die im allgemeinen Zustande der Kompagnie liegt. Natürlich müssen

aber auch diese Annuitäten unter dem Debit der Kompagnie aufgeführt werden, wenn die Zinse vom vollen Regierungs-Kapital unter dem Kredit stehen.

Daß man gewöhnlich im Passiv-Etat den Belauf des nominalen Kapitalstocks, wornach alljährlich die Dividende unter die Eigenthümer gemacht werden, als eine besondere Rubrik aufführt, ist wohl nicht ganz recht. Diese Totalsumme aller Fraktionen, wie viel jeder Eigenthümer am Ganzen Theil habe, welche Quote des jährlichen Gewinns er also ansprechen könne, ist keine Summe, die je bezahlt werden muß. So lange nämlich die Gesellschaft beisammen ist, erhält jeder Theilnehmer durch die Summe, die er herschießt, bloß das Recht an eine gewisse Fraktion des jährlichen Totalgewinns, und wenn einmal die Gesellschaft auseinander gehen sollte, so erhält jeder wieder von dem, was sich als überschießendes Aktiv-Vermögen vorfindet, bloß seiner Fraktion zufolge einen gehörigen Antheil.

Wie die neue ostindische Kompagnie durch Vereinigung der beiden älteren entstand, so war der Kapitalstock, wonach der jährliche Gewinn unter die Aktionärs vertheilt werden mußte, 3,200,000 Pf., und so blieb er bis 1786. Damals kamen, da sich der Handel der Kompagnie erweiterte, 800,000 Pf. hinzu, und drei Jahre nachher noch eine Million, daß sich also die ganze Summe, wornach die Vertheilung des jährlichen Gewinns gemacht werden muß, auf fünf Millionen beläuft. Ob nun schon auch dieser zweimalige Zuwachs des Stocks genau genommen nicht als eine Passivschuld der Kompagnie angesehen werden kann, so sind doch diese Gelder zur Bezahlung von Schulden oder zu Anschaffung von Handels-Artikeln verwendet worden, daß man also bei Entwerfung eines unparteiischen Etats, wie von 1784 bis 1791 der Zustand der Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie

entweder zugenommen oder abgenommen habe, diese Gelder billig wie entlehnte Gelder aufführen muß.

Nun muß nur noch eine Rubrik im Etat der Passiv-Schulden erklärt werden, nämlich die aus Indien nach England transferirten Schulden. Die Geschichte dieses Artikels ist folgende.

1785 litten die Papiere der Kompagnie in Bengalen 18 Procent Disconto, zu Madras 40 und zu Bombay 50 Procent. Es war also höchst wichtig, durch gutgewählte Maßregeln, die zugleich doch dem fortdauernden Interesse der Kompagnie nicht nachtheilig seyn dürften, dem sinkenden Kredit emporzuhelfen. Das in England befindliche Direktorium der indischen Angelegenheiten machte demnach den Plan, einen gewissen Theil der in Indien stehenden Passivschulden nach England zu transferiren, und es ergingen 1785 Befehle an das Gouvernement von Bengalen, die gehörigen Subscriptionen dort anzunehmen, und für den Belauf der Summen, die dort unterzeichnet wurden, die kurrente Rupee zu 1 Schill. und 8 Pence gerechnet, Assignationen an das Direktorium nach England auszustellen. Aehnliche Aufträge erhielten auch die übrigen Präsidentschaften.

Diese Umsetzung von Schulden in Indien in — Schulden in England war beiden Theilen, der Kompagnie und den Gläubigern, gleich vortheilhaft, so lange der Discont so stund, wie oben bemerkt worden. Denn der Gläubiger erhielt zwar, dieser Berechnung zufolge, nicht so viel, als wenn er eine gleiche baare Summe in die indische Schatzkammer bezahlt und dafür eine Assignation an das Direktorium in England erhalten hätte, aber doch fast eben so viel, als wenn er die Summe in Indien mit Papier bezahlt hätte; und zugleich eröffnete sich den Privatpersonen ein guter Kanal, ihr Vermögen nach England zu schicken. Vorher mußten sie es bloß

durch fremde Kaufleute thun. Die Kompagnie aber ersparte die Interessen von der Zeit an, da der Gläubiger in Indien subscribirt hatte, bis auf die Zeit, da die Assignation in England zahlbar wurde. Wurde auch die Assignation in England gar nicht zur Realisirung präsentirt, so hatte doch die Kompagnie noch immer Gewinn. In England trug das Papier nur 5 Procent; in Bengalen und Madras aber 8, und zu Bombay 9⅛ Procent.

Anderthalb Millionen Pfunde indischer Schulden wurden auf diese Weise nach England transferirt. Wie aber die Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie nach und nach wieder größeren Kredit gewannen, und ihre Papiere keinen so starken Discont mehr litten, so wollte bald Niemand mehr seine indischen Schulden nach England transferiren lassen. Man mußte also, weil doch der Kompagnie an dieser Transferirung sehr viel lag, neue Bedingungen machen, die dem Discont, wie er damals stund, angemessener waren. Im Juli 1787 ergingen deßhalb die nöthigen Befehle an den General-Gouverneur, und es sollte künftighin in Bengalen eine kurrente Rupee zu 1 Schill. 11 Pence zahlbar in England berechnet werden. Hierauf fanden sich wieder so Viele, die das, was sie in Indien ausstehen hatten, nach England transferiren ließen, daß sich endlich die transferirte Summe über drei Millionen Pf. belief.

So viel nun zur Erklärung der Form und Einrichtung der Rechnungen, wie sie theils in Indien, theils in England geführt werden; es folgt

Finanzzustand der Kompagnie, wie er war beim Schlusse des letzten Krieges, verglichen mit dem von 1790—91.

Ob es schon hier heißt, wie er war beim Schlusse des letzten Krieges, und dieser letzte Krieg, den man

hier meint, im März 1784 durch die Ratifikation des Frie-
dens mit der Regierung von Mysore geendigt worden, so
muß doch der Etat, wie er sich zu Anfang des Jahrs 1786
findet, als der Etat beim Schlusse des letzten
Krieges genommen werden. Denn in den Präsidentschaf-
ten von Madras und Bombay wurden Reste von Zahlungen
aus dem Kriege her erst 31. Dezember 1785 ganz in Ord-
nung gebracht, und zu Bombay wurde ein solcher Kriegsrech-
nungen-Rest von 464,000 Pf. erst im Jahrgang 1786—87
aufgeführt. Man darf auch nicht glauben, daß vielleicht in
den Jahren 1784 und 1785 manche Schulden bezahlt wor-
den seyen, und also der Etat, wie er zu Anfang des Jahrs
1786 war, nicht sicher als Etat beim Schlusse des
letzten Kriegs angenommen werden könne, denn wie aus
den Rechnungen erhellt, die dem Unterhause vorgelegt worden,
so war in jenen zwei Jahren das nach Bestreitung der lau-
fenden Ausgaben sich noch findende Surplus von jährlicher
Einnahme nicht einmal hinreichend, auch nur die Interessen
der Schulden abzutragen. Auch die Verbesserungen in der
Administration, wozu zwar schon in den ersten Monaten des
Jahrs 1784 die Befehle ertheilt worden, konnten doch erst
nach einigen Jahren ihre Finanz-Ergiebigkeit zeigen.

Es ist aber ein recht schönes Resultat, wenn man sieht,
wie sehr sich innerhalb vier Jahren, — nur so weit liegen
demnach obige Vergleichungs-Epochen auseinander — die
Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie gehoben haben.
Ihr Kapitalstock, der einen Dividend von 8 Procent Interesse
trug, wurde in der ersteren Epoche für 120 Procent verkauft;
ihre Verschreibungen in England, die 5 Procent trugen, lit-
ten einen Discont von drittehalb bis vier Procent; ihre Ver-
schreibungen und Certifikate in Bengalen und Madras 18 bis
40 Procent Discont, in Madras 50 Procent. An letzteren

Orte wurden auch Anweisungen auf die Schatzkammer mit 65 und oft noch mit mehr als 65 Procent Discont verkauft. Die Maßregeln aber, die man unter der gegenwärtigen Administration der Kompagnie-Angelegenheiten ergriff, halfen dem so sehr gesunkenen Kredit so schnell wieder empor, daß in wenig mehr als vier Jahren ihr Kapitalstock auf 174 Procent stieg, und nun steht er über 200 Procent. Ihre Verschreibungen, die damals auf 4 Procent das Jahr herabgekommen, wurden mit einer Prämie von 5. Pf. 17 Schill. gesucht. Ihre Papiere in Bengalen wurden auch mit einer Prämie gesucht, und die dortigen Certifikate handelte man bei dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges schon mit 6 Procent ein, also mit der Hälfte des dort gewöhnlichen Interesse.

Vergleichung der Schulden und des Vermögens (Assets) der ostindischen Kompagnie in Bengalen, Madras, Bombay, Bencoolen und China, wie es 1786 und 1790 stund.*)

Schulden in	30. April 1786.	30. April 1790.	Also 1790 mehr.	1790 weniger.
Bengalen.....	36,965,814	39,930,930	2,965,116	
Madras	22,215,859	15,315,150	....	6,900,709
Bombay......	37,648,841	14,979,267	....	22,669,574
Bencoolen....	907,541	468,032	....	439,509
	97,738,055	70,693,379		

1790 hatte also die Schuldenmasse in Indien abgenommen um 27,044,676 C. R.

Die Schulden in China beliefen sich 28. Februar 1786 auf 5,108,410 C. R. und 14. Februar 1790 nur auf

*) Diese ganze Berechnung ist nach den in Bengalen kurrenten Rupees gemacht, und eine kurrente Rupee ist nach englischem Gelde auf 2 Den. gerechnet.

16,967 C. R., hatten also um 5,091,443 C. R. abgenommen. Addirt man dieses zu der Summe, um welche die indischen Schulden vermindert worden, so ergibt sich, daß innerhalb vier Jahren die ganze Masse der Schulden in Indien und China um 32,136,119 C. R. oder um 3,213,612 Pf. abgenommen. Die große Abnahme der Schulden in Indien kam daher, daß sie nach England transferirt worden waren, und die Schulden in China waren hauptsächlich durch Rechnungen, die man 1787 auf die Direktoren in London gezogen, berichtigt worden.*)

Wirksames Vermögen der ostindischen Kompagnie in Indien.

	30. April 1786.	30. April 1790.	1790 mehr.	1790 weniger.
Baarschaft	8,410,821	12,207,983	3,797,162	
Liquide Rechnungen	247,369	1,686,857	1,439,488	
Vorräthe	7,866,618	9,046,941	1,180,323	
Ausstehende Schulden, miteingeschl. die Vorschüsse...	28,988,537	31,329,143	2,340,606	
Ausfuhrgüter	3,727,617	4,976,140	1,248,523	
Einfuhrgüter	1,843,296	2,598,882	755,586	
Salz, Opium, Getreide rc.	1,092,356	806,269	....	286,087

Also hatte das Vermögen in Indien zugenommen um 10,475,601 C. R. oder noch genauer 9,340,094; denn es erhellt aus den dem Parlament vorgelegten Rechnungen, daß

*) Vom 30. April 1786 bis zum 30. April 1790 waren 2,682,505 Pf. nach England transferirt worden, wovon 493,169 Pf. gleich 1790 bezahlt wurden, und noch eine Million wird mit dem März 1792 bezahlt seyn. Die Rechnungen, zu Tilgung der Schulden in China gezogen, wurden gewöhnlich sogleich abgetragen.

das Schiff Houghton, das im Januar 1791 in England angekommen, erst nach dem 30. April 1790 aus Indien abgegangen war. Die Einkaufspreise seiner Fracht (1,135,507 C. R.) müssen also hier noch abgezogen werden.

Vermögen (Assets) in China.

	28. Februar 1786.	14. Februar 1790.	1790 mehr	1790 weniger.
Baarschaft	518,310	538,562	20,252	
Schulden	....	253,853		
Ausfuhrwaaren ...	1,518,090	....		1,518,090

Uebersieht man also diese Rechnung nach ihren Haupt-Rubriken, so zeigt sich: 1790 war des baaren Geldes und der liquiden Rechnungen 5,256,902 C. R. oder 525,690 Pf. mehr da, als im Rechnungstermin des Jahrs 1786. Bei den Rubriken Einfuhr- und Ausfuhrgüter, Vorräthe, Salz und Opium ist, nach Abzug der Cargo vom Houghton, 1790 mit 1786 verglichen nur ein Ueberschuß gewesen von 24,475 Pf. Wenn man aber zusammenrechnet, wie viel mehr Schulden die Kompagnie in Indien und China 1790 ausstehen hatte, als 1786, so beläuft sich die Summe auf 259,445 Pf., und wenn man von der Aktiv-Schuldensumme des Rechnungstermins von 1786 die Schulden noch abziehen wollte, von denen sich gezeigt hatte, daß sie nicht zu heben seyen, so würde für das Jahr 1790, verglichen mit 1786, ein Surplus ausstehender Aktivschulden sich zeigen von 473,303 Pf.

Doch weil sich bei genauerer Einsicht in die Etats und Rechnungen zeigt, daß zur Zeit des Rechnungstermins (30. April 1790) nicht in allen Präsidentschaften sowohl Passiv-, als Aktivrubriken des Etats berichtigt gewesen, *)

*) Da die Etats und Rechnungen am Ende des Jahrs an einem und eben demselben Tage in allen Präsidentschaften geschlossen werden, so ereignet sich oft bei der dortigen weiten Entfernung

und bei gegenwärtiger Darlegung der Sachen jeder Schein vermieden werden solle, als ob man eine günstige Rechnung zu machen suche, so soll auf jene ganze Summe, um wie viel der Aktivschulden-Etat der Kompagnie in Indien in jenen vier Jahren sich vermehrt habe, gar keine Rücksicht genommen, sondern bloß nach dem Surplus, das sich bei den übrigen Rubriken zeigt, die Summe gezogen werden.

Die Uebersicht wäre denn diese:

1790 mehr an Geld und Rechnungen . .	525,690 Pf.
Schulden in China ausstehen .	25,385
an Waaren und Vorräthen . .	24,475
	575,550 Pf.
Hiezu setze man noch, daß 1790 der Schulden in Indien und China weniger waren	3,213,612 Pf.
So war der Zustand der Kompagnie in Asien 1790 um	3,789,162 Pf.

besser, als er vier Jahre vorher gewesen. Hiemit muß nun verglichen werden der Zustand der Kompagnie-Angelegenheiten, wie er in eben denselben Terminen sowohl in Beziehung auf Schulden, als Vermögen zu Hause war. Aber den Terminen von 1786 und 1790, wie sie bei Untersuchung des Etats in Indien angenommen

---

der Präsidentschaften von einander, daß diese und jene Kolonie eine Rechnung auf Bengalen gezogen schon in ihrem Etat stehen hat, und im bengalischen Etat ist sie nicht aufgeführt, weil dort die Nachricht noch nicht angekommen. Oder findet es sich auch, daß Manches von Bengalen aus schon abgesandt ist und als abgesandt dort in der Rechnung steht, aber, ehe es an seine Behörde gelangt, ist an letzterem Orte die Rechnung schon geschlossen. Doch dieses macht im Ganzen keinen wichtigen Unterschied, denn bei Vergleichung mehrerer Rechnungen sieht man, daß es sich unter einander ausgleicht.

worden, korrespondiren bei einer parallelen Untersuchung des Etats in Europa die Jahre 1787 und 1791. Denn bis in den verschiedenen Provinzen von Indien die jährlichen Etats ganz geschlossen und berichtigt sind, und bis sie nach England kommen, verfließt immer so viel Zeit, daß die Resultate erst im nächsten Jahre sichtbar werden können. Auch ist's so in Ansehung aller in Indien vorgenommenen besseren Einrichtungen. Man merkt es erst im nachfolgenden Jahre, daß zufolge derselben eine größere Waaren-Quantität für Europa erkauft werden konnte.

Es erhellen aber aus den speziellsten, dem Unterhause vorgelegten Tabellen, den Schuldenzustand der Kompagnie in England betreffend, folgende Resultate:

In England bezahlte Wechsel und andere Schuldposten	4,061,871 Pf.
An dem, was noch aus den Jahren vor 1787 für die in Indien dienenden königlichen Truppen zu zahlen war .	209,514
Von den aus Indien transferirten Schulden in dieser Zeit bezahlt	493,169
Total . .	4,764,554 Pf.

Diese Summen zu zahlen wurden aufgenommen:

Auf Verschreibungen	1,200,000 Pf.
Eine Million neuer Stocks zu 174 Procent verkauft	1,740,000
Bei den Rubriken Zölle von unverkauften Gütern und nicht bezahlt für Exporten 2c., nahmen die Passiva zu um	396,958
An Interessen für die transferirten indischen Schulden waren nicht abgetragen worden	13,000

Die Summe aller dieser, von obigem Total abzuziehenden Rubriken beträgt . . .	3,349,958 Pf.
Also wirklich abbezahlte Summe	1,414,596 Pf.
Belauf der aus Indien transferirten Schuld	2,682,505
Mit Einschluß der aus Indien transferirten Schuld hatte also die Schuldenmasse in England zugenommen um . . .	1,267,909 Pf.
Da aber zu gleicher Zeit der Schulden in Indien und China weniger wurden um . .	3,213,612 Pf.

so hatte offenbar im letzten Resultat die ganze Masse aller Schulden in Asien und England in den vier bemerkten Jahren um 1,945,703 Pf. sich vermindert.

Nicht weniger gut ist das Resultat in Ansehung der Zunahme des Vermögens in England in eben denselben vier Jahren, denn nach Abzug alles dessen, was hier abgezogen werden muß, beläuft es sich auf 1,723,083 Pf.

Also betrug die gesammte Vermögenszunahme in England und Indien 2,298,633 Pf., und setzt man hiezu noch die oben bemerkte Summe, um wieviel sich zu gleicher Zeit in Asien und in England die Schuldenmasse vermindert habe, so findet man in einer Summe: 1791 war, verglichen mit 1786, mehr Vermögen und weniger Schulden 4,244,336 Pf.

Noch muß aber besonders bemerkt werden:

I. wie hoch sich in Indien in jenen vier Jahren von 1786 — 1791 der Ertrag sämmtlicher Einkünfte deductis deducendis belaufen habe, damit man sehen kann, wieviel der Kompagnie, nachdem sie alles Nothwendige bestritten, noch übrig geblieben, um es auf den Handel oder auf andere Zwecke zu verwenden.

Die Revenüen beliefen sich in diesen vier Jahren auf die Totalsumme von . .	26,980,615 Pf.
Was in eben derselben Zeit davon entrichtet werden mußte, betrug	21,584,560
So blieb Ueberschuß	5,396,055 Pf.
Hievon noch abzuziehen die Interessen, die bezahlt werden mußten, mit	1,439,809
Also war reiner Ueberschuß in allen vier Jahren zusammengenommen	3,956,246 Pf.

II. Wie viel denn auch wirklich im Ganzen während jenen vier Jahren von den indischen Revenüen verwendet worden auf Befrachtung der nach Europa gehenden Schiffe, auf das, was nach China ging, auf Bestreitung der Handels-Lasten in Indien selbst, auf Vermehrung der Güter in den Waarenhäusern und Vermehrung des baaren Geldes in den Kassen.

Vom 30. April 1786 bis 30. April 1790 betrugen die Cargos, die auf Kompagnie-Rechnung aus Indien hinweggeschickt wurden	3,815,647 Pf.
Die Handelslasten, die in Indien bestritten worden	403,369
Was an die Faktoreien in China ging . .	793,680
Der Werth der Waaren, die 1790 in den indischen Waarenhäusern lagen, übertraf den Werth derer, die sich 1786 daselbst befanden, um	124,852
Und 1790 war mehr Baarschaft in Cassa als 1786	523,665
Summa .	5,661,213 Pf.

Hievon ist abzuziehen:

Was von den Waaren erlöst worden, die die Kompagnie nach Indien geschickt hat	1,024,449 Pf.
Belauf der auf das Direktorium gezogenen Bills und Certifikate	398,077
Was an Stangen nach Bombay und Bencoolen gegangen	114,615
	1,537,141 Pf.

die, von Obigem abgezogen, die Summe von 4,124,072 Pf. ergeben.

Noch ist aber auch davon abzuziehen, was in England ausgegeben worden, Rekruten zu werben, die königlichen Truppen zu zahlen und andere zu den Territorial-Verhältnissen gehörige Ausgaben zu bestreiten, und dieses beträgt 893,226 Pf. Daß also nach Abzug alles dessen als

Reine Summe dessen, was Indien in diesen vier Jahren, als Territorial-Besitzung, der Generalkasse der Kompagnie Hülfe gethan, ...

auf 3,230,846 Pf. sich beläuft. Also jährlich im Durchschnitte genommen 807,712 Pf.

Hiebei darf man wohl noch bemerken, daß in diesen vier Jahren die Ausgaben viel stärker gwesen, als sie sonst nach dem ordentlichen Laufe der Dinge sind. Die Armee ist neu eingerichtet worden, und auch bei verschiedenen Civil- und Militär-Departements hat man neue Einrichtungen gemacht, um endlich der alten Unordnung zu steuern. Ueberdieß haben in Madras die Kriegszurüstungen in den Jahren 1787—88 und 1789—90 auch viel mehr gekostet, als man in Friedenszeiten gebraucht haben würde.

XII.

Von einigen Einrichtungen und inneren Verhältnissen der englischen ostindischen Kompagnie.*)

Um einige der wichtigsten publizistischen Verhältnisse der englischen ostindischen Kompagnie richtig beurtheilen zu können, muß man in die ältere Geschichte derselben zurückgehen, und hinausgehen bis in die Zeiten, da die allererste ostindische Handelsgesellschaft in England gestiftet worden. Dieß geschah im Jahr 1600. Die Charter, die sie von der Königin Elisabeth erhielt, ist vom 31. Dezember dieses Jahrs. Damals stand's nämlich noch bei der Krone allein, solche Privilegien ohne weitere parlamentarische Sanktion zu ertheilen; erst nach der Restauration Karls II. wurde diese Prärogative bezweifelt.

Nach vielem und langem Unglück und nach manchem erlittenen Verlust erhielt endlich diese Kompagnie in gewissen

*) Aus Meiners und Spittler's Neuem Gött. hist. Mag. Bd. III. S. 444 — 459. — A short history of the East-India-Company, exhibiting a state of their affairs, abroad and at home, political and commercial; the nature and magnitude of their commerce, and its relative connection with the government and revenues of India etc. The second Edit. F. R. London 1793. 95 S.. gr. 4.

Theilen von Indien und Persien von den dortigen Landesherren das Privilegium eines eingeschränkten Handels, nebst dem Recht, kleine Etablissements oder Faktoreien anzulegen. Sie errichtete auch wirklich manche derselben,*) und arbeitete sich endlich mit gewaltiger Mühe zu einem so glänzenden Glück empor, daß Eifersucht und Neid erwachten. Man machte sogleich vielfache Versuche, durch's Parlament oder durch's Ministerium, den Widerruf ihrer Charter zu bewirken. Jetzt bot eine Partie dem Staat große Finanzvortheile an, um nur ein neues ausschließendes Privilegium zu erhalten; jetzt stellte man den Grundsatz auf, daß die Fahrt nach Ostindien eben so frei seyn müßte, als die nach Westindien. Allein alle diese Bestrebungen waren eine lange Zeit hindurch völlig vergeblich.

Das Recht der Kompagnie blieb ungeschmälert, bis sie selbst 1693 Veranlassung gab, daß man mit ihrer Charter eine große Veränderung vornehmen konnte. Sie hatte nämlich eine gewisse unbedeutend kleine Taxe, die auf ihrem Kapitalstock lag, zu zahlen versäumt, und kraft des Gesetzes war ihre Charter null und nichtig, sobald sie nicht innerhalb einer gewissen Zeit diese Taxe entrichte. Nun wurde zwar noch in eben demselben Jahre ihre Charter wieder erneuert,

---

*) Forts: Mazagom, Mahim, Syon, Syere, Warlee, Carwar, Angengo, Tellicherry, Calicutt, St. Georg, St. David, Vizagapatam, Yorkfort oder Marlbro', William, Bombay und St. Helena.

Faktoreien: Surat, Swally, Broach, Amadavad, Agra, Lucknow, Gombron, Shyraz, Ispahaun, Chingu, Orixa, Cuddalore, Portonovo, Pettipolee, Metchlepatam, Madapollam, Indrapour, Tryamong, Sillebar, Tonqueen, Bellasore, Cossimbuzar, Dacca, Houghley, Malda, Rajamaul und Patna nebst den Handelszöllen, und einer vom persischen Sophi verwilligten Rente von 3333 Pf. 6. Schill. 8. Den.

aber doch mit der neuen Einschränkung, daß sie nach vorläufiger dreijährigen Kündigung wieder aufgehoben werden könne. Das legale Hinderniß, eine neue Kompagnie zu errichten, war also gehoben, und wie man 1697 zu Führung des Kriegs Geld nöthig hatte, so eröffnete man ein Anlehen von zwei Millionen zu acht Procent, mit dem Privilegium für die Subscribenten, daß sie sich als ein vom König berechtigtes Korps zu einer allgemeinen Gesellschaft vereinigen dürften, wo Jeder für sich das Recht haben sollte, nach Indien und nach den übrigen, im Fundationsbrief der alten Kompagnie benannten Gegenden zu handeln. Doch Keiner sollte mehr exportiren, als seine Subscriptions-Summe bei dem Anlehen betrage. Welche von den Subscribenten aber wünschten, ihre Subscriptions-Summen in eine Masse zusammenzuwerfen, um so mit einer und aus einer Masse ihren Handel zu betreiben, diese sollten als ein besonderes Korps unter dem Namen englische ostindische Kompagnie dazu berechtigt seyn. Uebrigens sollte Niemand, als wer zu dieser Korporation gehöre und wen diese Korporation dazu berechtige, — die alte ostindische Kompagnie ausgenommen, — künftighin nach Indien handeln. So sollte es wenigstens seyn bis auf den September 1711, denn nur so lange sollte das Privilegium sowohl der allgemeinen Gesellschaft, als der neuen Kompagnie dauern. Wurde ihr alsdann das Anlehen heimbezahlt, so konnte die Charter, nach vorgängiger dreijährigen Kündigung, aufgehoben werden.

Der große Haufen der Subscribenten vereinigte sich nun also zu einer besonderen Kompagnie; allein die Mitglieder der alten, welcher zum Nachtheil diese beiden Gesellschaften, sowohl die allgemeine, als die neue englische, entstanden waren, fanden Mittel genug, selbst auch an den zwei Millionen Anlehen großen Antheil zu nehmen. Sie erhielten also bald

bei dem neuen Korps ein entscheidendes Uebergewicht, und bahnten dadurch den Weg zu der Union, die 1702 zu Stande kam und 1708 vom Parlament bestätigt wurde.

Kraft dieser Union gingen alle Rechte und Privilegien der alten Kompagnie nunmehr über auf die vereinigte Kompagnie. Alle Waarenhäuser, Schiffe, Etablissements und Faktoreien derselben in Ostindien, Persien und China, mit eingeschlossen die Inseln Bombay und St. Helena sammt Allem, was davon abhing, gehörten nunmehr der vereinigten Kompagnie.

Allein was wurde aus der allgemeinen Kompagnie, deren einzelne Mitglieder berechtigt waren, nach Indien zu handeln und nach Proportion ihrer Subscriptions-Summe Waaren zu exportiren? Sie scheinen nie bedeutend gewesen zu seyn, und man weiß auch nicht von einem Schiffe mit Gewißheit, daß sie es ausgerüstet hätten. Wie auch die Union der beiden Kompagnien geschlossen wurde, so waren von beiden Millionen nur noch 7000 Pf. da, die jenen einzelnen Handelsleuten der allgemeinen Gesellschaft gehörten. Diese kleine Summe wurde bald von der vereinigten Kompagnie absorbirt, so daß dieser ihr Kapital oder Handelsstock, wornach sich der Dividend des Gewinns reguliren mußte, in Kurzem auf zwei Millionen sich belief.

1708 war die Zeit da, daß Fortdauer oder Aufhören der neuen vereinigten ostindischen Kompagnie erklärt werden mußte. Man verlängerte ihren Termin noch auf 15 Jahre, und die Kompagnie lieh dagegen dem Staat 1,200,000 Pf. ohne Interessen, oder was auf eines hinausläuft, es wurde regulirt, daß für das ältere wie für das neuere Anlehen nur 5 Procent Interessen künftighin bezahlt werden sollten. Nun belief sich also das Nominal-Handelskapital, wonach der Dividend gemacht wurde, auf 3,200,000 Pf.

1712 wandte sich die Kompagnie auf das Neue an das Parlament. Sie stellte vor, sie sey ihrer Existenz nur noch so weniger Jahre gewiß, daß sie unmöglich die nöthigen Kosten wagen könnte, um den Pfefferhandel, dessen sich die Holländer bemeistert hatten, wieder zu gewinnen. Sie baten also, man möchte ihnen das fortdauernde Bestehen ihrer Korporation selbst auf den Fall zusichern, wenn der Staat das vorgeschossene Anlehen heimzahle, und hierauf wurden auch wirklich jene Einschränkungen der Korporation aufgehoben, nur behielt sich zugleich der Staat bevor, nach dem September 1733 zu jeder beliebigen Zeit das vorgeschossene Geld heimzahlen zu dürfen. Die Kompagnie hatte also eigentlich hierdurch einen ewigfortdauernden Genuß ihres exclusiven Handels und ihrer Charter-Rechte erhalten; doch unterwarf sie sich hierin 1730 dem Gutdünken des Parlaments, und der weitere Genuß des ausschließenden Handels wurde ihr damals nur bis 1766 zugesichert. Die Kompagnie machte dafür dem Staat ein Geschenk mit 200,000 Pf., und ließ auch die Interessen der 3,200,000 Pf. auf 4 Procent herabsetzen.

1744 verlängerte man ihr den Genuß ihres ausschließenden Handels noch 14 Jahre lang; sie lieh dagegen dem Staat wieder eine Million zu 3 Procent, und ließ auch 1750 ihre alte Schuld auf 3 Procent herabsetzen.

So entstanden also 4,200,000 Pf. Schulden des Staats an die Kompagnie, und so entstand die jährlich zu zahlende Annuitäten-Summe von 126,000 Pf. Aber die Kapital- oder Nominalsumme, wonach die Dividende regulirt wurden, blieb 3,200,000 Pf., weil die letztgeliehene Million nicht baar subscribirt und gegeben wurde, sondern durch Obligationen (bonds) bezahlt worden war.

1781 erfolgte die Erneuerung, die bis 1794 sich erstreckte, und statt aller Forderungen, die der Staat bis auf den 1. März 1781 an die Kompagnie haben mochte, wurden von letzterer 400,000 Pf. bezahlt. Zugleich verordnete damals das Parlament, daß von der Summe, die künftighin nach Bezahlung von 8 Procent an die Indien-Stocks-Besitzer übrig bleibe, 3/4 dem Staat zufallen und 1/4 der Kompagnie bleiben sollte.

Bis jetzt aber hat sich noch keine solche überschießende Summe ergeben. Vielmehr sind die Kompagnie-Schulden wegen der Kriege in Indien so hoch gestiegen, und die Nothwendigkeit, daß die Kompagnie kraft der Akte von 1784 immer einen Vorrath von Thee für die Konsumtion eines ganzen Jahres in ihren Waarenhäusern liegen haben muß, hat so viele neue Bedürfnisse veranlaßt, daß die Kompagnie durch neue Subscriptionen ihr Handelskapital auf 5 Millionen zu erhöhen gut fand.

So viel also davon. Nun zu der wichtigen Frage, welche Besitzungen in Indien, Forts, Seehäfen oder andere für den Handel wichtige Plätze gehören der Kompagnie so, daß der Staat keinen Anspruch daran machen kann, weil sie nicht erobert, sondern erkauft sind? und welche müssen als Eroberungen angesehen werden, daß sie also der Staat ansprechen kann?

Hier zeigt sich nun klar — das Fort St. Georg, Madras und Vizagapatam und jeder andere schätzbare Seehafen, den die Kompagnie gegenwärtig an der Küste von Coromandel inne hat, sammt ihren Etablissements in Fort Wilhelm und Calcutta am Ganges, Fort Marlbro' oder Yorkfort zu Bencoolen, auch die Inseln Bombay und St. Helena gehören der ostindischen Kompagnie kaufweise zu. Die alte Kompagnie

hat sie gekauft, und dieser ihr Recht ging über auf die neue vereinigte Kompagnie. *)

Sie ist auch unstreitig in allen diesen Seehäfen und besonders zu Calcutta, Madras und Bombay zu Hebung der auf Einfuhr und Ausfuhr liegenden Taxen berechtigt, denn dieses Recht ist mit dem Besitz der Plätze selbst verbunden, und die Kompagnie hatte von jeher den Genuß derselben. Die Städte Madras und Calcutta, so wie beide Forts sind auf Grund und Boden der Kompagnie gebaut, und sie zahlt davon einen jährlichen Grundzins. Eben so beruht auch ihr Recht an die fünf nördlichen Circars auf Konzessionen des dortigen Landesherrn; ferner ihr Recht an die Purgunnahs- und Jaghire-Ländereien, und an einige schätzbare Faktoreien in den verschiedenen Gegenden des festen Landes von Asien und auf den Inseln von Asien. An alle diese Stücke kann der Staat gar keinen Anspruch machen.

Anders aber ist's mit Bengalen, Bahar, Orissa, Benares und denen dem Tippo Saib jüngst abgewonnenen Provinzen. An diese hat unstreitig der Staat von England den nächsten Anspruch, sobald nur die Kompagnie und ihre Gläubiger wegen dem, was sie bei der Eroberung und Vertheidigung dieser Provinzen aufgewendet haben, hinlänglich befriedigt sind. Es sind eroberte Lande. Der Satz des englischen Staatsrechts aber ist unbestreitbar, auch von allen Seiten her anerkannt; was erobert wird, davon gehört das Eigenthumsrecht dem Staat.

---

*) Allein Masulipatam ist hier ausgenommen.

Das Fort St. Georg wurde 1620 von der alten Kompagnie als Etablissement angelegt; 1651 St. Helena; 1639 Calcutta und Fort Wilhelm; 1668 Bombay.

Der Hauptknoten liegt nur darin, wie ist's zu berechnen und kann man es berechnen, was die Kompagnie an Eroberungs- und Vertheidigungskosten dieser Provinzen aufgewendet habe? Sind nicht die Territorial-Einkünfte und die Fonds, die man im Handel umtrieb, so unter einander vermischt, daß eine kleine Rechnung und Gegenrechnung unmöglich statt hat? Unstreitig läßt sich zwar ein ganz genauer Calcul nicht ziehen, aber man kann doch der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Schon 1780 ist von einem sehr kundigen Manne, der selbst ein Mitglied der Kompagnie war, und schon damals, wie jetzt noch, zum Direktorium der Kompagnie gehörte, eine ungefähre Berechnung dieser Art gemacht worden, und das Resultat war, daß die Kompagnie 3,622,969 Pf. auf jene Länder mehr aufgewendet, als aus denselben gezogen habe, die Interessen nicht einmal dazu gerechnet. Würde man diese Berechnung bis auf gegenwärtige Zeit fortsetzen, so müßte sich zeigen, daß jenes Defizit seit den letzten zwölf Jahren noch weit mehr zugenommen, ohne daß auch die Kosten der beiden letzten Kriege mit dazu gerechnet werden. Billig müßte man also wohl dieses Defizit erstatten, wenn man der Kompagnie jene Ländereien wirklich entziehen und die Charter derselben nicht erneuern wollte.

Im letzteren Falle aber entsteht noch die Frage, welche Rechte der Kompagnie sind von jener Erneuerung abhängig, welche Rechte gehören ihr für beständig zu?

Die ersteren sind offenbar bloß 1) der ausschließende alleinige Handel nach allen den in der Societäts-Charter ausgedrückten Ländern und Gegenden, *) 2) die Administration

*) Es ist in derselben so ausgedrückt, daß alles Land und alle Seeplätze in Asien, Afrika und Amerika gemeint seyen jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung bis zur Magellanischen Meerenge.

der Regierung und Einkünfte aller während der Zeit ihres ausschließlichen Handels gemachten Eroberungen. Aber unabhängig sind von jener Erneuerung, und für ewig gehören ihr zu folgende Rechte:

a) das Recht, ein Korps im Staat zu seyn und zu bleiben; *)

b) das Recht, Besitzungen in Großbritannien zu erwerben und darüber zu disponiren;

c) das Recht, innerhalb der Gegenden, wo ihr doch immer noch der ausschließliche Handel bleibt, Etablissements von jedem beliebigen Umfange anzulegen, Forts zu bauen, Gouverneurs anzusetzen, Gerichtshöfe zu errichten, Münzen zu prägen, See- und Landtruppen zu halten und zur Vertheidigung zu gebrauchen, auch innerhalb des Umfangs eben derselben Gegenden mit ihrem Gemein-Kapital Handel zu treiben.

Unstreitig kann nämlich die Kompagnie an allen den Orten in Ostindien, die ihr gehörten, ehe sie Eroberungen zu machen anfing, jedem Privat-Handelsmann den Zutritt verwehren. Sie hat sich den Besitz dieser Orte auf das rechtsgültigste von den ehemaligen Eigenthumsherren erworben, und das Parlament hat diese Erwerbung bestätigt. Sie kann demnach auch über diese Erwerbung als über ihr Privat-Eigenthum disponiren, und die höchste Macht im Staat, also das Parlament in England, ist bloß im äußersten Nothfalle und bei sichtbarer Kollision mit dem allgemeinen Wohl berechtigt, diese Rechte des Privat-Eigenthums anzugreifen. Auch wird billig Privat-Eigenthum nie angegriffen, ohne daß man das erstattet, was demselben entzogen wird, und diese

---

*) Kraft 3. Georg II. Kap. 14—17. Georg II. Kap. 17 und 21. Georg III. Kap. 65.

Erstattung bezieht sich mit Recht nicht bloß auf den innern Werth des Entzogenen, sondern auf das, was der damit verliert, dem dieses Privat-Eigenthum zugehört. Nun kann man sich leicht denken, welche Kompensations-Rechnungen es geben würde, wenn hier das Parlament Eingriffe in das Privat-Eigenthum der Kompagnie machen wollte.

Läßt aber das Parlament dieses Privat-Eigenthum völlig unbeeinträchtigt, und gibt mit Voraussetzung desselben den Handel nach Indien frei, so ist leicht zu sehen, wie wenig diese vermeinte Freiheit von einzelnen Unternehmern mit wahrscheinlichem Succeſſe benutzt werden kann. Welche Vortheile hat nicht die Kompagnie voraus durch die Benutzung ihres dortigen Privat-Eigenthums! Wie leicht ist's einer Kompagnie, die ein großes Gemein-Kapital hat, den einzelnen Mann aus dem Handel zu verdrängen! Und wie viele Leute in England, Gläubiger der Kompagnie oder was sonst näher oder entfernter mit der Kompagnie zusammenhängt, haben nicht ihr Interesse dabei, solchen Einzelnen, die dem Kompagniehandel Abbruch zu thun drohen, entgegenzuarbeiten, daß also schwerlich je etwas Gedeihliches zu Stande käme! Es ist also von einer Veränderung, die hier etwa getroffen werden sollte, nicht viel Gutes zu hoffen, und vergebens sucht man das Privilegium der Kompagnie dadurch verhaßt zu machen, daß man sagt, es sey ein Monopol, denn diesen Namen verdient es gewiß nicht.

Zu einem Monopol gehört wesentlich, daß einer oder gewisse Personen den Verkauf eines gewissen nothwendigen Artikels oder Waare so allein in ihrer Gewalt haben, daß sie willkürlich den Preis erhöhen können. Dieß paßt aber auf keine Weise auf den Handel der ostindischen Kompagnie. Müssen nicht alle Auktionen der Waaren der ostindischen Kompagnie öffentlich bei brennendem Lichte geschehen, zwölf

Monate nach der Einfuhr derselben? Ist man auch nicht immer bei diesen Auktionen genau bei dem geblieben, was die Gesetze vorschreiben? Es ist sogar an keinen Monopoliums-Gewinn zu denken, daß sich vielmehr bei einer genauen Untersuchung der letztverflossenen vierzig Jahre zeigt, der Dividend betrug, im Durchschnitt genommen, selten mehr, manchmal weniger, als die gesetzmäßigen Interessen der Summe betragen haben würden, die den Marktpreis des Stocks ausmachte.

Hiezu kommen nun noch folgende Einrichtungen. Die Bücher der ostindischen Kompagnie liegen beständig offen da, so daß Jeder, er heiße wie er wolle, der Lust hat, sein Geld zu wagen und Mitglied zu werden, sie einsehen kann. Hier ist kein Unterschied des Standes, des Geschlechts, der Religion, und in den allgemeinen Versammlungen herrscht die vollkommenste Gleichheit. Jeder, der da ist, hat das Recht, sich zu erklären und seinen Rath zu geben. Bloß beim Votiren ist ein Unterschied. Wenn mit Aufhebung der Hände votirt wird, so kann Jeder mitvotiren, der ein Kapital von 500 Pf. hat; wird durch Ballotiren votirt, so muß der Votant 1000 Pf. Indienstock haben, um eine Stimme geben zu können. Hat er 3000 Pf. Indienstock, so ist er zu zwei Stimmen berechtigt; bei 6000 zu drei Stimmen; wenn er aber auch noch so viel über 6000 besitzt, so erhält er doch nie mehr als drei Stimmen, und Jeder, der nur 2000 hat, kann schon Direktor oder Präsident (chairman) werden. Wer kann bei einer solchen Einrichtung den Namen Monopol brauchen?

Ganz anders war's bei der alten ostindischen Kompagnie; dieser konnte man wohl Schuld geben, daß sie ein Monopol habe. Sie hatte ihren ausschließenden Handel kraft einer unbezahlt und unbeschwert gegebenen Charter von der Krone;

die jetzige Kompagnie aber hat ihr Recht vom Staat erkauft. Den Handel der alten Kompagnie führte eine kleine Committee, und der größte Theil des Gewinns vertheilte sich ungefähr unter 40 Personen. Jetzt besorgen den Handel 24 Direktoren, und die Zahl der registrirten Proprietärs, die am Handels-Kapital Theil haben, beläuft sich über 2700. Der Privat-Kaufleute aber oder privilegirten Kaufleute sind wenigstens über 3000, ohne die vielen noch mitzurechnen, die heimlichen Handel treiben, und nach denen man nicht sehr genau forscht, weil sie meist vom Exporten-Handel bestehen, dem man also durch genaue Untersuchungen Schaden zu thun fürchtet. Es darf nämlich die Kompagnie, wie bekannt ist, Jedem nach Gutdünken den Handel in Ostindien gestatten, und ohnedieß ist jedem Offizier oder Unteroffizier auf ihren Schiffen, deren Anzahl man bei jedem Schiffe auf 30 rechnet, nach der Verschiedenheit seines Ranges oder seiner Geburt sowohl Exportirung, als Importirung erlaubt. Das heißt alsdenn Privat-Handel. Was dabei der Kompagnie theils als Konzessions-Geld, theils als Frachtgeld bezahlt wird, heißt Kompagnie-Abgabe und macht einen Theil der Kompagnie-Einnahme. Oft wird auch den in Indien stehenden Officianten erlaubt, ihr Vermögen in Waaren verwandelt nach Haus zu schicken, und es wird dafür etwas an Fracht bezahlt. Dieß heißt alsdenn der privilegirte Handel. Man darf demnach wohl sagen, bei 6000 Personen nehmen direkten Antheil an dem Gewinn, den man auf die Exporten macht, und an dem, den die Retouren und die Einfuhren aus Indien und China abwerfen.

Die alte Kompagnie konnte überdieß nach Gutdünken ihre Waaren vom Verkaufe zurückhalten, so lange sie wollte, und auch in der Stille verkaufen. Die jetzige Kompagnie verkauft öffentlich an den Meistbietenden, und man weiß keinen

Fall, daß sie, so lange sich nur Einer fand, der bot, ihre Waaren selbst an sich gekauft habe. Wie läßt sich also hier der Name Monopol brauchen?

Es klingt schön, und es ist den Lieblings-Ideen unsers Zeitalters ganz angemessen, den Handel nach Ostindien völlig frei geben, daß Jeder für sich Schiffe hinschicken und Handel dorthin treiben kann. Aber es ist doch, wie alle Erfahrung zeigt, nicht viel mehr als ein schöner Traum. Nie haben auch andere Nationen einen völlig freien Handel nach Indien eröffnet, und nie war's wohl selbst in England die Absicht, es zu thun, wenn auch die Charter der Kompagnie aufgehoben werden sollte. Man hat in England schon einmal ein Beispiel erlebt, das belehrend genug ist, wohin völlig freier ostindischer Handel führen muß. Cromwell hatte den Kompagnie-Handel suspendirt, und völlig freien Handel eröffnet. Allein schon nach vier Jahren sah man den großen Ruin. Die, so sich in dem völlig freien Handel versucht hatten, waren mit von den Ersten, die den Protektor um Erlaubniß baten, mit einem zu einer Masse zusammengeschossenen Gemein-Kapital den Handel betreiben zu dürfen, und die Kompagnie wurde wieder hergestellt. Unter den nachfolgenden Zeiten Karls II. machte man die Erfahrung noch von einer andern Seite her. Trotz dem Privilegium, das die Kompagnie hatte, schifften damals Viele auf eigene Gefahr nach Ostindien. Einigen glückte es, der größte Theil aber ging zu Grunde. Doch das, was Einzelne so verloren, war bald das Wenigste; der Schaden, den das Publikum nahm, war weit größer. Diese Abenteurer hatten sich in Ostindien so betragen, daß ein allgemeiner Haß der dortigen Regierungen und Landeseinwohner auf den Namen der Engländer fiel, und hätte nicht damals die englische Regierung sogleich Ernst gebraucht, um diese Privat-Unternehmer zu unter-

drücken, Englands ganzer ostindischer Handel wäre zu Grunde gegangen.

An völlig freien Handel nach Ostindien ist also nicht zu denken. Die einzige Idee, die man haben könnte, wäre diese, statt der bisherigen Kompagnie eine regulirte offene Kompagnie zu errichten. Der Unterschied müßte hierbei folgender werden. Statt daß sich jetzt der Umfang und die Größe des Handels ganz nach der Größe des Gemein-Kapitals der Kompagnie bestimmt, so könnte er bei einer regulirten offenen Kompagnie unbestimmt fort und fort sich erweitern, weil Jeder, der die vorgeschriebenen Eigenschaften hat und nach den vorgeschriebenen Gesetzen sich richtet, Mitglied der Kompagnie werden, und im Handel sein Kapital umtreiben kann. Doch ehe man in einer so wichtigen Sache Veränderungen von irgend einer Art unternimmt,*) so ist's vor allen Dingen billig, den ganzen Umfang des gegenwärtigen Handels der Kompagnie ungefähr zu übersehen, damit man wisse, was das ist, das zerstört oder dem entgegen ein neuer Bau aufgeführt werden soll. Man bedenkt sich wohl, Eines oder das Andere zu thun, wenn man den ganzen Umfang dessen, was schon da ist, erst kennen gelernt hat.

---

*) Die neue, im vorigen Jahre geschehene Verlängerung des Privilegiums der ostindischen Kompagnie ist bekannt.

XIII.

Nachrichten, den letzten englisch-niederländischen Krieg und die damit verbundenen Friedens-Negociationen betreffend. *)

Die Republik der vereinigten Niederlande befand sich vor dem Ausbruch des letzten englischen Kriegs in einer sehr glücklichen Lage. Ihr Handel war zu einer Höhe gestiegen, von der man seit Entstehung des Staats kein Beispiel hatte; die Seetaxen, und was die Admiralitäten wegen Ausfuhr und Einfuhr erhoben, und das Waagrecht warfen ein Drittheil mehr ab, als gewöhnlich, und im Finanzwesen von Holland stand es so gut, daß die alten, hoch aufgelaufenen Schulden großentheils getilgt waren. Auch die ostindische Kompagnie war in der Lage, ihre alten Schulden bald ganz abtragen und ansehnliche Dividende wieder bezahlen zu können. Nichts fehlte demnach, als daß sich der Staat in einen respektablen Vertheidigungs-Zustand hätte setzen sollen, sobald man den Ausbruch des Kriegs und die Verwickelungen voraussah, in welche er kommen könnte, um nicht der Willkür

*) Aus Meiners und Spittler's Neuem Gött. hist. Mag. Bd. II. S. 616 — 653. — Ausgezogen aus Memorien, dienende tot opheldering van het gebeurde, geduurende den laatsten engelschen Oorlog door M. Joach. Rendorp. I. II. Deel. Amsterdam. 1792. 8.

dieser und jener größern Macht ausgesetzt zu seyn, oder so wehrlos, als er war, mit größern Mächten in Krieg zu gerathen. Wer ist denn aber Schuld, daß es nicht geschah? Niemand insbesondere; es entsprang aus fatalen allgemeinen Verhältnissen. Man denke nur an die Regierungsform der Republik und selbst auch an den National-Charakter.

Die Republik besteht aus sieben, von einander ganz unabhängigen Staaten, deren jeder seine eigene Verfassung hat; und es sind mehr denn 1200 Personen, die bei der Regierung mitsprechen. Erst muß Alles debattirt werden in den Versammlungen, die ihre Stimme bei den Konventen der Provinzial-Staaten zu geben haben; so kommt es alsdenn in die Versammlung der Provinzial-Staaten selbst, und dann erst aus dieser zur General-Staaten-Versammlung. Es ist nur ein Wunder, daß man oft doch noch zu einem Schlusse kommt, und ein großes Wunder, wenn es bei Petitionen geschieht, die der Rath von Staaten zu machen hat. Denn betrifft eine solche Petition das Seewesen, so ist Holland gleich dafür, Seeland und Friesland säumen auch nicht, so weit es wenigstens den Antheil ihrer Admiralitäten betrifft, aber höchst langsam geht es bei den übrigen Provinzen. Betrifft aber die Petition Verbesserungen der Landmacht, so sind jene Provinzen eben so saumselig, als sie vorher bereitwillig waren, und diese eben so bereitwillig, als sie vorher saumselig gewesen. Jede Provinz und jede Stadt sorgt bloß für sich, und über solchen kleinen Special-Interessen oder öfters noch kleineren Privat-Interessen geht das Allgemeine zu Grunde. So war's von jeher, und so ist's also auch vor dem Ausbruch des letzten englischen Kriegs gewesen. Nichts war gerüstet, und kein einzelnes Collegium, kein einzelner Mann war daran Schuld, sondern es lag im ganzen Zusammenhange der Dinge.

Wie 1778 der Krieg zwischen Frankreich und England wirklich ausbrach, verlangte der englische Ambassadeur, Ritter York, eine Unterredung mit Herrn Rendorp zu haben. Nach einigen Weigerungen des Letzteren, weil er weder in einem besonderen Regierungsposten sey, noch irgend einigen Einfluß habe, geschah die Zusammenkunft den 14. April auf dem Zimmer des Greffier Fagel.

„Soll's in diesem Kriege wieder so werden, wie im vorigen," fing Ritter York an, „daß man über die Schifffahrt der Holländer so viel zankt und so viel Papier voll schreibt?" „Das hängt von England ab," war Rendorp's Antwort; man kann doch nicht erwarten, daß sich die Holländer ihre traktatenmäßigen Rechte geradezu ohne Widerspruch nehmen lassen, und es müssen wohl Beschwerden und Zwistigkeiten entstehen, wenn die Engländer die freie Fahrt und den freien Handel nach den französischen Besitzungen in Amerika wieder hemmen wollen."

Ritter York kam gleich auf die Traktaten von 1674 und 1678. Er nahm als entschieden an, daß England kraft des einen Traktats Hülfe fordern könne. Doch weil der König, sein Herr, wohl wisse, daß der Republik mit Krieg nicht gedient sey, so werde er auch aus besonderer Zuneigung gegen die Republik nicht auf der wirklichen Leistung des Succurses bestehen; er erwarte aber alsdann auch, daß die Republik auf dem Artikel des Traktats von 1674 wegen Verführung der Schiffsmaterialien nicht beharre; allein nur die freie Fahrt nach den französischen Inseln könne nicht gestattet werden, denn sie sey ja auch in Friedenszeiten verboten. So wenig sich nun Rendorp auf die Erörterung einlassen mochte, ob der casus foederis da sey, ob also das englische Verzichtthun auf Succurs als Gefälligkeit angesehen werden könne, so nachdrücklich erklärte er sich, den quästio-

nirten Artikel des Traktats von 1674 betreffend. Es würde eine Ungerechtigkeit seyn, den Niederländern jetzt das versagen zu wollen, was ihnen kraft jenes Artikels als Recht zukomme, besonders da namentlich dieser Artikel ursprünglich selbst zum Vortheil der Engländer bedungen worden. Es sey aber vergeblich, über diese Sache sich vergleichen zu wollen, da man nicht einmal einen freien Handel nach den französischen Besitzungen während des Kriegs hoffen könne.

Bei einer weiteren Unterredung, die einige Tage nachher folgte, erklärte sich der Ritter York ein wenig milder, daß wenn die Republik vom quästionirten Artikel des Traktats von 1674 abgehe, England wohl auch in Ansehung der Fahrt nach den französischen Besitzungen nachgiebiger seyn werde. Wie ist's möglich, antwortete Rendorp, daß der Staat ein Recht aufgeben soll, das sich auf einen feierlichen Traktat gründet? — Der König verlangt, war des Gesandten Antwort, vorerst keine völlige Aufhebung jenes Traktats oder jenes Artikels, sondern es soll nur darüber negociirt werden, und während der Negociation das Führen von Schiffsbau-Materialien nach feindlichen Häfen untersagt bleiben. So viel Gefälligkeit gegen England könne die Republik wohl beweisen, da England in Ansehung des Succurses und der freien Fahrt nach den französischen Besitzungen in Amerika höchst nachgiebig sich zeigen wolle. Wie kann man sich in Negociationen einlassen, war Rendorp's letzte Exception, über eine Sache, die klar traktatenmäßig entschieden ist? Würden sich nicht die Niederländer dem Schein dadurch aussetzen, als ob sie selbst an ihrem wahren Recht zweifelten? Oder müssen nicht die Engländer zugleich auch über einen andern Punkt handeln lassen, der ihnen eben so unzweifelbar zukömmt, z. B. über die Navigations-Akte? Der Gesandte schien dieses nicht ganz in Abrede zu stellen.

Mit Recht hielt aber Rendorp sich verpflichtet, von dieser Unterredung dem Bürgermeister Temminck, als dem, der den meisten Kredit in Amsterdam hatte, das Nöthige mitzutheilen. Es war doch der Mühe werth, die Sache in Ueberlegung zu nehmen, ehe man England den verlangten Succurs geradezu abschlug, und auf genauer Befolgung des Traktats von 1674 bestand, denn die Seemacht der Republik war kundbar gar nicht in dem Zustande, daß man die Gefahr eines Kriegs mit England um dieser Sache willen hätte wagen können. Während der Negociationen, bei welchen in der Form, wie sie angefangen werden sollten, der Republik nichts an ihrem klaren Recht vergeben werden sollte, konnte man sich auf alle Fälle in einen bessern Vertheidigungsstand setzen; und selbst Frankreich konnte sich nicht sehr darüber beschweren, weil Frankreich unterdeß versichert blieb, daß Holland den Engländern keine Hülfe leiste.

Auch Temminck schien das alles richtig zu finden, und wollte darüber mit andern Mitgliedern der Regierung sprechen; allein wer weiß wie es geschah — kurz der ganze Vorschlag des englischen Ambassadeurs wurde nicht angenommen; man glaubte sich etwas zu vergeben, wenn man, selbst auch auf die vorgeschlagene Weise, über ein traktatenmäßiges, klares Recht zu negociiren anfange.

Den 1. Februar 1781, kurz nach dem Ausbruch des Kriegs, wurde Rendorp zum Bürgermeister gewählt, und man wünschte ihm Glück über die schönen Augurien seines Amts, denn gerade damals war die Nachricht eingelaufen, daß die Gesandten der Republik die Akte der bewaffneten Neutralität unterzeichnet hätten. Die Meisten glaubten, dieser Traktat sey ein grosses Glück für die Republik, denn vermittelst der bewaffneten Neutralität könne sich die Republik bei ihren Rechten handhaben, zu deren Behauptung gegen England

sie allein viel zu schwach gewesen seyn würde. Der holländische Gesandte in Petersburg gab auch von Zeit zu Zeit die tröstlichsten Versicherungen von der Standhaftigkeit der Kaiserin und von den guten Gesinnungen des Grafen Panin, und den 17. Juli eröffnete der Prinz Gallizin den General-Staaten, daß drei russische Eskadern in verschiedenen Meeren kreuzen sollten. Doch war man wegen der wirklichen Hülfe, wenn nun der Fall eintreten sollte, nicht unbesorgt, denn man wünschte deutlichere Erklärungen, wann die Hülfe geleistet werden solle, und wünschte auch die Garantie der indischen Besitzungen. Aber Graf Panin versicherte die holländischen Gesandten, und diese schienen auch überzeugt zu seyn, daß keine besondere Garantie der indischen Besitzungen nöthig sey, daß in der Konvention mit Dänemark, die man abgeredeter Maßen zum Muster nehmen wollte, genug gesorgt sey, und daß man sich auf die Geradheit der Kaiserin verlassen könne.

Auf solche mündliche Versicherungen verließ man sich, so klar es auch war, daß diese Versicherungen nur Ausflüchte seyen, und so sehr auch manche Anzeigen bewiesen, wie wenig man sich darauf verlassen könne. So hatte z. B. Dänemark als Mitkontrahent der bewaffneten Neutralität die bekannte Bestimmung der bewaffneten Neutralität, was Contrebande seyn solle, mit zu behaupten, und schloß doch schon im Januar 1781 eine Deklaration mit England, daß auch rohes Zimmerholz, Pech, Theer, Kupferplatten, Segel, Hanf und Taue darunter begriffen seyn sollten.

Man beschloß also im Zutrauen auf solche zweifelhafte Zusagen, zu einer Zeit, da die eiligste Hülfe nothwendig war, bloß mit der Mehrheit der Stimme einer einzigen Provinz, in eine Verbindung zu treten, die die Republik nothwendig in den gefährlichsten Krieg hineinziehen mußte. Denn daß

die englische Kriegserklärung hauptsächlich durch den Beitritt der vereinigten Niederländer zur bewaffneten Neutralität veranlaßt worden, hat sich genug erprobt. Wie konnte man sich aber vorstellen, daß Rußland, bloß um der niederländischen Republik willen, einen Krieg mit England anfangen werde, und daß England den Russen selbst durch Hinwegnahme ihrer Schiffe gewiß keine Veranlassung gebe, war wohl voraus zu sehen. Wie ließ sich viel auf einen Hof rechnen, wo oft Alles von Launen eines Einzigen und von zufälliger Minister-Gnade abhängt, wo überdieß ein sehr gescheiter englischer Minister war, der auch das baare Geld wohl zu brauchen wußte. In der That aber mußte man sich auf Rußland allein verlassen; denn alle übrigen, zur bewaffneten Neutralität gehörigen Mächte waren hier ohne Bedeutung. Schweden hing von Rußland ab, Dänemark von England, und Preußen hatte keine Seemacht.

Dem allem unerachtet waren Viele für den schnellen Zutritt zur bewaffneten Neutralität, und zu den Eifrigsten gehörte auch der Pensionarius van Berckel, er, der zu gleicher Zeit immer darauf bestand, England würde es nicht wagen, den Niederländern den Krieg anzukündigen, und also uneingeschränkt Convoyen gegeben wissen wollte. Mit diesem Herrn aber hatte Rendorp nicht gar lange nach Antritt seines Amts folgende Geschichte, die wahrscheinlich der Grund des ganzen Hasses war, den dieser nachher gegen ihn gefaßt.

Es war Nachmittags den 2. März in Temmincks Hause eine Besoigne der Bürgermeister, und van Berckel brachte hier in aller Hitze die Nachricht, die russische Kaiserin habe ihrem Gesandten im Haag den Auftrag gegeben, die General-Staaten zu versichern, daß sie nächstens zum mächtigen Beistande der Republik eine Flotte in die Nordsee schicken würde.

Die hinweggenommenen Schiffe müßten den Niederländern restituirt, eine gehörige Schadenvergütung ihnen gegeben, und der Traktat von 1674 nebst der bewaffneten Neutralitäts-Akte gehandhabt werden. Van Berckel meinte, noch diesen Abend sollte man im Namen der Stadt Amsterdam an den russischen Gesandten, den Prinzen Gallizin, schreiben, daß er seiner Monarchin für die große, den Niederländern bewiesene Gnade Dank abstatte. Rendorp, der den Prinzen Gallizin genau kannte, war hoch verwundert, eine so wichtige Sache betreffend, nichts von ihm gehört zu haben, denn ihm war nicht mehr bekannt, als daß Gallizin den Auftrag hatte, der Republik die Mediation seiner Monarchin anzubieten. Er fragte also den Pensionarius: wie und woher er das wüßte? Und die Antwort des Letzteren war: ich bin nicht gehalten, es zu sagen. Doch wie er sah, daß auch die anderen Herren Bürgermeister, Temminck, Hooft und Elias, den Mann wissen wollten, erklärte er endlich, der russische Agent Oldecop habe es ihm im Namen und kraft Auftrags von Gallizin gemeldet. Um ganz in's Klare zu kommen, was es für eine Bewandtniß habe mit diesen Nachrichten des ältesten Pensionarius von Amsterdam, schrieb Rendorp noch selbigen Abend an den Prinzen Gallizin selbst, und die wörtliche Antwort desselben war folgende: Il faut, mon cher ami, que votre Pensionaire ait été fortement pris de vin, lorsqu'il me faisait dire des choses, auxquelles je n'avais seulement pas pensé. Voici ce que j'avais permis et non pas ordonné à Mr. Oldecop de dire à Mr. van Berckel „que j'avais ordre d'offrir à la République la médiation de l'Impératrice, que Mr. Simolin était chargé de la même commission à Londres, et que j'allais présenter un mémoire à leurs H. H. P. P.“ Ma lettre existe chez Mr. Oldecop, et en la lui faisant

demander de ma part, il vous serait bien facile de vérifier tout. Wie Rendorp zu Herrn Oldecop selbst ging, so fand sich's wirklich so; Gallizin's Brief lautete nicht anders.

Es war also klar, man trug sich mit Visionen wegen der russischen Hülfe, und veranlaßte durch den Beitritt zur bewaffneten Neutralität den Ausbruch des englischen Kriegs. Denn die Nachrichten des holländischen Gesandten aus London, des Herrn von Welderen, zeigten genugsam, daß jener Beitritt allein die wahre Kriegsursache geworden; die Entdeckung, die man in den Papieren des Präsidenten des amerikanischen Kongresses, Lorenz Gordon, gemacht hatte, war nur ein Vorwand, den England gerne nahm, um sich nicht durch Erklärung der wahren Ursache zu kompromittiren.

So wahr es nämlich ist, daß kein Mitglied des Staats ohne Wissen der übrigen Mitglieder desselben Bündnisse mit andern Mächten eingehen darf, so wenig befanden sich damals die Bürgermeister von Amsterdam in diesem Falle. Dieß erhellt klar selbst aus dem Auftrage, den der Pensionarius van Berckel erhalten. Er hieß so: „Herr van Berckel soll im Namen der Herren Bürgermeister von Amsterdam und ihrem ausdrücklichen Auftrage gemäß an Herrn Lee schreiben, daß, in der sichern Voraussetzung, es werde in dem damaligen Kongresse mit den englischen Kommissarien in Amerika nichts zum Nachtheil des Handels der vereinigten Niederländer bestimmt werden, die Bürgermeister von Amsterdam ihrerseits geneigt seyen, sobald die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten von England anerkannt sey, nach ihrem Vermögen Alles dahin zu lenken, daß zwischen den nordamerikanischen Staaten und der Republik ein ewiger Freundschafts- und Handels-Traktat geschlossen werde. Sie hofften aber, daß Herr Lee von diesen

gegen ihn geäußerten Gesinnungen gehörigen Orts vorsichtigen Gebrauch werde zu machen wissen."

In diesem ganzen Auftrag ist gewiß nichts, was unrecht scheinen könnte. Die Bestimmung ist so klar, sobald die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten von England anerkannt seyn werde, und die Bürgermeister von Amsterdam versicherten bloß auf diesen Fall ihre Gesinnung, wenn es alsdann zu ordentlicher Beredung eines Traktats kommen sollte. Ist eine solche Vorsorge von Regenten einer Stadt, deren ganzer Flor auf dem Handel beruht, nicht viel mehr zu loben, als zu tadeln? Ist aber ihr Beamter ohne ihr Wissen noch weiter gegangen, so sind nicht sie, sondern er allein strafbar.

Bürgermeister Temminck versicherte aber Herrn Rendorp, daß er den Traktat selbst nie vorher gesehen, ehe er den Staaten von Holland vorgelegt worden, und nur um den Pensionarius van Berckel zu retten, haben die Bürgermeister von Amsterdam die ganze Verhandlung als die ihrige anerkannt. Berckel mag seinen Patriotismus entschuldigen, daß er die Vortheile, die damals er, wie viele Andere, von einer Verbindung mit Nordamerika hofften, casu quo durch einen Traktat zu sichern suchte. Daß aber, wie Stokton vorgibt, das Konzept des Traktats wirklich den 4. September von Johann de Neufville, als Deputirten des Pensionarius und der Bürgermeister der Stadt Amsterdam, und von W. Lee, als Kongreßdeputirten, unterzeichnet worden, ist nicht wahrscheinlich. Aus Obigem erhellet, daß ihn die Bürgermeister gewiß nicht dazu deputirt haben, und eben so unglaublich ist es, daß ein erfahrener Beamter, der sich überdieß damals mit den Bürgermeistern wohl stand, bloß für sich mit dem Kaufmann de Neufville so weit gegangen seyn

soll, und ohne Auftrag seiner Prinzipale im Namen derselben habe unterzeichnen lassen.

Vielleicht hat de Neufville, bloß um sich bei dem Kongresse mehr Ansehen zu geben, von seinem Auftrage größeres Aufheben gemacht, als er in der That verdiente; wenigstens beweist der ganze Brief von Stokton, daß seinen Nachrichten wenig zu trauen ist, denn der unwissende Mann sieht überall hervor. Er sagt, Amsterdam zahle 3/4 an der Quote von Holland, und Holland 3/4 an der Quote der sieben vereinigten Provinzen. Sowohl in seinem Briefe, als was sehr merkwürdig ist, im ganzen Traktat selbst, heißen die General-Staaten immer die Staaten der sieben vereinigten Provinzen von Holland, und aus diesem im Konzept des Traktats selbst vorkommenden Fehler sollte man doch in der That muthmaßen, daß der sogenannte Herr Ambassadeur de Neufville das Konzept des Traktats seinen Herrn nicht habe lesen lassen.

Doch das Ganze war des Lärmens nicht werth; es war ein Konzept und kein Traktat, und von der schlimmsten Seite betrachtet, war's eine Unvorsichtigkeit eines eifrigen Pensionärs, der sich allzugroße Vortheile von der Verbindung mit Nordamerika versprach, und die Erlaubniß zu traktiren, die ihm seine Prinzipale gegeben, zu weit ausdehnte. Unterdeß die Staaten von Holland selbst, vielleicht nicht genug instruirt durch den von den Bürgermeistern gegebenen Bericht, sahen die Sache von einer andern Seite an. Denn kraft einer Resolution vom 21. Dezember 1780 forderten sie ein Gutachten vom Hof von Holland über die Frage: „Ob in jenem quästionirten Faktum von 1778 irgend etwas liege, was zufolge der Verfassung des Landes berechtige, gegen die damaligen Bürgermeister von Amsterdam und den ältesten Pensionarius einen Kriminalprozeß anzufangen.“ Man erfuhr bald unter

der Hand, daß das Gutachten nicht günstig und besonders nicht zum Vortheil des Pensionarius ausfallen werde. Die Bürgermeister baten also Herrn Rendorp, sobald möglich mit dem Pensionarius Visscher nach dem Haag zu reisen, und, ehe noch etwas beschlossen werde, zu verhindern, daß der Rapport der Kommissarien des Hofes von Holland nicht in den vollen Rath komme. Beide gingen auch sogleich ab, und der Präsident Slicher war nicht ungeneigt, so viel möglich zu verhindern, daß nicht im gegenwärtigen Zeitpunkt, da bereits Krieg mit England war, ein Gutachten des Hofes von Holland an die Versammlung der Staaten von Holland gelange; aber der Erbstatthalter glaubte der Justiz ihren stracken Lauf lassen zu müssen. Doch bewirkten Visscher und Rendorp, daß das Gutachten nicht eingegeben wurde, und bei den weiteren, nachher eintreffenden Umständen unterblieb es ganz. Nie wären auch das alles so wichtige Dinge geworden, wenn nicht schon geraume Zeit vor dem Kriege zwischen dem englischen Ambassadeur, dem Rathspensionär und dem Pensionär van Berckel Widerwillen gewesen wäre.

Der englische Ambassadeur war ein ehrlicher gerader Mann, aber hohen Sinnes, und ob er schon seit 20 Jahren in Holland gewesen, so kannte er doch die Holländer gar nicht. Er beurtheilte sie nach einigen wenigen Leuten, mit denen er umging, und hatte längst einen Widerwillen gegen die erstgenannten Herren gefaßt, und, besonders wie er merkte, daß sie auf seine anfangs gethanen Friedensvorschläge wenig achteten, das Feuer mehr aufgeschürt, als gedämpft. Er würde sich wohl dafür gehütet haben, wenn er nicht den völlig wehrlosen Zustand der Republik gekannt hätte, und er mochte wohl glauben, daß es die Holländer doch nicht zu einem Kriege kommen lassen würden, weil sie ihr Interesse viel zu gut verständen, als daß sie um eines Handelsarti-

kels willen ihrem ganzen übrigen Handel einen unersetzlichen Schaden zufügen sollten. In der That war auch das alles richtig, und dem Handel der Niederländer eröffnete sich, wenn es Friede blieb, eine desto schönere Aussicht, da die Engländer versprochen hatten, frei Schiff, frei Gut als allgemeine Regel anzunehmen, und diese Regel selbst bei Cabotage von einem feindlichen Hafen zum andern zu beobachten. Aber eben so glaubten auch die Niederländer, daß England die letzten Schritte nicht wagen werde, und indeß diese und jene nicht glaubten, so waren plötzlich beide an eben demselben Ziel.

Freilich war nun guter Rath theuer, nachdem England den Krieg wirklich erklärt hatte. Man wandte sich an die nordischen Mächte, und besonders an Rußland, um Hülfe, erhielt aber bald die Antwort, daß der englische Angriff keine Folge des Beitritts zur bewaffneten Neutralität sey, daß also auch der Fall der traktatenmäßigen Hülfe nicht eintrete, und ohnedieß verlor um eben diese Zeit Graf Panin viel von seinem Einfluß.

Die Republik war also preisgegeben, und es ist nicht zu leugnen, Frankreich that ihr in dieser bedenklichen Lage manchen wichtigen Dienst. Wenn auch alle Kräfte angestrengt und mit der größten Thätigkeit für Alles gesorgt worden wäre, so hätte man doch den Krieg nicht mit Glück bestehen können; noch schien es aber überdieß, daß von oben herab nicht Alles geschehe, was geschehen sollte, und so gewiß das allgemeine Geschrei übertrieben war, so gewiß kamen doch Fälle, die man sich, ohne beschuldigende Rücksichten auf die Direktion, kaum zu erklären wußte. Man gab dem Einfluß des Herzogs von Braunschweig Schuld.

Es mißfiel der Nation, es verdroß die Regenten, und verdroß selbst die, die dem Erbstatthalter und seinem Hause besonders zugethan waren, daß der Prinz diesem seinem ehe-

maligen Erzieher zu viel Vertrauen schenkte, und man beschuldigte den Letzteren, daß er den Erbstatthalter bloß mit Kleinigkeiten beschäftige, und ein solches Mißtrauen zwischen ihm und den Regenten veranlasse, das nothwendig dem Gemeinwohl nachtheilig seyn müsse. Längst war daher der Wunsch gewesen, daß der Erbstatthalter einige Personen, die sein und das allgemeine Vertrauen besäßen, zu sich nehmen möchte, um unter ihrem Beistand sowohl die Projekte zu verabreden, als die schleunigere Vollziehung derselben besorgen zu lassen. Dieser Vorschlag, der auch im Namen der Stadt Amsterdam den 18. Mai 1781 in der Versammlung der Staaten von Holland geschah, enthielt offenbar keine gefährliche Neuerung, denn selbst die Mutter des Erbstatthalters hatte es immer so gehalten, und den hohen erbstatthalterischen Rechten sollte durchaus kein Abbruch dadurch geschehen. Unterdeß der Vorschlag mißglückte doch; nur glaubten die Bürgermeister von Amsterdam jetzt desto eher sich verpflichtet, den bekannten Schritt (8. Juni 1781) gegen den Herzog zu thun, denn wie die Ueberzeugung allgemein war, und selbst bei den besten Freunden des Prinzen war, so schien viel für das Gemeinwohl und den Erbstatthalter selbst gewonnen, wenn Letzterer sich entschließen konnte, den Herzog von sich zu entfernen.

Oft hatte selbst der Raths-Pensionarius über den Herzog geklagt, und, wenn etwas geheim bleiben sollte und doch ausgekommen, in der Versammlung der Staaten von Holland in Gegenwart verschiedener Personen erklärt: das kann Niemand gesagt haben, als der Mann in der Pooten-Straße! Fragte Jemand noch, wer das sey, so setzte er hinzu: der Herzog. Auch gegen verschiedene Mitglieder der Regierung von Amsterdam hatte er sich nicht nur einmal geäußert, daß der Herzog die besten Maßregeln vereitele, daß

oft, wenn er, der Raths-Pensionarius, mit dem Statthalter über etwas einig geworden, wenige Stunden nachher, sobald der Statthalter mit dem Herzog gesprochen, ein Billet vom Statthalter komme, mit der Nachricht, er sey anderer Meinung geworden.

Es war also nicht Parteisache oder vorübergehende Klatscherei, was allgemein von den Verhältnissen des Herzogs zum Statthalter geurtheilt wurde, und die Bürgermeister von Amsterdam wurden nach langem und reifem Bedenken endlich unter sich einig, bei einer Konferenz, die der Statthalter mit ihnen um diese Zeit, die Proposition vom 18. Mai betreffend, zu haben wünschte, offenherzig, aber zugleich im engsten Vertrauen gegen ihn sich zu erklären. Sie ließen also durch den Pensionarius Visscher schriftlich aufsetzen, was sie sagen zu müssen glaubten, und baten ihre Kollegen, die Herren Temminck und Rendorp, die zur Konferenz reisten, dem Herrn Erbstatthalter erst durch den Pensionarius es mündlich sagen zu lassen, und alsdann schriftlich zu übergeben. Sowohl im mündlichen Vortrage, als in dem, was schriftlich zu übergeben war, sollte aller Schein wirklicher Beschuldigungen gegen den Herzog völlig entfernt und das ganze Haupt-Argument bloß darauf gestellt werden, daß der Herzog wegen des gegen ihn gefaßten Mißtrauens der Rathgeber des Statthalters nicht seyn könnte, viel weniger sein einziger Rathgeber seyn sollte.

Temminck und Rendorp waren äußerst vorsichtig, damit nicht kund werde, was sie dem Statthalter vortragen wollten, um keine Verlegenheit zu veranlassen, der Ausgang sey, welcher er wolle. Denn wenn auch die Erfüllung des geäußerten Wunsches vom Statthalter nicht zu erhalten seyn sollte, so war man nicht übler daran, als vorher, sobald Alles geheim blieb, und die Herren von Amsterdam hatten denn doch

das gethan, was sie für ihre Pflicht hielten. Daran lag also Alles, daß nichts von der Sache kund werde; und deßwegen hatte Niemand den gemachten Aufsatz zu lesen erhalten, als die vier regierenden Bürgermeister und der Pensionarius Vischer. Wenn auch einige andere Herren davon wußten, daß in der bevorstehenden Konferenz den Herzog betreffend gesprochen werden solle, so wußten sie doch nicht wie?

Freitag halb 12 Uhr war die Konferenz. Temminck und Rendorp hatten ausdrücklich gebeten, daß auch der Raths-Pensionarius dabei seyn möchte. Sie hatten dazu ihre wichtigen Gründe, so geflissentlich sie auch Letzterem nicht vorhersagten, was vorkommen werde. Nur um den Prinzen selbst auf den bevorstehenden Vortrag ein wenig vorzubereiten, erklärte sich Rendorp schon den Donnerstag vorher, bloß für sich, ungefähr auf folgende Weise gegen den Prinzen: Es müßte morgen eine Vorstellung gethan werden, die, wie leicht zu vermuthen, Sr. Hoheit unangenehm seyn möchte, aber sie glauben es ihrer Stadt, dem ganzen Lande, ihren Mitregenten und ihnen selbst schuldig zu seyn. Zu Sr. Hoheit hätten die Bürgermeister alles Zutrauen, aber gar nicht zum Herzog. So lange dieser der Rathgeber sey, könne keine gute Korrespondenz zwischen Sr. Hoheit und der Stadt Amsterdam seyn. Nicht die Amsterdamer allein, nicht bloß andere städtische oder staatische Regenten seyen gegen den Herzog, sondern selbst Sr. Hoheit beste und vertrauteste Freunde. Wenn der Herzog ein wohldenkender Mann und ein wahrer Freund Sr. Hoheit sey, so müßte er selbst einsehen, daß der Widerwillen gegen ihn so groß geworden, daß er mit seinem Rath keine weiteren Dienste zu thun vermöge, und wenigstens eine Zeit lang nach seinem Gouvernement oder sonst wohin sich begeben müsse. Der Erbstatthalter antwortete mit vieler Ruhe, der Herzog sey nicht in Allem sein Rathgeber, und das

Mißtrauen in den Herzog sey ungegründet; auch sey es ihm unmöglich, bei den Verpflichtungen, die er gegen den Herzog habe, und bei den Stellen, die der Herzog in der Republik bekleide, denselben hinwegzuschicken. Der Worte wurden hierauf noch viele gewechselt, und Rendorp nahm endlich folgendermaßen Abschied: Ich habe Euer Hoheit auf's beste gesagt, was morgen geschehen soll. Wir werden morgen das Vorzutragende auch schriftlich übergeben. Hören Sie Alles ruhig und gütig an; es steht alsdann bei Euer Hoheit, sich darüber zu erklären und zu bestimmen.

Dem Schein nach war der Prinz noch mit Güte von Rendorp geschieden, aber gleich noch denselbigen Abend oder des andern Morgens früh mußte Rendorp hören, daß der Prinz schon mit dem Herzog davon gesprochen, und jetzt sehr aufgebracht sey. Auch zeigte ihm am Freitag in der Versammlung der Staaten von Holland der Raths-Pensionarius ein vom Erbstatthalter erhaltenes Billet, worin er sich sehr stark wider die vorhabende Sache erklärte, und mit großem Ernst von den Verpflichtungen sprach, die er gegen den Herzog, als seinen zweiten Vater, habe. Natürlich konnte aber das alles nicht hindern, daß nicht Temminck und Rendorp dem Auftrage, den sie einmal hatten, ein Genüge thaten.

Wie also Freitag den 8. Juni halb zwölf Uhr die Konferenz eröffnet worden, so verlas der Pensionarius Visscher, nach einem gehaltenen kleinen Eingang, das bei sich habende Memoire. Gleich anfangs zeigte der Statthalter einige Ungeduld; wie man aber vollends an die erste, den Herzog betreffende Periode kam, fiel er dem Pensionarius in's Wort, und sagte: Meine Herren, das kann ich dem Herzog nicht verschweigen; ich könnte es nicht verantworten. Rendorp bat den Prinzen, zu erlauben, daß das Memoire vollends gelesen werden dürfte. Wie aber

Vißcher an die Stelle kam, wo vom Raths-Pensionarius gesprochen wird, so fiel nun dieser in die Rede: „Er erinnere sich nicht, etwas der Art gesagt zu haben; er habe sich bloß Ursachen halber seit einer geraumen Zeit enthalten, mit dem Herzog zu sprechen.“ Wir hören mit Verwunderung, antwortete hierauf Vißcher, daß Sie sich dessen nicht erinnern. Man könnte doch den Platz sagen, wo das gesprochen worden, und die Leute angeben, die gegenwärtig waren. Namentlich der Reden des Raths-Pensionarius zu gedenken, hatte man gar kein Bedenken getragen, weil man wußte, daß er diese Erklärungen nicht bloß Einzelnen anvertraut, sondern selbst in der Versammlung der Staaten von Holland sie gethan habe. Der Statthalter selbst kannte das Mißverständniß zwischen dem Herzog und dem Raths-Pensionarius sehr wohl; auch blieb ja, wie man voraussetzte, Alles geheim, was in dieser Konferenz vorgetragen wurde.

Nach vollendeter Lesung übergab Vißcher das Memoire dem Statthalter, der sogleich mit vieler Heftigkeit sich erklärte: der gethane Schritt sey unerhört und für ihn höchst schimpflich; keinem seiner Vorfahren hätte man etwas dieser Art sagen dürfen. Es sey auf mehr angesehen, als bloß den Herzog hinwegzujagen; mit diesem fange man an, mit ihm und seinem Hause wolle man endigen. Der Amsterdamer Absicht sey, ihm alles Ansehen zu nehmen und einen Unmündigen aus ihm zu machen. Amsterdam sey die Ursache von allem Unglück, das über das Land gekommen, und nun wolle man es auf ihn schieben. Nie werde er zugeben, daß dem Herzog das Geringste zu Leid geschehe, und man verlange eine Niederträchtigkeit von ihm, wenn man fordere, daß er den Herzog, seinen zweiten Vater, den Mann, den ihm die Landesregenten selbst während seiner Minderjährigkeit vorgesetzt, hinwegjagen solle. Er könnte es nicht einmal thun,

selbst wenn er auch wollte, weil der Herzog in Diensten der General-Staaten stehe. Schändlich sey es, einen Mann dieser Geburt und dieses Ranges wie einen Schelmen und Verräther hinwegjagen; das würde er nie thun, u. s. w.

Wie der Hauptsturm vorüber war und der Statthalter ein wenig ruhiger geworden, schlug der Raths-Pensionarius vor, ob es nicht gut seyn möchte, daß die Herren von Amsterdam das Memoire wieder zurücknähmen. Rendorp stellte es nach langen feierlichen Protestationen, wie sehr Amsterdam mißverstanden werde, wie gar nicht vom Hinwegjagen des Herzogs die Rede sey, ganz dem Gutbefinden des Statthalters anheim. Der Prinz aber antwortete: „Ich muß Alles dem Herzog mittheilen, damit er Gelegenheit habe, sich gegen die gemachten Beschuldigungen zu vertheidigen.“ Und wie Rendorp darauf bemerkte, daß man dem Herzog keine beschuldigenden Vorwürfe gemacht habe, sondern bloß dabei stehen geblieben sey, daß wegen des großen Hasses und Mißtrauens, das er gegen sich habe, seine Anwesenheit schädlich werde, so setzte er noch einmal hinzu, es stehe übrigens ganz bei Sr. Hoheit, das Memoire dem Herzog zu geben, damit er sich bei dem Publikum verantworten könne. Nur sey wohl zu überlegen, ob die Publicität dieses Memoire für den Herzog vortheilhaft sey; ihre Absicht sey gewesen, daß alles Bisherige bloß innerhalb dieser vier Mauern bleibe. Da aber der Raths-Pensionarius noch einmal darauf drang, daß das Memoire zurückgegeben werden sollte, so gab's endlich der Statthalter dem Pensionarius Visscher zurück.

Nach und nach wurde die Konferenz ruhiger, und da sie noch lange dauerte, so sprach man noch von verschiedenen Dingen. Beim Aufbrechen und Hinweggehen sagte noch Rendorp: er hoffe, Se. Hoheit würden überzeugt seyn, daß

bei dem ganzen Schritt, der geschehen, nichts Anderes gesucht worden, als das allgemeine Beste, und daß sie gewiß jeder Zeit zeigen würden, wie sehr sie Sr. Hoheit selbst und dem ganzen durchlauchtigen Hause desselben ergeben seyen. Ich hoffe davon Proben zu erhalten, war des Prinzen letztes Wort.

Dieß ist also das Faktum, von dem damals so viel gesprochen worden, und das so wichtige Folgen hatte. Der Herzog suchte es als ein äußerst strafwürdiges Faktum vorzustellen, besonders auch deßwegen, weil die Bürgermeister allein, ohne Wissen und Willen der übrigen Mitglieder der Regierung, diesen Schritt gethan. Sollten sie aber nicht nach ihrem ganzen Amt dazu berechtigt gewesen seyn? Würden sie nicht vielmehr gefehlt haben, wenn sie ihr Vorhaben unzeitig mitgetheilt hätten? War an dem Gutheißen der übrigen Mitglieder der Regierung zu zweifeln?

Offenbar gewann freilich Alles ein anderes Ansehen, sobald, wie nun gleich durch den Statthalter geschah, Alles ruchbar gemacht worden. Kaum aber hörten die Herren in Amsterdam von dieser Publicität, so schickten sie ihr Memoire wieder an den Raths-Pensionarius, damit er es dem Statthalter geben, und so denn Mißverständnisse und verbitternde Beschuldigungen verhütet werden möchten, an denen es sonst bei der damaligen Stimmung der Gemüther und bei der natürlichen Ungewißheit der Erinnerung des Vorgelesenen fast nicht fehlen konnte. Schon den 21. Juni erschien denn ein Brief des Herzogs an die General-Staaten, und den 2. und 3. Juli wurden in der Versammlung derselben die mehr oder minder günstigen Resolutionen für den Herzog gefaßt. Es lag aber, wie man deutlich aus der Resolution vom 2. Juli sieht, ein faktischer Irrthum dabei zum Grunde. Es hieß, daß der Herzog, der als Feldmarschall in den Diensten der

vereinigten Staaten stand, von den Amsterdamer Herren öffentlich blamirt worden sey. Oeffentlich — war doch nach allem dem, dessen man den Statthalter so heilig versichert hatte, ganz unrichtig.

Während daß diese Angelegenheit des Herzogs das ganze Publikum beschäftigte, gab Herr van Lynden van Blyttерswyk den Amsterdamischen Deputirten im Haag mündlich Nachricht, daß er vor einigen Tagen Sr. Hoheit erklärt habe, weder den erhaltenen Auftrag nach Wien, noch irgend einen andern ausländischen Auftrag annehmen zu können, so lange der Herzog von Braunschweig seinen bisherigen Einfluß auf die Geschäfte und auf die Gesinnungen des Prinzen behalte. Er bat zugleich die Deputirten, ihren Kommittenten hievon Nachricht zu geben. Wie man es hierauf von Seiten der Stadt Amsterdam dahin einzuleiten gesucht, daß den holländischen Deputirten zur Versammlung der General-Staaten aufgegeben werden möchte, letztere zu bewegen, den Herrn van Lynden befragen zu lassen, warum er vom Einflusse des Herzogs so arg denke, so erfuhr man bald mit nicht geringem Erstaunen, daß Herr van Lynden weder seinen Namen, noch sein Missiv an die General-Staaten genannt wissen wolle; er habe, setzte er hinzu, bloß uns Amsterdamern den Weg gewiesen. Da man sich wegen letzterer Worte nähere Erklärung erbat, war seine Antwort, man sollte den Statthalter durch eine förmliche Deputation von Seiten der Stadt Amsterdam auf sein Kavaliers-Wort fragen, ob er den Herzog als Konsulenten angenommen, und ob etwas darüber schriftlich aufgesetzt worden. Mit dieser Konsulenten-Akte aber, von der hier die Rede geworden, hatte es nach allen den Nachrichten, die Rendorp schon 1768 vom jüngeren Greffier F. Fagel erfahren, folgende Bewandtniß.

Wie die General-Staaten 1766 Marien Theresien ersuchten, zu erlauben, daß der Herzog, der in österreichischen und deutschen Reichsdiensten war, noch eine Zeit lang dem Herrn Statthalter mit seinem weisen Rath beistehen dürfe, und dieser Wunsch vom Wiener Hof erfüllt worden, so hielt man für nöthig, den Herzog durch eine besondere Akte dazu zu verbinden, und Bleiswyk, der damals noch Pensionarius von Delft gewesen, aber dem Erbstatthalter und dem Herzog besonders zugethan war, sprach selbst davon, daß er wohl das Konzept werde machen müssen. Da nun Bleiswyk nach einiger Zeit den entworfenen Aufsatz der Akte dem alten Greffier Fagel zeigte, war dieser nicht damit zufrieden, daß es im ersten Artikel ganz unbestimmt hieß: der Herzog sollte zu allen Zeiten Seiner Hoheit mit Rath und That beistehen; denn hierin liege ja eine Verpflichtung für den Statthalter, den Herzog zu allen Zeiten um seinen Rath zu fragen. Fagel meinte, anstatt zu allen Zeiten, sollte es heißen, so oft wir es von Höchstdemselben verlangen oder für uns diensam und nöthig finden. Auch glaubte Fagel, man müsse eine gewisse Zeit festsetzen, etwa von drei Jahren. Auf beide Anmerkungen wurde Rücksicht genommen, und die zweite Anmerkung veranlaßte den Zusatz: und das alles soll provisionell und bis gut gefunden wird, es wieder aufzuheben, hiermit festgesetzt seyn.

So wurde also die Akte ausgefertigt, mit Wissen und Willen des damaligen Raths-Pensionarius Stein; Herr von Rhoon aber wußte nichts davon, und wie er es nachher erfuhr, mißbilligte er es sehr; ebenso der englische Ambassadeur, Ritter York.

Der Prinz selbst sagte einmal Herrn Rendorp, daß die in dieser Akte zum Besten des Herzogs stehende Sicherstellung

bloß die Absicht gehabt habe, Letzteren auf den Todesfall des Statthalters, dessen Gesundheit damals sehr bedenklich war, gegen den Prinzen und die Prinzessin von Weilburg zu sichern; und so äußerte sich auch der Herzog selbst. Der junge Greffier Fagel aber, Herr von Rhoon und andere Freunde des Statthalters hielten dieses bloß für einen Vorwand, und glaubten, daß der Herzog, unter dem Scheine einer übernommenen Verpflichtung zu rathen, Andere zu entfernen und den alleinigen Rathgeber zu machen suche. Dieß wird wahrscheinlich, wenn man bedenkt, wie das erste Konzept der Akte gelautet, ehe der alte Greffier Fagel seine Erinnerungen machte.

Unterdeß die Bürgermeister von Amsterdam sahen doch diese Konsulenten-Akte von einer andern Seite an, als sie gewöhnlich von der anti-oranischen Partie betrachtet wurde. Sie glaubten zwar, daß es keinem Regenten erlaubt sey, sich zu verbinden, in Amtssachen den Rath eines Andern einholen zu müssen; aber daß doch Jedem frei stehen müsse, Jemanden, zu dem er großes Zutrauen mit Recht haben zu können glaubt, zum Konsulenten anzunehmen; und sie waren überzeugt, daß man es dem Prinzen nicht verargen könne, den Herzog dazu gewählt zu haben, denn dieser war ja sein Vormund und Erzieher gewesen. Wie auch Maria Theresia von den General-Staaten 1768 ersucht worden, dem Herzog zu erlauben, daß er in ihrem Dienste noch länger bleibe; so hieß es in der Resolution vom 14. April 1768 ausdrücklich, damit er nach dem Wunsche des Prinzen Statthalters diesem mit seinem weisen Rath und Assistenz noch fernerhin dienen möge. Mit Recht haben sich also die Bürgermeister von Amsterdam, dieser ihrer Ueberzeugung zufolge, auf die Konsulenten-Akte gar nie eingelassen.

Welchen Ausgang die Sache wegen des Schreibens des Herzogs an die General-Staaten genommen, ist zum Theil bekannt genug. Der Herzog erklärte endlich dem Präsidenten der General-Staaten mündlich, daß nie seine Absicht gewesen, Satisfaktion zu verlangen. Man sah nämlich nach und nach aus dem ganzen Gange der Berathschlagungen und aus mehreren einlaufenden Erklärungen, daß selbst die, die am günstigsten dachten, doch die Forderung einer Satisfaktion für ungereimt hielten; der Herzog deklarirte also lieber selbst, daß er dieses nie verlangt habe; die Meisten sahen dieses aber für einen Widerruf an. Was nachher mit dem Herzog weiter vorgefallen, und daß man endlich so sehr Alles außer Acht setzte, was man einem Manne von solcher Geburt schuldig war, haben die vornehmsten Regenten von Amsterdam nie gutgeheißen.

Bald nach dem Faktum mit dem Herzog kam Joseph II. unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein nach Amsterdam. Man hatte viel Aufhebens gemacht, wie ungehalten er gegen die Bürgermeister von Amsterdam und namentlich gegen Rendorp wegen des Betragens in der Sache des Herzogs sey; allein der Erfolg schien diese vorläufigen Gerüchte gar nicht zu bestätigen. Da der Kaiser Rendorpen wissen ließ, daß er ihn zu sprechen verlange, begab sich dieser, der getroffenen Abrede mit dem General Reischach zufolge, sogleich nach der Ankunft des Monarchen zu ihm. Diese erste Unterredung dauerte ziemlich lange. Es wurde vom inneren und äußeren Zustande der Republik und besonders auch von den Zwistigkeiten gesprochen, die den Herzog betrafen.

So unschicklich und unfein es seyn würde, die mündlichen Aeußerungen des Monarchen hier drucken zu lassen, so erlaubt ist's doch gewiß, nur eines zu sagen. Wie von dem Schritt die Rede wurde, den die Stadt Amsterdam

gegen den Herzog gethan, und Rendorp anführte, daß es fast einzig daher gekommen, weil man der Meinung sey, daß der Herr Erbstatthalter ein ganz ausschließendes Vertrauen auf den Herzog setze, so fiel ihm der Kaiser laut lachend in die Rede: et vous autres, vous n'avez guères confiance en lui. Der Herzog hat gewünscht, setzte Joseph II. hinzu, daß ich mich um seinetwillen in diese Zwistigkeiten mischen möchte; ich habe es aber von der Hand gewiesen; sie gehen mich nichts an.

Da die Unterredung, den Herzog und einige andere angesehene Personen betreffend, geendigt war, kam das Gespräch auf den Krieg mit England. Es war ein Unglück für die Republik, sagte Joseph II., daß sie zu einer Zeit, da sie keinen Krieg führen konnte, Ursache zum Kriege gab, und es war nicht klug, von Rußland oder den andern nordischen Mächten thätige Hülfe zu erwarten. Die Kaiserin wird wohl bereit seyn, ihre guten Dienste anzubieten, aber mehr nicht; und wenn auch Rußland selbst helfen wollte, würde es wenig nützen, denn ihre wenigen zerstreuten Kriegsschiffe würden schnell eine Beute der Engländer werden. Schweden aber wird und kann nichts thun, und die Gesinnungen des dänischen Hofes sind bekannt. Der Frieden ist also für die Republik das Beste; freilich — il est plus facile de faire une sottise que de la réparer. Allein die Niederländer sind nicht die Einzigen, die in diesen Geschichten gefehlt haben. Die Engländer machten es in ihrer Art nicht besser. Wie Frankreich ihnen den Krieg ankündigte, hätten sie sollen die Nord-Amerikaner ganz sich selbst überlassen, und mit aller Macht auf die französischen Kolonien losfallen, die sich in ihrem damaligen Zustande nothwendig hätten ergeben müssen. Auch die Franzosen waren um nichts gescheiter. Sie fingen Krieg

an, ohne gerüstet zu seyn, und schickten nun noch obendrein Herrn Necker hinweg.

Nach einigen Zwischenreden kam der Monarch wieder darauf, daß der Frieden das Beste für uns seyn würde, mais qu'on ne faisait pas la paix sans coups de canon. Auch die Verhältnisse, die man gegen Frankreich beobachten müßte, würden die Sache schwierig machen, und Frankreich werde freilich alles Mögliche thun, den Frieden mit England zu hindern. Der Monarch fragte alsdann: was die Stadt Amsterdam in Ansehung der letzthin angebotenen Mediation thun werde? Und Rendorp antwortete hierauf: Es scheint uns ungeschickt, die Kaiserin zu Erfüllung des geschlossenen Traktats aufzufordern, und zugleich doch ihre Vermittlung anzunehmen. Das ist richtig, sagte der Kaiser, aber wenn die Niederländer die Mediation nicht annehmen, so können sie auch keinen Gesandten auf den bevorstehenden Friedens-Kongreß schicken. Er erzählte hierauf, wie weit es schon mit dem Kongreßprojekte gekommen, und welche Minister sowohl er selbst, als andere Monarchen schon dazu bestimmt hätten, und fragte zuletzt: wer der unsrige seyn werde? Wahrscheinlich Herr von Wassenaar Twickelo, war Rendorp's Antwort. Endlich schied Joseph II. mit den Worten: Vous pouvez dire à qui vous voudrez ce que je vous ai dit au sujet des affaires publiques. Je ne veux pas qu'on ignore ma façon de penser, mais sur ce que je vous ai dit de certaines personnes particulières, soyez discret.

Gleich nach dieser Unterredung mit dem Kaiser erhielt Rendorp einen Brief aus dem Haag, worin man ihm schrieb, der Kaiser wisse von gewissen Eröffnungen, einen Partikulär-Frieden mit England betreffend, die der sardinische Gesandte, Graf von Mirabel, ihm, Herrn Rendorp, gemacht habe, und

die alsdann Rendorp selbst sowohl den Bürgermeistern Temminck und Elias, als andern Herren der Regierung mitgetheilt. Jene Beiden, denen Rendorp den erhaltenen Brief mittheilte, hielten für gut, daß Letzterer mit dem Kaiser davon spreche, und bei dieser Gelegenheit auch gegen ihn sich äußere, wie gerne die Bürgermeister von Amsterdam in Beziehung auf Annahme oder Nichtannahme der letztangebotenen Vermittlung seinen Rath hören und befolgen möchten.

Sonntag Nachmittag drei Uhr ließ sich der Kaiser sprechen, und wie Rendorp die Sache vortrug, antwortete der Monarch: Ich habe den Herzog de la Vauguyon gefragt, ob er von gewissen, durch den Grafen von Mirabel gethanen Eröffnungen wisse. Da mich der Herzog versicherte, daß er noch nichts davon erfahren, so setzte ich noch hinzu: mir ist, ich kann nicht sagen wie? Nachricht davon zugekommen. Hätte ich geglaubt, fügte der Monarch sehr gütig hinzu, daß meine Aeußerungen die Herren Bürgermeister im Geringsten beunruhigen könnten, so würde ich es nicht gesagt haben. Rendorp hielt es hierauf für Pflicht, dem Kaiser offenherzig Alles zu erzählen, was in dieser Sache vorgefallen, und näherte sich mit vielen Umschweifen der Hauptfrage, die er auf dem Herzen hatte, wegen Annahme oder Nichtannahme der russischen Mediation. Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen, sagte Joseph II., allein Sie setzen mich ein wenig in Verlegenheit, daß Sie mich in dieser Sache um Rath fragen. Ich muß hiebei vergessen, daß ich Kaiser bin, und mir vorstellen, ich sey ein Holländer. Setze ich mich aber in diese Lage, so muß ich sagen, Sie thun gut, wenn Sie sich mit England aussöhnen. Freilich ist's schwer wegen Frankreich, das man schonen muß, und wegen der Kaiserin von Rußland, die wahrscheinlich unzufrieden darüber seyn wird, wenn diese Angelegenheiten nicht in ihrer Hand bleiben. Daher ist immer

doch das Rathsamste, die Sachen mögen sich wenden wie sie wollen, die angebotene Mediation anzunehmen. Sonst können die Niederländer nicht auf dem Kongresse erscheinen, denn sie können nicht als kontrahirende Partie zugelassen werden, und müssen bloß Frankreich für sich sprechen lassen, was doch nicht gut wäre. Demungeachtet aber sollte man, um Frankreich zu schonen, wegen der Bedingungen, die etwa bei einem allgemeinen Frieden zu erhalten seyn möchten, vorläufig mit Frankreich sich besprechen.

Nachdem noch mehr hin und wieder, diese Dinge betreffend, gesprochen worden, so fing endlich Rendorp sehr offenherzig an: So leid es meinen Kollegen und mir thut, daß Eure Majestät unsere Stadt nur auf wenige Tage mit Dero Gegenwart beehrt haben, so muß ich doch das Geständniß wagen, daß ich Eure Majestät mit viel mehr Ruhe abreisen sehe, als ich Sie kommen sah. Warum? fragte der Monarch. Man hatte uns gesagt, daß Eure Majestät der Republik nicht sehr günstig seyen, und besonders der Stadt Amsterdam wegen der Sache des Herzogs nicht recht wohlwollten. Auch sey Allerhöchstdero Meinung, daß wir auf jede Bedingung mit England Frieden machen müßten. En sorte, fiel Joseph II. ein, que vous m'avez cru bien anglomane; mais je ne le suis pas. Il s'en faut bien. Je suis cosmopolite, aimant les hommes et par consequent la paix. Noch wurden hierauf einige Reden gewechselt, so gab der Monarch Rendorpen mit außerordentlicher Höflichkeit den Abschied, und den andern Tag nach des Kaisers Abreise kam noch General von Reischach, auf hinterlassenen ausdrücklichen Befehl, auf das Stadthaus, um im Namen des Kaisers den Herren Bürgermeistern von Amsterdam, ses bons amis, Dank abzustatten. Rendorp machte dem Herrn General von Reischach gar kein Geheimniß daraus, was er selbst dem Kaiser,

sein Kommen und Gehen betreffend, gesagt habe; Letzterer aber antwortete: die Republik und Amsterdam hat nichts zu fürchten. Sie meinen vielleicht, der Kaiser werde die Schelde öffnen; aber wissen Sie, was er dem Bürgermeister von Antwerpen geantwortet, da ihm dieser deßhalb Vorstellungen gethan. Ich habe zwar keinen Auftrag, es zu sagen, aber der Kaiser weiß doch, daß ich es sage. Seine Antwort war: Sie können mir gewiß zu gleicher Zeit die Versicherung geben, daß der Münster'sche Traktat nicht mehr existire. Denn so lange dieser noch existirt, läßt sich an Eröffnung der Schelde nicht denken. Es sind der Händel genug in Europa; ich brauche sie nicht noch zu vermehren. Die Bürger von Antwerpen und meine andern Niederländer mögen sich die Umstände so gut möglich zu nutze machen, mögen sich mit Handel und Schifffahrt von Ostende bereichern, aber sie sollen sich nur damit beeilen, denn sobald Frieden ist, muß Alles an seine alte Stelle zurückkehren.

Diese Nachricht, die zwar den damaligen Gesinnungen Josephs II. entsprochen haben mag, — aber die Gesinnungen der Größen ändern sich — mußte den Republikanern höchst angenehm seyn, besonders da manche schreckende Gerüchte schon cirkulirten, und immer klarer wurde, wie wenig man sich auf Rußland verlassen könne. Denn um eben die Zeit lief die Nachricht ein, daß der russische Hof selbst zu London habe erklären lassen, man glaube diesseits nicht, daß die Niederländer in ihrem Falle von der bewaffneten Neutralität Hülfe verlangen könnten.

Nun nur noch ein Faktum, das zwar an sich von keiner Wichtigkeit ist, aber leider nicht wenig dazu beigetragen, um den, den es zunächst betraf, so zu erbittern, daß er, voll Unlust und Rachgier, bei dem, was 1787 sich zutrug, äußerst thätig gewesen. Er setzte sich an die Spitze der Partie, die

seit 5, 6 Jahren die ganze Konstitution umzukehren suchte, das Volk aufhetzte, bewaffnete, und Alles endlich in einen so unglücklichen Zustand brachte, daß man sich zuletzt freuen mußte, wie fremde Truppen in's Land kamen, so viel Unglück auch die Ankunft derselben dem Lande gebracht hat.

Seitdem der Herr Erbstatthalter die bei dem nordamerikanischen Präsidenten Laurens gefundenen Papiere der Versammlung der Staaten von Holland vorgelegt hatte, war der Pensionarius van Berckel von einer solchen Furcht befallen worden, daß er sich nicht mehr getraute, nach dem Haag zu gehen; der Herr Statthalter möchte ihn arretiren lassen. Er bat, man möchte vorher den Pensionarius Visscher an den Herrn Erbstatthalter schicken, und wegen seiner persönlichen Sicherheit fragen lassen. So lächerlich es war, so that man doch dem Manne seinen Willen; aber wie auch Visscher mit den stärksten Zusicherungen des Statthalters zurückkam, so blieb van Berckel doch dabei, und die letzte Ursache seiner Weigerung war: diese Reise würde seiner guten Frau gar zu viel Angst und Furcht machen.

Es schien zwar nicht ganz recht, um der Frauen Angst willen einem Manne zu erlauben, daß er seine pflichtmäßige Arbeit aussetze; allein man that's doch, und dispensirte ihn. Ob auch schon der zweite Pensionarius nicht sehr geschickt war, der Versammlung allein zu warten, so konnte man ihn doch brauchen, mit dem Herrn Erbstatthalter und mit dem Raths-Pensionarius zu sprechen. Beide wollten aber mit van Berckel nichts zu thun haben; er war gar zu unhöflich, dem französischen Hofe ergeben, und in vertraulichem Umgange mit dem französischen Gesandten. Ueberdieß hatte auch Herr J. Elias, der mit Rendorp Bürgermeister geworden, rund heraus erklärt, er werde nie mit einem so groben Manne, wie van Berckel sey, zur Tagfahrt gehen.

Es war also aus mehr als einer Ursache dabei geblieben, daß man ihn seit seiner eigenen letzten Erklärung gar nicht mehr aufforderte, mitzugehen; unterdeß blieb doch sein Name in den gewöhnlichen Kredentialien. Nun kam aber im April 1781 dem Manne der Muth wieder; er wollte wieder nach dem Haag gehen, um in der Versammlung der Staaten von Holland einen gewissen jährlichen Rapport zu erstatten. Allein die Bürgermeister fanden gut, ihm die offizielle Erklärung machen zu lassen, er könnte des Rapports wegen nicht wohl hingehen, überhaupt müßte er vorerst noch aus der Versammlung der Staaten von Holland hinwegbleiben. Vorerst blieb er auch noch hinweg, aber zu Anfang des Junius fiel ihm doch wieder ein, er müßte ungeachtet des geschehenen Verbots hingehen. Die Kommission, wegen welcher er Rapport abzustatten habe, sey eine persönliche Kommission, die von den holländischen Ständen bestimmt ihm aufgetragen worden, von der also auch nothwendig er selbst referiren müßte, besonders da sein Mitdeputirter Krankheit halber gehindert werde, dießmal seine Stelle zu vertreten, auch der Rapport unmöglich länger aufgeschoben werden könne. Da aber die Bürgermeister überzeugt waren, daß sich dieser Rapport sehr wohl schriftlich abstatten lasse, so übertrugen sie ihrem regierenden Kollegen Heinrich Hooft, ihn zu sich in sein Haus zu rufen, und im Namen ihrer aller ihm zu erklären, sie seyen einstimmig der Meinung, er habe nicht nöthig, den quästionirten Rapport persönlich zu thun; es sey ihm auch hiermit ausdrücklich verboten. Van Berckel submittirte sich endlich zum Gehorsam, bat aber, zu seiner Zeit ausführlicher hierüber sich äußern zu dürfen.

Es blieb also wie bisher. Van Berckel reiste nicht nach dem Haag, wurde aber auch in den nächsten Kredentialen genannt. Man that dieses, um ihn zu schonen, und man

glaubte mit Recht, daß die Stände von Holland nicht nöthig hätten, davon zu wissen; nur brachte man das Resolvirte zu mehrerer Versicherung der Sache in den Altrath der regierenden und Altbürgermeister, und hier wurde es einmüthig bestätigt, auch beschlossen, eine Nachricht hiervon in der Bürgermeisterkammer zu deponiren, damit es denen, die künftig gewählt würden, zur Nachricht dienen möge. Die Sache schien beendigt.

Allein im folgenden Jahre 1782, da Einige schon anfingen, die Rolle zu spielen, die sie nachher auf Kosten des Landes ausgespielt haben, fing man an, stark dafür zu eifern, van Berckel müßte wieder nach der ständischen Versammlung gehen. Die gute Bürgerschaft verlange dieses, und wenn es nicht verwilligt werde, seyen böse Folgen und selbst ein Aufstand zu fürchten. Der französische Ambassadeur eiferte sehr dafür, und es gelang dieser Partie, den Bürgermeister Heinrich Hooft, einen Mann von schwachem Verstande, zu gewinnen. Dieser nachher so hochgepriesene Vater Hooft hatte ehedem selbst ohne allen Anstand der gegen Berckel gefaßten Resolution beigestimmt und eigenhändig dieselbe unterzeichnet, nahm sich's aber nun als präsidirender Bürgermeister heraus, diese Resolution den 26. April 1782 aufheben zu wollen. Da er nach gethanem Vortrag der Sache die Alt-Bürgermeister, die zugegen waren, um ihr Gutachten bat, so fragte Temminck, ob dieser Vortrag im Namen sämmtlicher regierenden Bürgermeister geschehe? Huyghens und P. Elias antworteten: nein, es sey eine Vorstellung von Herrn Hooft allein, und sie hätten vergebens gesucht, ihn davon abzubringen, so viel mehr, da Herr Hooft erklärt habe, daß, wenn die Mitglieder des Altraths nicht beistimmen würden, er die Sache in die Vroedschap bringen müßte.

Wie Hooft sah, daß Alles damit unzufrieden sey, fuhr er ganz hitzig auf: es bleibe dabei, er wolle doch van

Berckeln mitnehmen; jene Resolution gelte bloß für eine gewisse Zeit, er sey nicht daran gebunden. Es sey einmal der ganzen Bürgerschaft Verlangen, und wer etwas gegen van Berckel habe, möge ihn zu Recht ansprechen. Er, Heinrich Hooft, sey einmal für die Gerechtigkeit, und wenn darüber in Amsterdam das Oberste zu unterst kommen sollte. Möchten andere Bürgermeister thun, was sie wollten; er bleibe auch bei seiner Weise und Freiheit. Die, so Berckeln ehedem gewehrt hätten, in die Versammlung der Staaten von Holland zu kommen, und es ihm noch wehren wollten, möchten allen den Nachtheil verantworten, der für das Vaterland daraus entspringe, wenn man einen so großen Mann von den Angelegenheiten entfernt halte. Temminck erinnerte zwar den aufgebrachten Mann ganz sanftmüthig an den wahren, oben erzählten Hergang der Dinge, aber Hooft fuhr noch einmal darein: „Bleibt der Altrath bei seiner genommenen Resolution, und soll van Berckel nicht nach dem Haag gehen, so geht auch Heinrich Hooft nicht hin."

Unterdeß dießmal wurde die Sache doch noch abgewendet, aber nach wenigen Wochen ward sie auf einmal wieder lebendig. Einige Herren aus der Vroedschap kamen in die Bürgermeisterkammer, und verlangten gleichsam im Namen der ganzen Bürgerschaft, daß der Pensionarius van Berckel wieder zur Versammlung der Staaten von Holland kommen möchte, und man suchte nur, da das Andringen sehr stark wurde, Mittel ausfindig zu machen, um es auf eine bequeme Weise zu thun. Man schlug deßhalb vor, van Berckel sollte den Bürgermeistern schriftlich erklären, daß es ihm leid thue, wenn er ihnen Ursache zum Mißvergnügen sollte gegeben haben; er werde forthin suchen, nach ihrem Befehle sein Amt, zum Wohl von Stadt und Land, mit aller Treue zu verrichten. Allein van Berckel wollte sich durchaus nicht dazu

bequemen, sondern man mußte endlich nachgeben, nachdem er eine Deklaration an die Bürgermeisterkammer übergeben, worin er sich bereit erklärte, alle ihre Befehle zu befolgen, und überall, wo es der Dienst der Stadt fordern möchte, sich brauchen zu lassen, indem er nichts herzlicher verlange, als Ehre und Würde der Amsterdam'schen Regierung. Nach Abgebung dieser Deklaration wurde ihm durch den präsidirenden Bürgermeister wieder erlaubt, zur Tagfahrt zu gehen.

Dieß ist nun der Mann, der, sobald ihm erlaubt wurde, wieder in die Versammlung der Staaten von Holland zu gehen, mit den bekannten übrigen Pensionarien den Anfang gemacht hat, Alles nach seinem wilden Sinne zu treiben.

XIV.

Beitrag zu den Nachrichten vom Tode König Gustav Adolphs. *)

Durch die Güte des Herrn Hofraths Heyne erhielt ich von Ilefeld eine kleine Sammlung dort befindlicher alten Quart-Kalender, die auf durchschossenen Blättern ein Tagebuch des bekannten Herzogs Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg enthalten. Neun Jahrgänge dieser Kalender sind ganz vollständig, die von 1626 bis 1634 incl.; die Jahrgänge 1625 und 1635 sind mangelhaft. Die eigene Handschrift des Herzogs scheint das Tagebuch nicht zu enthalten, denn dafür ist es zu schön und zu gleichförmig schön geschrieben; alle neun Jahrgänge sind wie mit einer Feder geschrieben. Aber aus einigen Kennzeichen sollte man fast vermuthen, der Herzog habe sich dieses Exemplar aus seiner eigenen Rhapsodie für sich selbst abschreiben lassen.

Man ist natürlich gleich bei dem ersten Aufschlagen dieser kleinen historischen Antiquität höchst begierig, ob der Herzog den 6. oder 16. November 1632, dem Tage der Schlacht bei Lützen, nichts beigezeichnet habe. Es läßt sich zwar auch voraus vermuthen, daß man solche Dinge nicht in den Kalender schreibt, als die sind, deren der Herzog an diesem

*) Aus Meiners und Spittler's Gött. hist. Mag. Bd. VII. S. 382 — 384.

großen kritischen Tage beschuldigt worden; selbst wenn auch der Kalender mehr Bußspiegel und überhaupt reichhaltiger wäre, als dieser ist, wo sich der Herzog immer nur an der summirten Menge von Meilen, die er monatlich und jährlich alle zurückgelegt habe, recht inniglich ergötzt zu haben scheint. Unterdeß man ist doch begierig, wie denn überhaupt das ganze Faktum notirt worden, und ob sich's der Herzog angeschrieben habe.

Die Note des Herzogs lautet aber folgendermaßen:

Den 16. Nov. haben wir bey Lützen mit dem Feinde geschlagen, die Schlacht gewonnen und das Feldt behalten. Ihre Mayt. der König in Schweden ist mir damals im arm erschossen worden. Zue Nacht nach Weissenfels zwei Meilen.

Diese kurze Anzeichnung trifft so ziemlich überein mit der Angabe des von Leubelfingen,*) und mit dem, was in der urkundenmäßigen Geschichte des südermannländischen Regiments steht, die vor anderthalb Jahren schwedisch erschienen ist.**)

Das Treffen hatte schon Vormittag um elf Uhr angefangen, und der Tod des Königs ereignete sich erst Nachmittag nach 3 Uhr. Da es nämlich bei dem Angriffe der Reiterei große Schwierigkeiten zu haben schien, um über die Gräben zu kommen und sich in Ordnung zu stellen, so ritt Gustav Adolph zum smaländischen Regiment, setzte sich an die Spitze desselben, und eilte mit einigen Wenigen, weil die Uebrigen nicht sogleich nachkommen konnten, über den Graben hinüber. Herzog Franz Albrecht von Lauenburg war mit ihm.

---

*) S. Murr's Journal Thl. IV.

**) S. Greifsw. krit. Nachr. 1790. 11tes Stück.

Da ein starker Nebel das Feld deckte, so gerieth der König vielleicht, ohne daß er's frühzeitig genug wahrnahm, mit einer Schwadron feindlicher Reiter in's Gemenge. Hier traf ihn ein Schuß, der ihm den linken Arm zerquetschte. Weil sein Blutverlust und sein Wundenschmerz groß war, so bat er den Herzog, ihn aus dem Feuer zu führen. Indeß dieses aber geschah, so erhielt der König einen zweiten Schuß von hinten her, stürzte nun erst vom Pferd, und wurde vom Pferd eine Zeit lang geschleppt, bis ein neuer Feind, der über ihn kam, durch einen nochmaligen und vielleicht nicht nur einen Schuß seinem Leben ein Ende machte.

Wenn man unter den Ursachen des Verdachts gegen den Herzog von Lauenburg häufig auch den Grund anführt, daß er gleich nach der Schlacht in kaiserliche Dienste, also in die Dienste des Feindes, übergegangen sey, so widerlegte sich dieses aus gegenwärtigem Tagebuche desselben. Es erhellt aus Anzeichnungen, die sich noch bei dem Jahre 1632 befinden, daß er nicht in kaiserliche, sondern in kursächsische Dienste überging. Schwerlich würde ihn auch wohl der Kurfürst unter seine Generalität aufgenommen und zum Feldmarschall gemacht haben, wenn schon damals, auch nur nach öffentlichem Rufe, der Verdacht einer so schwarzen That auf ihm gelegen wäre.

XV.

Zustand und Veränderungen der dänischen Kanzlei zu Kopenhagen im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert. *)

Der Zustand der dänischen Kanzlei hat sich sehr nach den verschiedenen Zeitumständen gerichtet; es änderte sich mit den Expeditionen nicht nur von einer Regierung zur andern, sondern oft schon unter einem und eben demselben König, wenn seine Regierung lange dauerte.

Man kann aber in der Geschichte dieser Veränderungen nicht höher hinaufgehen, als bis in die Zeiten König Christians III., denn die älteren und ältesten Nachrichten sind großentheils verloren gegangen, da das Archiv einmal von König Erich dem Pommer und dann wieder von Christian II. aus dem Reiche hinweggeschleppt worden. Der Verlust war überdieß bei dem ersteren Falle noch größer, als bei letzterem, weil damals nicht nur die seit Anfang des Christenthums

---

*) Aus Meiners und Spittler's Neuem Gött. hist. Mag. Bd. II. S. 308 — 332. — Nach einem Aufsatz, dessen Verfasser wahrscheinlich der ehemalige Konferenzrath Niels Slange ist, der in jüngeren Jahren Kanzleisekretär war. Zum ersten Male erschien er dänisch in den neuen Suhmischen Sammlungen, B. I. Heft I. Nr. 1.

gesammelten Urkunden verloren gegangen, sondern auch alle, die hinweggekommen, die bei Vereinigung des norwegischen und dänischen Reichs aus ersterem Lande nach Kopenhagen gebracht worden. Ueberdieß schadete denn gleich nach dem Verlust, den Christian II. veranlaßte, auch die Reformation nicht wenig. Ein großer Theil alter und höchst wichtiger Briefe war in Domkirchen und Klöstern verwahrt gewesen, und wie nun der Reformationseifer über die Klöster herfiel, so ging so viel verloren, und viel wieder verloren, was alles die Mönche schon vorläufig, noch ehe der Sturm völlig ausbrach, aus dem Lande hinwegschleppten. Man kann daher viel Dänisches im Vatikan zu Rom finden, und ich selbst habe zu Köln und zu Löwen unerwartet viele dänische Dokumente gefunden.

Ueber die Zeiten Christians II. hinauf kann man also gar nicht gehen, und selbst auch von Friedrichs I. (1523 bis 1533) Zeiten läßt sich wenig sagen, wie es in der dänischen Kanzlei und bei den Expeditionen gehalten worden. Der gute König Friedrich I. residirte lieber in Holstein, als in Dänemark, und auch seine so sehr unruhigen Zeiten waren Schuld, daß damals nicht viel zu Kopenhagen expedirt worden. Das Mißtrauen der damals sehr mächtigen Geistlichkeit, die sich vor einer Reformation fürchtete, auf die man schon unter Christian II. gedacht hatte, war groß, und auch der Adel, so sehr er sich verstellte, war nicht wohl mit dem König zufrieden. In Norwegen konnte es Friedrich I. ohnedieß gar nicht erhalten, daß er als König anerkannt worden wäre. Er blieb also bei diesen Umständen lieber in Holstein, und dort wurde also auch das Meiste expedirt.

Unter der nachfolgenden Regierung seines Sohnes, Christians III. (1533 — 1559), ist zwar viel und mancherlei expedirt worden, aber leider verfuhr man in Ansehung der

Registratur höchst nachlässig. Nicht nur wurden die Expeditionen bloß summarisch, und nicht Wort für Wort, in die Bücher eingetragen, sondern auch von Vielem, was man doch zuverlässig weiß, daß es expedirt ward, findet sich keine Spur, wie z. B. auch nicht ein Zettel von dem da ist, was nothwendig zur Zeit der Reformation und zur Beförderung derselben in der dänischen Kanzlei expedirt worden. Man muß sich billig über diese damalige Nachlässigkeit in der Kanzlei wundern, denn Johann Friis war schon damals Kanzler, wie er es nachher unter König Friedrich II. gewesen; und während der letzteren Regierung verfuhr man in der Kanzlei sehr genau und sorgsam.

Auch war's noch zu Christians III. Zeiten gewöhnlich, daß die Ausfertigungen nicht vom König selbst unterschrieben, sondern bloß mit einem angehängten königlichen Sigill gesiegelt wurden. Beim Schlusse des Dokuments standen denn gewöhnlich die Worte: Relator Dominus Cancellarius Johannes Friis, mit Abbreviaturen geschrieben. Dieß war denn statt der jetzt gewöhnlichen Paraphirungen, denn nie findet sich ein anderer Name, als der des Relators. Freilich war dieß nicht gerade nothwendig der Kanzler oder der oberste Sekretär, sondern es findet sich auch Relator Dominus Concionator regius, und vor wenigen Jahren wurde bei einer gewissen Gelegenheit im höchsten Rath ein altes pergamentnes Dokument producirt, worauf sich der Name eines Zolleinnehmers im Oresund als Name des Relators fand. Erst endlich in den letzten Jahren fing der König selbst an zu unterschreiben, und es finden sich in der Kanzleiregistratur noch einige wenige Stücke, worunter steht: Dominus Rex ipse subscripsit. Was aber überhaupt für Expeditionen während dieser Regierung in die Kanzlei gehört haben, läßt sich gar nicht bestimmen, denn die Registraturbücher sind gar zu nach-

lässig geführt worden. Was man irgend noch in dieselben eintrug, wurde so summarisch, so schlecht und recht eingetragen, daß es nicht schlechter hätte seyn können.

Erst denn zur Zeit Friedrichs II. (1559—1588), und dieß sobald er zur Regierung gekommen, wurde die Kanzlei so eingerichtet, daß es nun eigentlich mit Recht eine Kanzlei heißen konnte. Alles wurde planmäßig vertheilt, und Jedem seine Verrichtung angewiesen.

1) Der Kanzler als Chef dirigirte alle einheimischen und auswärtigen Angelegenheiten.

2) Der oberste Sekretär mußte theils dafür sorgen, daß die Expeditionen, die ihn selbst trafen, gut aufgesetzt wurden, theils auch Aufsicht über die andern Sekretärs haben, die Expeditionen unter sie vertheilen, damit sie ordentlich in's Registraturbuch eingetragen, und nach den Provinzen in ihre gewissen Klassen gebracht würden.

3) Der zweite Sekretär hieß der Reise-Sekretär. Sein Amt war, beständig mit dem König zu reisen, und allem dem abzuwarten, was da vorfiel. War er aber zu Hause, so mußte er die Expedition aller ausländischen Sachen besorgen, und dem Kanzler an Handen gehen, unter dem er deßwegen auch allein stand.

4) Hierauf kamen sechs Sekretärs, deren Verrichtung war, Buch und Registratur zu führen. Der oberste Sekretär theilte das Eintragen der Expeditionen unter sie aus nach den Provinzen. Die jüngsten bekamen die kleineren Provinzen, die ältesten hatten Seeland u. s. w., je nachdem bei der Vertheilung eine oder die andere Provinz diesem oder jenem zufiel. Statt des Namens Sekretär erhielten sie, besonders seit Christians IV. Regierung, den Namen Kanzleijunker oder Kanzleiherrenleute; und zwischen ihnen und den Hofjunkern war immer eine Rangkompetenz.

5) Ein Stubenheizer, der die Kanzlei rein halten und Jedem die ihm vom obersten Sekretär übergebenen Schreibmaterialien abliefern mußte. Er hatte auch die Aufsicht über Feuer und Licht, und mußte sorgen, daß sowohl die Registraturbücher, als auch die noch nicht registrirten Expeditionen, wenn sie vom obersten Sekretär und vom Reise-Sekretär schon ausgesucht und in Fascikel gebunden waren, in die gehörigen Fächer gesetzt und verwahrt wurden. Deßgleichen wenn etwas auf dem Schlosse oder sonst zu bestellen vorfiel, so lag's ihm ob.

6) Drei Kanzleiboten, die nicht nur in der Stadt herumgeschickt wurden, dieses und jenes zu besorgen, sondern die man auch vorzüglich dazu brauchte, um Briefe und Befehle im Reiche herumzusenden, denn noch gab's damals keine Posten. In Dänemark fingen sie erst 1624 an, und in Norwegen schickte man die Briefe bis 1650 mit Boten herum. Sollte ein Schreiben an irgend einen Fürsten oder bisweilen nach Deutschland geschickt werden, so ging entweder ein Trommeter damit ab, oder ein sogenannter Einspänniger, die oft nach aller Gemächlichkeit reisten, also auch öfters zu spät kamen.

Von Kopisten wußte man nichts vor Friedrichs III. Zeit und vor eingeführter Erbregierung. Die Kanzleijunker mußten dieses verrichten, und wenn sie selbst keine gute Hand schrieben, mußten sie sich selbst Leute dazu halten. So also waren die Verrichtungen vertheilt.

Was die Expeditionen selbst betrifft, so wurden alle ausländischen und einheimischen Angelegenheiten in der dänischen Kanzlei expedirt; in die deutsche Kanzlei kam nichts, als was Holstein und Schleswig betraf und mit dem deutschen Reiche abzumachen war. Alles Uebrige, schwedische, russische, englische, französische, spanische Angelegenheiten,

gehörten damals zur dänischen Kanzlei, wie die noch vorhandenen Registraturbücher zeigen. Mit Einführung der Erbregierung änderte sich dieß; Alles wurde zur deutschen Kanzlei gezogen.

Die Arten von Geschäften aber, auf welche die einheimischen Expeditionen gingen, oder was damals in die königliche Kanzlei kam, war meist Folgendes:

1) Lehenbriefe für den Adel.

2) Verleihungen von Kanonikaten in Kapiteln.

3) Bestellungen geistlicher Aemter, was sich aber bloß auf Bisthümer, Professoren und bisweilen auch Rektorsstellen erstreckte. Manchmal wurde auch irgend einem gelehrten Manne, Priester, Kaplan oder Studiosus Exspektanz auf die nächste ledig werdende Pfründe gegeben, womit er nach seinen Verdiensten zufrieden seyn konnte. Die Bischöfe mußten sie alsdann dazu befördern.

4) Tauschakten, ein und ander Gut betreffend, mit Adelichen oder Andern, z. B. Kapiteln, Kirchen oder Schulen, denn damals hatte bloß der Adel seine Höfe; die Andern hießen deßwegen Unfreie.

5) Freisprechung von Geldstrafen oder Restitution derselben, was sich damals bei dem alten Gesetz oft zutrug; so auch Absolution bei einem und anderem Versehen.

Die unter Friedrich II. eingeführte Genauigkeit in der Kanzlei war wohl meist das Werk von Niels Kaas, der erst die Stelle des obersten Sekretärs bekleidete, nach Johann Friis Tode aber Kanzler wurde. Ein Mann, in und außer Dänemark hochberühmt wegen seiner Gelehrsamkeit, großen Wissenschaften und andern hohen Qualitäten. Daneben konnte er sich seinem Amte ganz allein widmen, er blieb beständig unvermählt, wie auch der andere Minister dieses Königs, sein Schatzmeister Christoph Walchendorf, der nachher zu

Christians IV. Zeit die höchste Stelle im Reiche, die eines Reichshofmeisters, erhielt. Walchendorf hatte zwar nicht studirt, war aber doch wegen seiner großen Wissenschaft und seines Verstandes hochberühmt, und ein um sein Vaterland trefflich verdienter Mann. Dabei mildthätig gegen Kirchen und Arme, besonders aber gegen Gelehrte und Studirende sehr freigebig.

Während der Minderjährigkeit König Christians IV. (1588 — 1596) blieb eben der ordentliche Gang der Dinge wie vorher, denn der Schöpfer dieser Ordnung, der Kanzler Niels Kaas, lebte bis 1594; aber viele und schnelle Veränderungen geschahen, wie Christian IV. die Regierung selbst angetreten. Dieß rührte theils vom eigenen Genie des Königs her, theils auch von seinen steten Reisen in Dänemark und Norwegen. Er lernte, weil er fleißig bei Herrentagen war, das ganze Land und seine Bedürfnisse gut kennen, und sowohl er, als auch sein Kanzler, der wackere Christian Friis, nahmen besonders auch die Unordnungen wahr, die daraus entsprangen, daß jede Provinz in Dänemark und Norwegen ihre eigenen Rechte und Konstitution hatte. Dieser Disharmonie abzuhelfen, wurden so mannichfaltige königliche Rescripte und Dispensationen erlassen, daß zuletzt daraus eine ordentliche Expedition entsprang.

Einige Jahre nach dem Calmarschen Kriege, 1616, starb der Kanzler Christian Friis, und ihm folgte in dieser Stelle Christian Friis zu Kragerup, gleichfalls ein braver, vernünftiger und arbeitsamer Mann. Er und die damaligen Sekretarien wurden bald der vielen Expeditionen müde, die in des vorigen Kanzlers Zeit eingeführt worden. Denn sie forderten oft vorläufiges langes Nachdenken und Untersuchen, Einholung von Erklärungen der Lehenleute, die Reichsräthe und in den Provinzen wohnhaft waren, oder auch Einholung von Deklarationen der Landrichter u. d. m. Oft mußte sogar erst der

Reichsrath zu einem Herrentage versammelt werden. Dieß machte großen Aufenthalt, und hinderte die guten Absichten des Königs, der deßwegen wie sein Kanzler sehr bekümmert war, auf andere Mittel zu denken. Mit Norwegen zwar war's eine leichte Sache, denn die dortige Verschiedenheit der Rechte und rechtlichen Gewohnheiten war nicht so groß, und entsprang meist nur daraus, weil man das norwegische Recht in der alten norwegischen Sprache hatte, die Niemand recht verstand und Jeder nach seinem besten Gutdünken erklärte. Die Revision des norwegischen Rechts hatte auch deßwegen schon zur Zeit des vorigen Kanzlers angefangen, war schon 1604 erschienen, und auf einem 1604 zu Bergen gehaltenen Herrentage publicirt worden. Aber in den dänischen Provinzen hatte es große Schwierigkeiten. Der Adel hielt in jeder Provinz sehr auf seinen Rechten. Er meinte davon zu verlieren, wenn irgend etwas im alten Recht geändert würde. So war's zum Exempel dem König Christian IV., so sehr er auch daran arbeitete, seine ganze Regierung hindurch unmöglich, in Jütland gleiches Maß und Gewicht einzuführen. So viel der Distrikte waren, so vielerlei Maße gab's. Erst unter König Christian V. 1683 wurde geholfen.

Endlich kam man auf das Mittel, mehrere General-Verordnungen nach und nach ergehen zu lassen, aus denen zuletzt ein allgemeines Recht aller Provinzen formirt werden könnte. Dieß brachte aber den Kanzler bald in eine solche Gewohnheit, General-Verordnungen aufzusetzen, daß nicht leicht ein außerordentlicher Fall kam, er hatte seine Verordnung fertig. Dem König schien dieß nicht allein undienlich, sondern auch schädlich, und um sein Mißfallen zu erkennen zu geben und dem Kanzler es abzugewöhnen, fragte er ihn einst des Morgens, da er auf's Schloß kam: ob ihm diese Nacht von einer Verordnung geträumt habe?

Doch der Kanzler ließ sich nicht schrecken. Er erbot sich vielmehr, alle Verordnungen, theils die wenigen, die zu Friedrichs II. Zeit erlassen, theils die, so unter der gegenwärtigen Regierung ergangen, selbst in ein Corpus zu sammeln, und sie so viel möglich auf alle Provinzen anwendbar zu machen; was aber alsdann darin noch fehle, sollte aus einem der gemeinsten Provinzial-Rechte, z. B. dem jütischen, genommen werden. Der König ergriff den Vorschlag mit Freuden, und Kanzler Friis hatte auch wirklich das Werk schon so gut als vollendet, da er 1640 starb. Hätte er es mehr als einmal revidiren und die letzte Hand anlegen können, so würde es gewiß in einer besseren Ordnung erschienen seyn, als nachher geschehen. Denn so ein braver Mann auch sein Amtsnachfolger, Chr. Th. Sehested, war, so sehr er bei mannichfaltigen Gelegenheiten nicht nur seine Fähigkeiten und Verstand, sondern besonders auch bei der Wahl König Friedrichs III. seinen Patriotismus gezeigt, so fand er doch, wie beschwerlich es sey, das auszuführen, was ein Anderer angefangen. 1643 wurde das Ganze fertig und publicirt. Dieß ist der sogenannte Receß Christians IV., der sammt dem jütischen Rechte bis 1683 galt, da Christians V. Gesetzbuch erschien.

Selbst aber auch nach dieser Zeit, nachdem erstgenannter Receß schon erschienen, wurden doch der Expeditionen nicht weniger. Wahrscheinlich kam dieß von Corfitz Uhlefeld her, der damals Reichshofmeister war, und den alten betagten König mißbrauchte.

Außer diesem aber blieb im Ganzen die alte Kanzlei-Einrichtung, wie sie von König Friedrichs II. Zeiten her war, und die gewöhnlichen Expeditionen waren:

1) Alles, was schon oben bei der Regierung Friedrichs II. angeführt worden.

2) Alle Bestallungen für den Adel, sowohl Civil-, als Militärstellen betreffend, von der höchsten bis zur niedrigsten, bis zum Cornet oder Fähndrich.

3) Alle Quittungen für zurückfallende Lehen, wie auch Hebung eines großen Theils der königlichen Einnahmen.

4) Alle Expeditionen, Flotte und Admiralität betreffend.

5) Alle Steuerbriefe, Ausschreiben und dergleichen.

6) In Summa alle Expeditionen, die Dänemark und Norwegen angingen, sie mochten Civil-, geistliche oder Militär-Angelegenheiten betreffen. Zur Rentkammer gehörte nichts, als Revision der Rechnungen, nebst der Einnahme und Ausgabe der Gelder. Wenn der Rentmeister seine General-Rechnung erstattet hatte, so erhielt er seine Quittung aus der Kanzlei.

Während Friedrichs III. Regierung blieben alle diese Expeditionen, und wurden der Gratialien oder außerordentlichen Expeditionen eher mehr, als weniger, denn nichts war damals gemeiner, als Ertheilung von Zoll- und Accise-Freiheit bei Einführung von Oel, Wein, Salz u. d. m. Offenbar wohl zu großem Schaden des Königs und des Reichs, dessen Einkünfte dadurch sehr vermindert wurden; aber die Lage der Dinge war so, daß der König der Ertheilung dieser Freiheiten nicht wohl ausweichen konnte. Die Adelichen, die Kraft der Kapitulation Friedrichs III. vom Zoll, Accise und andern Imposten frei waren, hatten den Mißbrauch angefangen, daß sie Kaufleuten oder Bürgern in den Städten Versicherungsscheine gaben; die Waaren, welche von Letzteren verschrieben worden, gehörten ihnen. Mit diesen Freizetteln oder Passir-Scheinen machten sie sich viele Klienten unter der Bürgerschaft, und weil der, der einen solchen Freischein hatte, leicht seine Waaren wohlfeiler geben konnte, als der, welcher Accise und Zoll zahlen mußte, so war selbst auch der König genöthigt,

Concessionen zu ertheilen, damit letztere nicht ganz ruinirt würden, oder damit nicht die ganze Bürgerschaft einzig vom Adel abhing.

Noch muß angeführt werden, daß schon in den letzten Jahren der Regierung Christians IV. in Ansehung des Kanzlei-Personals eine Veränderung vorging, die leider in den ersten Jahren König Friedrichs III. fortdauerte. Statt daß man vorher bloß solche Leute zu Kanzlei-Sekretarien angenommen, die wenigstens zu den gehörigen Jahren gekommen oder auch auswärts gewesen waren, Einiges studirt und einige fremde Sprachen erlernt hatten, so wurden jetzt unkundige junge Leute angestellt, die kurz erst von der Schule gekommen. Schlecht erzogene, ungelehrte Menschen, die keinen guten Buchstaben zu schreiben wußten, wie man noch wohl in einigen Registratur-Büchern sehen kann, die so schlecht geschrieben sind, daß man all seine Kunst braucht, sie zu lesen. Waren sie aber einmal in der Kanzlei, so zeigten sie sich in ihren Verrichtungen selbst eben so nachläßig, so wenig sie etwas zu lernen suchten. Sie wußten, daß es ihnen als Adelichen am Brod nicht fehlen könne, daß sie doch bei fortgehenden Jahren königliche Lehen erhalten würden, also nicht vonnöthen hätten, ein Amt zu suchen oder sich dazu zu qualificiren. Man sah also dieser Unordnung nach, und es entstand daraus eine solche Verwirrung in der Kanzlei, daß wenn es lange gewährt haben würde, unmöglich der Fleiß eines Mannes, wie doch endlich geschah, dem Uebel hätte helfen können.

So stand's 1657 in der Kanzlei bei dem Ausbruche des Kriegs. Gerade um diese Zeit starb auch der alte Kanzler Chr. Thom. Sehested; doch war er noch bei der Zusammenkunft in Odensee, wo der Frieden geschlossen worden. Von da an bis den 18. Oktober 1660 war alsdann kein Kanzler

in Dänemark. Mit letzterer Epoche wurde es Peter Reez, der vorher manche Jahre Reise-Sekretär gewesen und nachher Rentmeister geworden war.

Während des Krieges, in den die große Belagerung von Kopenhagen (1658—1659) fällt, ereignete sich nicht leicht eine Expedition in der Kanzlei, das Wenige ausgenommen, was etwa hie und da eine Vertheidigungsanstalt, oder die Anstellung dieses und jenes Offiziers betraf. Die Kanzlei war so gut als geschlossen, der Kanzler war todt, jeder Sekretär verließ seine Station, keiner blieb da, als der oberste Sekretär Erich Krag, und da dieser bald nachher starb, der alte Rasmus Rasmusen, der Stubenheizer war.

Diesem Letzteren verdankt nicht nur die Kanzlei, sondern ganz Dänemark und Norwegen sehr viel. Wie er 1657 in die Kanzlei kam, so fand er das Registraturwesen in einer schon bald 50 Jahre dauernden Unordnung. Die Einrichtung war, wie oben gesagt worden, daß der oberste Sekretär alle Konzepte, gleich wie die Sachen expedirt waren, sammeln, und wenn er sie erst geographisch nach den Reichen und Provinzen geordnet, in die gehörigen Registratur-Fächer eintragen lassen sollte. Das hatte man nun, schon fast seit einem halben Jahrhundert, theils ganz versäumt, theils höchst nachläßig gethan. Nicht sowohl der oberste Sekretär war Schuld, als die Nachläßigkeit, Untüchtigkeit und Eigenmacht der übrigen Sekretäre. Der fleißige und unermüdete Rasmus Rasmusen aber machte den Schaden wieder gut, so viel möglich war. Er sammelte alle Konzepte, die er in irgend einem Winkel und Schrank der Kanzlei finden konnte, und rangirte sie chronologisch und topographisch. Da während jener traurigen Kriegszeiten fast drei Jahre lang nichts in der Kanzlei zu bestellen vorfiel, so trug er selbst sammt seinem Jungen, der so ziemlich schrieb, Alles in die Registratur-

Bücher ein, und machte denn überdieß noch Register über alle Registratur-Bücher, und das so geschickt nach dreierlei verschiedenen Manieren, daß man vermittelst des einen oder des andern dieser Register leicht jedes alte Stück finden konnte. Musterhaft war das alles eingerichtet, und so eingerichtet, daß es nur durch die größte Nachläßigkeit geschehen müßte, wenn es künftighin hier wieder fehlen sollte.

Sobald denn aber den 18. Oktober 1660 die große Veränderung mit der ganzen Regierung geschehen, so ereignete sich auch eine Veränderung in der Kanzlei, wie überhaupt gleich die ganze neue Kollegien-Einrichtung erfolgte.

1) Das Etats-Collegium oder Collegium Status, wo erst der Reichsdrost Joach. Gersdorf Präsident wurde, und da er gleich darauf starb, der alte Graf Ranzau präsidirte, als erklärter Premier-Ministre et Président dans tous les Conseils du Roi.

2) Kanzlei-Collegium, wo Peter Reez Präsident wurde.

3) Kammer-Collegium, wo der neugewordene Schatzmeister Hannibal Sehested das Präsidium hatte.

4) Kriegs-Collegium unter dem Präsidium des Feldherrn Schack.

5) Admiralitäts-Collegium unter dem Präsidium des Reichs-Admirals Heinrich Bielche.

6) Den Namen des Konsistorial-Collegiums erhielt die Universität, wie auch Erzbischof Suane den Titel Konsistorial-Präsident bekam, aber mit Suanens Tode hörte es wieder auf. Hans Nansen, der vorher oberster Burgermeister hieß, erhielt jetzt den Titel Stadtpräsident. Mehrere Kollegien sind damals nicht eingerichtet worden. Nur geschah's auch noch, daß statt der alten Herrentage ein höchster königlicher Rath entstand; ein Conseil, zu dem nicht allein die vorigen Reichsräthe gehörten, die sich aber nach und nach theils gutwillig

entfernten, theils von Zeit zu Zeit hinwegstarben, sondern auch noch verschiedene andere kluge und gelehrte Männer gezogen wurden.

Das Kanzlei-Collegium selbst konnte der König damals nicht gleich in die Form bringen, in der er dasselbe zu haben wünschte. Es fehlte an tüchtigen Leuten. Man mußte also hier eine allmähliche Reformation eintreten lassen. Der König suchte nur von Zeit zu Zeit gute, fleißige Subjekte hineinzubringen, und erst nur besonders die Sekretärs-Stelle mit gut studirten Männern zu besetzen, um daraus das Collegium, das er errichten wollte, zu versehen. Unter diesen war Paul Nielsen der erste Sekretär, der 18 Jahre nachher als Justizrath starb.

Doch auch damit konnte der König nicht recht vorfahren, theils weil immer noch die andern jungen Kanzlei-Junker oder Herren die überlegeneren waren, und theils auch weil die, die diese Stellen erhielten, immer etwas niedrig behandelt wurden. Um indeß in der Hauptsache zu seinen Absichten zu gelangen, brauchte der König das Mittel, daß er die meisten Materien und Suppliken, die von einiger Wichtigkeit waren, vor das Etats-Collegium nahm, und dieses war großentheils trefflich besetzt. So war's bis zu Ranzau's Tode, und bis Greiffenfeld zu den Staatssachen kam.

1666 machte diesen der König, ohne daß irgend Jemand vorher daran gedacht, zu seinem Kammer-Sekretär. Dieß war offenbar der ganz freie, eigene Entschluß des Königs gewesen. Er hatte nämlich Greiffenfelden, der bis dahin Bibliothekar war, bei einigen Unterredungen auf der Bibliothek als einen vortrefflichen Kopf kennen gelernt, und da das Jahr zuvor Erich Krag Geheimer-Rath geworden, Dieterich Schult aber, dem der König, wegen der ehemaligen Dienste seines Vaters noch im Bremischen, und auch anderer Ursachen

wegen, besonders gnädig sich bewies, der Stelle eines Ober-Sekretärs, die er erhalten, nicht gehörig gewachsen war, so wurde demselben 1667 Greiffenfeld in den Kanzlei-Verrichtungen adjungirt, mit dem Titel eines Ober-Kammer-Sekretärs. Sobald aber dieser in die Kanzlei eintrat, gaben alle Kanzlei-Junker ihre Stellen auf, und man ließ sie ziehen, einen ausgenommen, den der König beibehielt. Alles konnte also jetzt neu besetzt werden, und wäre nicht der König schon dritthalb Jahre nachher gestorben, so hätte er selbst noch Alles mit der Kanzlei in den Gang bringen können, in dem er's längst schon zu haben wünschte. Allein 1670 starb Friederich III.

Von 1660 bis 1670, so lange er als Erbkönig regiert hatte, waren die gewöhnlichen Expeditionen in der Kanzlei folgende gewesen:

1) Durchaus alle Civil- und geistlichen Bestallungen.

2) Privilegien, Landgüter zu verkaufen und zu kaufen, weil es sonst bloß dem Adel zustand, und auch dieser durfte nicht im Aufgebot verkaufen. Man sollte zwar glauben, seit 1660, seit es ein ganz anderer Status regiminis geworden, hätten diese Expeditionen völlig aufgehört, aber so wie die Rezesse noch nicht aufgehoben waren, so geschah's doch noch bisweilen besonders in Jütland.

3) Dispensationen und Mortifikationen ein und anderer in den alten Rezessen enthaltener Dinge, die dem Geistlichen- und Bürgerstande zum Nachtheil gereichten.

4) Seit 1665 und 1666 Vokationen der Geistlichen, wie auch überhaupt alle Anwartschaften auf alle geistlichen und weltlichen Bedienungen.

5, 6, 7, 8, 9, 10) Testamente und Ehepakten; Kopulations- und Begräbnißscheine; Moratoria; Kommissionen

wegen Theilungen und Aufgeboten, die 1661 sehr häufig waren; Arrest-Verfügungen; Proklame.

11) Erlassung der Strafen wegen unehelicher Beiwohnung; item wegen anderer geringeren Sachen, da das alte jütische Gesetz noch im Gange war; item wegen Mißbrauchs des um diese Zeit neu aufgekommenen Stempelpapiers. Und so noch einige Artikel.

Noch muß aber angeführt werden, daß auch die Kammer, gleich nach eingeführter Erbregierung, ihre eigenen Expeditionen anfing, wie man aus der Verordnung vom Januar 1661 sieht. Hannibal Sehested zog durchaus alle die Bestallungen, mit welchen nur die geringste königliche Gage verbunden war, unter diese Expedition; aber dieß dauerte nur zwei, drei Jahre, denn Sehesteds Nachfolger in der Kammer waren nicht im Stande, es zu behaupten. Doch kam es zwischen Kanzlei und Kammer nicht in seinen rechten Gang, bis Christian V. zur Regierung gelangte.

Sobald dieser neue König den Thron bestiegen, so vollführte er sogleich in Ansehung der Kanzlei-Einrichtung den Plan seines Vaters, obschon hie und da noch Einige waren, die demselben entgegenarbeiteten; also auch das Etats-Collegium, das großentheils aus Geheimeräthen, theils aber auch aus sogenannten Assessoren bestand, ließ er allmählich eingehen, weil man dessen nicht mehr bedurfte. Die neu eingerichtete Kanzlei bestand aus folgenden Personen: der Kanzler Peter Reez, Vicekanzler Christoph Persberg; der Geheimerath Erich Krag; der Ober-Sekretär Schult und der Ober-Kammer-Sekretär Schuhmacher. Nicht nur alle Suppliken wurden in diesem Collegium untersucht, sondern selbst auch alle Expeditionen, ehe man sie zur Unterschrift vorlegte.

Doch das währte nicht lange, denn Persberg und Krag starben bald nachher, Reez, so ein fähiger Mann er war, war ganz in Mißkredit, Schult verstand sein Amt nicht, Schuhmacher oder Greiffenfeld war also allein Meister von der Kanzlei und den Expeditionen, wollte sich aber nicht von Andern in die Karten sehen lassen. Bis 1674 blieb's aber noch ein Schein von einem Collegium. Man kam zwar selten, aber doch noch bisweilen zusammen, allein mit Reez Tode hörte auch dieses auf. Greiffenfeld war zugleich königlicher Groß-Kanzler und Ober-Geheimer-Etats-Sekretär; er allein regierte Alles in der Kanzlei, und Schult hatte bloß das, was Greiffenfeld ihm lassen wollte. Deßwegen sagte auch der französische Ambassadeur von jenem, qu'il n'était Secrétaire que pour les noces et les funérailles, denn freilich fielen bloß unbeträchtliche Dinge dieser Art ihm zur Expedition zu. So blieb's bis zu Greiffenfelds Fall, bis zum 11. März 1676. Von da an wurde denn der Kanzlei eine neue Instruktion gegeben, ein förmliches Collegium errichtet, wovon das Personale folgendes war:

Der Großkanzler Graf Ahlefeld, der an Greiffenfelds Stelle kam, aber keinen Fuß in die Kanzlei setzte. Der Vicekanzler Juul. Der Ober-Sekretär Schult. Der Kanzleirath Rosenkranz. Gerh. Schroder. Nic. Krabbe und Erich Rotsteen, der zugleich Sekretär war.

Hiezu kamen noch die vier Assessoren Lurdorf, Moth, Nielsen und Mechlenborg.

Allein dieses Collegium blieb nur bis in den Februar 1680, denn der König fand bei den meisten Mitgliedern desselben seine Rechnung gar nicht, besonders aber mit dem Ober-Sekretär war er höchst unzufrieden. Denn dieser verstand nicht nur sein Amt nicht recht, sondern war auch sehr saumselig, so daß er's manchmal zwei, drei Wochen lang

aufschieben konnte, ehe er zur Unterschrift vorlegte, und kam er denn endlich mit den Expeditionen zum König, so wurde Sr. Majestät bange für der Menge, die er mitbrachte. Ueberdieß selbst unterschriebene Sachen behielt er oft ganze Monate lang bei sich, ehe er sie den Sollicitanten auslieferte.

Die meisten Mitglieder dieses Collegiums wurden also ganz entlassen oder anderwärts befördert, und der König formirte ein anderes Personale desselben. Von 1680 bis 1687 ging alsdenn Alles seinen guten Gang. Alle Suppliken, die entweder dem König selbst übergeben wurden, oder bei der Kanzlei, oder bei dem Ober-Sekretär einliefen, wurden der Instruktion zufolge an den Kammer-Sekretär Scholler geschickt, und bald wurden die Supplikanten dieses so gewohnt, daß sie selbst ihm die Schriften überbrachten. Er sammelte sie wöchentlich, sortirte sie, trug kurz den Inhalt einer jeden in ein besonderes Protokoll, und schickte dann der Kanzlei, der Kammer, der Admiralität u. s. w. was jedem Collegium zukam. Durch seine Hand ging also Alles, Suppliken um Ertheilung eines Amts ausgenommen. Aus diesen wurde dem König unmittelbar von dem Kanzleirath und Kammer-Sekretär Moth, der die norwegischen Sachen hatte, und von dem Kanzleirath und Kammer-Sekretär Luxdorf referirt, dem die dänischen Sachen zufielen.

Nun war wöchentlich zweimal Kanzlei-Collegium. Der Kanzlei-Sekretär, den gerade die Reihe traf und der das Protokoll führte, verlas Extrakt des Inhalts der Supplik, und es wurde berathschlagt, ob die Sache bewilligt werden könnte oder nicht. Ward ein Fiat beschlossen, so trug man nicht nur diesen kollegialischen Schluß in's Protokoll ein, sondern entwarf ihn auch auf einem besonderen Bogen, den das ganze Collegium unterschrieb; und es ging zu seiner Zeit, wenn eine Partie beisammen war, zum König zur Unter-

schrift. Waren einige der Räthe verschiedener Meinung, so trug man auch dieses in's Protokoll ein, und dieß wurde besonders unterschrieben. Wenn der König bei der Vorlegung zur Unterschrift die Sache billigte, so ging Alles den ordentlichen weiteren Gang; fand er aber etwas dagegen zu erinnern, so wies er's entweder geradezu ab, oder nahm er die Sache vor das geheime Conseil. Manche Suppliken wies das Collegium selbst geradezu ab, ohne erst an den König zu referiren; aber auch das wurde ordentlich in's Protokoll eingetragen, und der Supplikant erhielt seine Resolution.

Dieß war der Gang der Dinge, selbst wenn sich der König nicht gegenwärtig in Kopenhagen befand. Wenn ihm daher hie und da auf seinen Reisen Unterthanen Bittschriften übergaben, so ließ er sie alle, falls es nicht anders Suppliken um ein vakantes Amt waren, an den Kammer-Sekretär schicken, der seiner Pflicht gemäß sie aussuchen und vertheilen mochte. Die Fälle kamen deßwegen zuletzt selten, daß dem König solche Suppliken übergeben wurden; die Leute wußten schon, wie es gehe. Vielleicht war die dänische Kanzlei nie in einem so guten Stande, als damals. Das Collegium that seine Schuldigkeit; die Sekretärs, deren damals gewöhnlich vier seyn sollten, wußten was sie beim Protokoll und den Expeditionen zu thun hatten. Ihr Amt war concipiren, Relationen an den König aufsetzen u. s. w.; sie wurden nicht allein der Feder, sondern auch der Geschäfte mächtig. Auch die Kanzleiverwalter und die Kopisten hatten jeder sein angewiesenes Geschäft, und alle Geschäfte waren so vertheilt, daß immer das eine in das andere eingriff. Keine Supplik wurde vierzehn Tage alt, so wußte schon der Supplikant die Resolution.

Zwar kam schon einige Unordnung in diese Organisation von der Zeit an, daß der König aus Norwegen zurückgekom-

men; man merkte aber diese Unordnung doch erst recht in den Jahren 1688 und 1689, da ein Theil der Mitglieder des Collegiums in Intriguen, Kabalen und Schmeichler-Ränke sich einließ, was besonders seit 1690, seit daß Luxdorf in Ungnade gefallen und der Geheimerath Wibes gestorben, sehr überhand nahm. Die ganze alte Distributions-Ordnung kam in Verwirrung. Man nahm die Suppliken ganz willkürlich vor; die Herren wagten oft nicht nein zu sagen, wo es doch hätte geschehen sollen. Statt der alten Sekretärs kamen junge, unwissende, ungewohnte Männer, und so wurde es denn freilich auch dem Sekretär bald nicht mehr anvertraut, den Aufsatz der Expedition zu machen. Die Kanzleiverwalter wurden mit andern Verrichtungen so überladen, daß sie ihres eigentlichen Amts nicht warten konnten, und Manches, von dem es hieß, es sollte geheim gehalten werden, wurde gleich nach der Expedition aus der Kanzlei hinweggenommen, und wurde also nicht ordentlich in die Registratur eingetragen. So blieb's bis zum Tode des Königs, bis 1699; doch litt Gottlob die eigentliche Gerechtigkeit dabei nie Noth.

Was die ordinären Expeditionen der dänischen Kanzlei bei Christians V. Regierung von 1670 bis 1699 gewesen oder was gewöhnlich an dieselbe habe gelangen müssen, läßt sich schwer im Allgemeinen sagen; es änderte sich gar zu sehr. So gab sich z. B. Greiffenfeld alle Mühe, die ausländischen Angelegenheiten wieder, wie es ehedem gewesen, zur dänischen Kanzlei zu bringen; wahrscheinlich hätte er es auch durchgetrieben, wenn nicht sein Fall dazwischen gekommen wäre. Zu Schultes Zeit verengte sich die Aktivitäts-Sphäre der Kanzlei sehr. Von 1690 an geschah des Dings bald zu viel, bald zu wenig; von 1690 bis 1693 geschah dessen wohl zu viel, denn in diesen vier Jahren ergingen oft Befehle aus der Kanzlei an die Rentkammer, an die Admiralität, an das

Kommissariat, denn das Kommerz-Collegium war schon nicht mehr, in Dingen, die offenbar diesen Kollegien gehört hätten; nachher war's umgekehrt und die Kanzlei wurde sogar gezwungen, Instruktionen für einige Stellen aufsetzen zu lassen, wo doch die Kammer die Bestallungen expedirt hatte. Die gewöhnlichsten Expeditionen waren freilich folgende:

1) Alle gräflichen, freiherrlichen, adelichen Naturalisations- und Legitimations-Urkunden. Diese kamen nicht zur kollegialischen Berathschlagung, sondern darüber wurde bloß an den König referirt, und nach dessen mündlichem Befehl geschah die Expedition.

2) Bestallungsbriefe für alle Civil- und geistlichen Stellen, die ausgenommen, die von der Schatzkammer abhingen, und unter dieser ihrer Jurisdiktion stunden. Seit 1693 aber zog die Kammer die Expedition der Bestallungen aller der Aemter an sich, wobei Gage nach dem Reglement war.

3) Rangertheilungen.

4) Priester-Vokationen.

5) Allerhand offene Briefe, Kommissionen, Testaments-Bestätigungen, Erlassung von Hurenbrüchen, Ehebewilligungen in verbotenen Graden u. d. m.

6) Allerhand Privilegien, z. B. auf Manufakturen u. dergl.

7) Pässe, Geleitsbriefe, Arreste; doch letztere hörten gleich auf, sobald das neue Gesetzbuch da war, und ereigneten sich nachher nur in seltenen Fällen. Ebenso war's

8) mit den Proklamen.

9) Exekutions-Erkenntnisse ergangener Sentenzen.

10) Bewilligung von Freiheiten der Defensionsschiffe nach den Erklärungen der Admiralität oder des Kommerz-Collegiums. Dieß hob sich nachher von selbst vermittelst der Traktate.

11) Moratoria u. dergl. mehr.

12) Bewilligungen, die Töchter zu gleichen Erben einzusetzen mit den Söhnen. War erst sehr gemein, wurde aber zuletzt nicht mehr gestattet, außer wenn der Vater eingewilligt hatte. Auf Begehren oder Consens der Mutter wurde nicht geachtet.

13) Dispensation, daß Eltern ihren Kindern weniger geben durften, als ihnen nach dem Tode des Vaters oder der Mutter gebührte.

Dieß währte lange, bis sich endlich der sel. Worm ziemlich standhaft dagegen setzte.

14) Dispensation, daß Kinder ihr eigener Vormund sollten seyn können. Anfangs wurde dieses bloß nach vorläufigem Bericht der Obrigkeit und sorgfältiger Erwägung der Umstände gestattet; und ein Mädchen, dem dieses gestattet werden sollte, mußte näher bei 30 als bei 25 Jahren seyn. Nachher wurden diese Dispensationen und nicht ohne Schaden sehr gemein.

15) Bewilligung für die Wittwe, auf dem ungetheilten Hofe zu bleiben. Dieß wurde anfangs nur sehr selten und mit großer Vorsicht verwilligt, aber seit der Verordnung vom 10. August 1697 wurde es sehr gemein.

16) Bewilligung, mit seinen Verwandten zu theilen.

17) Bestätigungen der von Proprietärs ausgestellten Pfarrvokationen u. d. m.

XIV.

Recensionen.

1. Vie du Maréchal Duc de Villars etc., écrite par lui-même et donnée au public par Mr. Anquetil. Paris. 4. Vol. 8. *)

Bekanntlich sind gleich fünf Jahre nach dem Tode des Marschalls (1739) drei Bändchen seiner Memoiren herausgekommen, aber der größte Theil derselben war des Helden gar nicht würdig, und nur ein Theil des ersten Bandes konnte als authentisch angesehen werden. Der Herausgeber gegenwärtiger Lebensbeschreibung erhielt durch den Marschall de Castries und den Marq. de Vogué den schätzbarsten Vorrath von Originalpapieren, worunter allein vierzehn Folio-Bände Briefe waren, einige dieser Bände zweihundert Seiten stark. Er glaubte, diese Biographie mit Grund als des Marschalls eigenes Werk angeben zu können, weil es oft fast ganz aus den Worten seiner eigenen Briefe zusammengesetzt wurde, auch das Manuscript der Memoiren und des Journals, die theils zum Grunde liegen, theils wörtlich beibehalten sind, häufige Spuren der eigenhändigen Correctur des Marschalls tragen. Wir haben besonders die zwei ersten Bände mit einer Theilnehmung gelesen, welche man sich selten bei einer Ge-

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1784. Stück 199.

schichte versprechen kann, die nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in ihren einzelsten Umständen durch die Erzählung der verschiedensten Partien längst bekannt ist. Ueberall leuchtet der große, edle, freie Charakter des Marschalls so anziehend hindurch, in jedem Raisonnement desselben, wenn auch der Erfolg nicht entsprach, ist so viel lichter gesunder Verstand, daß selbst ein des Kriegs völlig Unkundiger auch die Geschichte seiner Kriege mit Vergnügen lesen wird. Wir freuten uns nicht nur einmal des schönen Kontrasts, in welchem Ludwig XIV., seine Frau von Maitenon und der Marschall so ungesucht sich zeigten, aber wir bewunderten auch den großen General nicht nur einmal, der geduldig seine Plane und Rechtfertigungen an die Gemahlin seines Königs schrieb, durch den kritisirenden Schwarm unwissender Hofleute sich nicht ermüden ließ, immer erst zum Spiel gerufen wurde, wenn fast Alles verloren war, und immer wieder hinweg mußte, sobald er Gleichheit oder Ueberlegenheit der französischen Partei wieder hergestellt hatte. Neue, dem Kenner dieser Geschichte bisher unbekannte Faktums darf man hier zwar nicht suchen, da selbst der größte Theil dessen, was im dritten und vierten Theil aus den einlaufenden Berichten der französischen Gesandten excerpirt ist, durch andere Kanäle schon längst in Umlauf gekommen. Manches ist vielmehr durch Zusammenstellung der vielen Nachrichten, welche man über diesen Zeitpunkt (1672—1734) hat, sehr leicht noch zu berichtigen; doch sind wir auf viele Stellen gestoßen, wo eine längst bekannte Geschichte durch eine kleine Anekdote neues Licht erhält, oder wenigstens zum ersten Male gedruckt wurde, was die historische Schüchternheit unsers Zeitalters bisher noch bloß der mündlichen Tradition überließ. Zur letztern Klasse gehören mehrere Auszüge der Nachrichten des französischen Gesandten in Berlin, vom Jahr 1730. Von

der erstern Klasse sind hier ein paar Beispiele. Es ist bekannt, wie sehr Ludwig XIV. bei den großen Niederlagen betroffen war, welche der Tod 1712 in seiner Familie machte. „Gott straft mich," sagte der vier und siebenzigjährige König weinend zu Villars (P. II. p. 197), „ich habe es wohl verdient, ich werde in der andern Welt desto weniger leiden." Die Geschichte des für Frankreich schrecklichen Jahrs 1709 ist bekannt, aber die Auftritte, welche der Hunger damals bei der Armee machte, sind unsers Wissens nirgends so treffend gezeigt, als hier. Eugen und Villars haben, wie bekannt ist, den Rastadter Frieden geschlossen; hier ist der Hauptgang ihrer Verhandlungen ausgezeichnet, beide negociirten so bieder und rasch, als sie im Felde schlugen. Die mißlungenen Finanzoperationen des Schottländers Law sind gegen die Gewohnheit der meisten französischen Schriftsteller hier in ihrem richtigen Zusammenhange gezeigt, Villars war kein Financier, aber er urtheilte doch auf den ersten Blick über Law's Projekte ganz eben so, wie nun die einsichtsvollsten Historiker und Politiker urtheilen. Daß fast alle deutsche Namen auch in diesem französischen Werke entstellt sind, war uns dießmal auffallend; der Marschall hatte doch Bekanntschaft genug mit Rheinländern und Schwaben und Bayern gemacht, um ihre und ihrer Städte Namen in seinem Tagebuche richtig und deutlich schreiben zu lernen. Hisdelberg statt Heidelberg, Phorzein Pforzheim, Meuderking Munderkingen, u. s. w. Manches dieser Art mag wohl auch Druckfehler seyn, als T. III. p. 273 le Duc de Nuremberg anstatt de Virtemberg.

2. Addresse aux Provinces, ou Examen des opérations de l'Assemblée nationale, M. Dec. 1789. 8.

Ouvrez donc les yeux. 1789. 8.

Moins de paroles et plus d'effets; addresse sans fadeur à l'Assemblée nationale. 1789. 8.*)

Recensent hat nur diese drei aus vielen andern Schriften ähnlichen Inhalts, die vor ihm liegen, herausgewählt, weil sie ihm die vorzüglichern dieser Klasse zu seyn scheinen. Sie sind alle drei nicht nur gegen die jetzt herrschende Partie, sondern bestimmt gegen die National-Versammlung gerichtet, und so sehr sie auch, wie die übrigen ihrer Art, oft in den Pampheletston fallen, so wenig die Verfasser dieser Art von Schriften unter sich selbst ganz einig sind, was denn eigentlich mit der National-Versammlung werden solle, ob diese aus einander zu jagen und eine neue zu rufen sey, oder ob das Werk der Regeneration, nun es einmal so weit gediehen, ohne eine National-Versammlung vollendet werden solle, so klar stimmen sie doch in Beschreibung jenes Konvents überein, die alles das bestätigen, was Mounier und Türkheim schon gesagt, und nur fast zu leise ausgedrückt haben. Die Addresse aux Provinces, die unter den genannten drei Schriften die größte Sensation gemacht zu haben scheint, recensirt nicht nur die auffallendsten und zerstörendsten Operationen der National-Versammlung, sondern verbreitet sich auch über einzelne Charaktere der republikanisch gesinnten Chefs und Parteigänger in derselben, und geht darauf, daß man diesen Konvent auseinander jagen und einen neuen wählen solle. So bitter und heftig oft ihr Ton ist, so schien sie uns doch manchmal noch billiger, als Ouvrez donc les

---

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1790. Stück 31.

yeux, wo selbst La Fayette nicht geschont wird, auch Dinge angegriffen und verworfen werden, die doch wohl seyn mußten, wo National-Freiheit werden sollte. In Moins de paroles und plus d'effets finden sich manche Bemerkungen auch über einzelne Dekrete der Versammlung, besonders die den Klerus betreffend, welche, so weit ein Deutscher nach Bücher-Kenntnissen urtheilen kann, wohl erwogen zu werden verdient hätten. Sowohl diese, als alle anderen Schriften ähnlichen Inhalts stimmen darin überein, daß der Radikalfehler alles schon seit dem August 1789 entstandenen Uebels theils in einer falschen Organisation des Konvents selbst, theils auch in der Kollusion einiger Partie-Chefs desselben mit dem tobenden Haufen im Palais-Royal zu suchen sey. Bei den wichtigsten Deliberationen der National-Versammlung entscheidet nicht und entschied fast nie die Deliberation des Konvents selbst, sondern die Galerie ist's, auf die Alles ankommt. Wer denen auf der Galerie mißfällt, kann nicht zum Worte kommen, auch wenn er noch so wichtige Dinge vorzutragen hätte; und wer nicht nach ihrem Sinne votirt, — man sieht nämlich allgemein, wie Jeder votirt, weil bloß durch Aufstehen und Sitzenbleiben votirt wird, — der kann versichert seyn, nächstens auf der Proscriptions-Liste zu paradiren. Bei den Wahlen allein hat Scrutinium statt. Daher kommt es, daß die Mouniers und mehrere solcher Männer zu Präsidenten gewählt werden, aber nie Mirabeau oder andere der heftigsten Partie-Chefs, wenn anders nicht oft auch zu einer Zeit gewählt wird, wo die Partie ihren zahlreichen Club zusammenbestellt hat, und der Abwesenheit des größern Theils der Uebrigen versichert ist. Daher so manche Wahl, über der die Galerie in den heftigsten Tumult ausbricht, wie sie denn auch einmal durch das wildeste Schreien und Lärmen einen der ehrwürdigsten Männer von der Annahme der auf ihn

gefallenen Präsidentenwahl abgeschreckt hat. Wo man also nur einigermaßen versichert ist, ohne Laternenfurcht votiren zu können, da zeigt sich das Uebergewicht der redlichen, unverdorbenen Gesinnungen. Wo es aber bei Ja oder Nein sogleich einer Auszeichnung zum Leben oder zum Tod gilt, wo oft überdieß noch, wie in der bekannten Nacht vom 4. August, die wichtigsten Dinge nicht durch Deliberationen, sondern durch Acclamationen abgethan werden, wo oft selbst die körperliche Ermattung, wenn man Tage und Nächte lang in einem Sturme von 1200 Menschen, überdieß lauter Franzosen, zusammen bleibt, nothwendig auf manchen der sonst unerschrockensten, besonnensten und redlichen Deputirten wirken muß, wie wir denn z. B. versichert sind, daß das, was in der Nacht vom 4. August durchging, nie in einer Vormittags-Session selbst durch das wüthendste Toben der Gallerie bewirkt worden wäre; wo das alles so zusammenkommt, da mag oft der liebe Gott für den Ausgang der Sache sorgen. Die Weisheit kann nichts thun; selbst die Faktionen-Chefs können manchmal nicht berechnen, wie der Ausgang seyn werde, wenn sie anders nicht gerade für diese Session, wo es nun durchgetrieben wird, ihren Haufen auf der Gallerie richtig bestellt haben, oder solche sicher wirkende Mittel brauchen, wie in der Nacht vom 5. Oktober geschah. In der Schrift Moins de paroles etc. wird S. 12, 13 sehr gut bemerkt, daß es für einen Noailles ohne große Aufopferung etwas Leichtes gewesen sey, solche Resignationen in Bewegung zu bringen, wie die in der Nacht vom 4. August; denn die Noaillische Familie selbst hat bei 800,000 Livres Renten des bienfaits du Roi, und daß bei der Aufhebung der Zehnten hie und da einer der Herren Deputirten sein Vermögen ungefähr um ein Sechstheil vermehrt, und durch dieß Dekret ein Geschenk von 60,000 Livres Renten angenommen habe.

Man hat durch solche Dekrete für die großen Proprietärs gesorgt, aber nicht für das Volk, und unstreitig braucht es nicht viel Kunst, um alle die Schlüsse, womit man der Geistlichkeit ihre Güter genommen hat, nach der richtigsten Logik auch auf die großen Kapitalisten anzuwenden, und so zu einer weiter gehenden Kommunion anzurathen, als diese bezweckt haben mochten, da sie zu Versicherung ihrer ausstehenden Gelder das ganze französische Kirchengut in die National-Kasse hereinzogen. Wenn man bloß, wie es wohl der Fall der meisten deutschen Leser ist, ungefähr das Hauptresultat der wichtigsten Dekrete der National-Versammlung sich merkt, ohne recht in das Detail hineinzugehen, ohne Reden und Deliberationen mit einiger Vollständigkeit zu lesen, so vermuthet man kaum, was für ein Unfug mit Rednerkunst und halbverdauter Philosophie in diesem so höchst wichtigen Konvente getrieben wird, und wie weit die Wuth der General-Ideen geht. So trat, um nur ein Beispiel anzuführen (erstgen. Schrift S. 27), Mr. Garat den 31. Juli auf, und sagte in seiner Rede: Le peuple s'est armé, le sang a coulé, c'était celui des coupables. Les loix sont les ministres de la volonté du peuple. Quand le peuple agit, il n'a plus besoin de leurs organes. Bekanntlich erklärte so Graf Mirabeau, er kenne bloß drei Etats: les fripons, les mendians et les salariés. Man weiß nicht, was man dabei denken soll. Er selbst hat kein Amt, gehört also freilich nicht unter die Salarirten; und unter die Mendians wird ihn Niemand rechnen. So zeigt auch der Verfasser von Moins de paroles etc., wie in jeder Beziehung es höchst unweise und ungerecht wäre, wenn man damit Alles gethan zu haben glaube, jedem Parochus einen Gehalt von 1200 Livres auszusetzen. Wir glauben, daß sich auf den größten Theil dessen, was hier dagegen gesagt wird, gar nicht antworten läßt. Die Herren,

die solche Dekrete mit so großer Leichtigkeit machen, kennen meistens das gemeine Leben und die Verhältnisse desselben gar nicht, sind nie eigentlich in Geschäften gewesen, durch die man dieses lernt; gute Scribenten und Bücher-Philosophen mögen sie wohl seyn! — So weit wir nach den uns hier zukommenden Schriften urtheilen können, so erscheinen jetzt immer zwei bis drei gegen die National-Versammlung, bis etwa hie und da eine für dieselbe zum Vorschein kommt. Dieses Schriften-Verhältniß ist ein ziemlich sicheres Merkmal der veränderten allgemeinen Gesinnung, die erst in Paris anfängt, endlich aber auch wieder auf die Provinzen wirken wird. Gewiß wird so bald nicht mehr die alte willkürliche Regierung in Frankreich emporkommen; aber möchte doch endlich einmal auch die boshafte Kalumnie sich legen, daß jeder redliche Mann, der nicht nach dem Sinne der Ochlokraten spricht, ein National-Feind, ein zum Tode geweihter Aristokrat seyn soll.

---

3. E. Brandes, politische, Betrachtungen über die französische Revolution. Jena 1790. 8. *)

Ueber das Werden und Seyn der neuen französischen Konstitution, und nebenher auch über manche der wichtigsten allgemeinen politischen Fragen, welche die neueste französische Geschichte auch in deutschen Köpfen rege gemacht, ist schwerlich etwas Sachkundigeres, Billigeres und Scharfsinnigeres unter uns gesagt worden, als was vorstehende Schrift enthält. Zwar werden unsere Gallikaner den Verfasser beschuldigen, er habe sich die englische Verfassung zu sehr zum Prüfungs-Ideal gewählt, und manchmal weder die Bedürfnisse des gegenwärtigen Moments, noch die Verschiedenheit des National-

---

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1791. Stück 8.

Charakters vollständig genug in Berechnung genommen. Doch schwerlich möchte damit auf die dringendsten Einwürfe, die der Verfasser der sogenannten neuen Konstitution macht, auch nur scheinbar geantwortet werden können; wenigstens werden sich unsere Gallikaner die Antwort verbitten, die wir bisweilen für die einzig mögliche hielten. Dem Recensenten ist bei Lesung dieser Schrift die Betrachtung sehr oft aufgestiegen, wie doch kein großes Werk, zu dem viele Millionen Menschen mitwirken sollen, ohne eine stattliche mixtura dementiae sich ausführen lasse. Die Beimischung kommt nicht allein von der Masse selbst her, die in Gährung gebracht worden, sondern sie ist auch nothwendig, um die Masse in Bewegung zu setzen, und so wahr Manches ehedem gewesen, was die Erasmusse gegen die religiöse Revolution sagten, die vor 270 Jahren in Deutschland angefangen, so unwiderstehlich wahr ist auch der größte Theil dessen, was gegen die neueste politische Revolution hier gesagt wird. Unterdeß jenem Werk sind allmählich die Geburtsmäler verwachsen, und auch bei diesem wird's so werden, wenn es anders im Plane der Vorsehung ist, daß es erhalten werden solle. Im Kreise ruhiger Beobachter ist jetzt nur die Frage, was bei diesem Werk als mixtura dementiae ausgeschieden werden solle? Wenn man über der Präliminär-Frage, die hier eintritt, ganz einig werden könnte, welcher allgemeinen Veredlung und Aufklärung, selbst eine große Menschenmasse, mit dem Fortgange der Jahrhunderte allmählich fähig werden möge? so würde man vielleicht die Scheidung fast rein auszumachen im Stande seyn. Unterdeß da sich die Parteien wohl nirgends mehr theilen, als hier, so ist die Scheidung, so viel möglich, nur in den Punkten vorzunehmen, wo man an jener Frage, zu deren Beantwortung wir vielleicht noch nicht genug experimentelle Data haben, unberührend vorüber-

geben kann. Und hier hat der Verfasser mit einem tief dringenden politischen Blick Wahrheit und Irrthum, Verstand und Unverstand, Gutes und Böses so meisterhaft geschieden, daß man oft zu lesen glaubt, wie es geben müsse! Nur in einem Hauptpunkte konnte Recensent sich nicht überzeugen. Der Verfasser ist zu sehr für die Scheidung des National-Konvents nach Ständen, in zwei Kammern, und glaubt, daß für den Adel ein Oberhaus hätte errichtet werden sollen. Vielleicht hat ihn hier das Beispiel von England getäuscht, so verschieden auch der Fall ist. Zwischen dem englischen Oberhaus und Unterhaus ist keine Scheidung nach Erbständen, wie sie in Frankreich hätte werden müssen, denn Bischöfe hätten doch wohl nie in das neue Oberhaus kommen sollen. Wird irgend ein bleibender Segen der französischen Revolution seyn, so ist's der, wie wir hoffen, daß der Clericus wieder zum Religionslehrer wird! Nun wie denn aber in der Zeit, da der Adel schon auf's höchste gereizt war, eben dem so gereizten Stande ein Drittheil der ganzen Staatsmacht überlassen? Das Dekret wegen Abschaffung des Titels, der Namen, Wappen und Livreen, diese bittere Rache des uralten Adels an dem jüngern, neuentstandenen Adel, leidet gar keine Entschuldigung; aber würden wohl manche der wichtigsten Dekrete durchgegangen seyn, die doch durchaus zur unternommenen Veränderung gehörten, wenn der Adel jetzt schon ein Oberhaus formirt hätte? oder würde man sich bei diesen Dekreten für die zweite Legislatur sicher glauben können, wenn dem Adel ein Oberhaus versprochen worden wäre? Unstreitig muß der Nationalkonvent, wenn irgend etwas herauskommen soll, künftighin getheilt, und dem S. 107 angeführten Dekret die Erklärung gegeben werden, daß nicht zwei den Ständen nach verschiedene Kammern seyn sollten. Doch noch ehe Recensent dem Publikum referirt hat, was der ganze Inhalt

der Schrift des Verfassers sey, so fühlt er sich schon völlig in das Interesse eines Dialogs hineingezogen — also zur Relation!

Drei Hauptfragen sind zu Hauptabschnitten des Ganzen gemacht: 1) War's nothwendig, daß in der französischen Verfassung eine große Veränderung entstehen mußte? 2) Konnte diese Veränderung ohne Revolution, das heißt ohne Einwirkung des bewaffneten Volks, bewerkstelligt werden? 3) Ist jetzt in Frankreich eine Verfassung gebildet, wie sie der Beschaffenheit des Reichs angemessen scheint?

Der Beantwortung der ersten dieser drei Fragen hat der Herr Verfasser einige vortreffliche Betrachtungen vorausgeschickt, was er eigentlich eine gute Verfassung nenne, wie gesetzgebende und vollziehende Gewalt vertheilt seyn müßten, und wie zwar als Schlußstein des ganzen Gebäudes Preßfreiheit nothwendig sey, Preßfreiheit aber allein ohne eine daneben bestehende gute Verfassung nicht hinreichend seyn könne. Wohl wahr sagt der Verfasser S. 16: „Die Aufklärung kann Riesenschritte gemacht haben, und doch kann in den Staaten der Art Alles zurückgehalten werden. Es ist umsonst, darauf zu rechnen, daß die angehende Generation, wenn sie hinaufrückt, die durch Preßfreiheit verbreiteten Ideen sehr zum allgemeinen Besten anwende. Derjenige Theil dieser Generation, der sich hinaufschwingt, verliert gewöhnlich die eigenen Ideen, die er hatte, und bequemt sich zu denjenigen, die er vorfindet. Preßfreiheit klärt zwar den Verstand auf, aber zur Bildung des Charakters, der noch mehr wie der Verstand nothwendig ist, um gute Plane durchzusetzen, hiezu wirkt sie allein wenig. Die beste Schule für den Charakter bleibt immer das handelnde Leben." — So sehr auch freilich eine Verfassung immer mehr auf einzelnen Menschen und auf der Denkart beruhe, die diese in der Nation verbreiten und nähren, als auf

dem todten Buchstaben der Gesetze, so wesentlich sey doch eine gute Verfassung gerade zur Bildung solcher Menschen. Daß nun aber Frankreich seit 1614 nicht einmal mehr den Schatten einer guten Verfassung gehabt habe, daß sich in einem Lande, wo auch einzelne edle, gute Männer bei der allgemeinen Corruption nicht mehr wirken konnten, unmöglich mehr — gut habe wohnen lassen, wird sehr richtig gezeigt. Die Stände mußten zusammengerufen werden; nur beging das Ministerium bei dieser nach 156 Jahren wieder erfolgenden Zusammenberufung derselben ungeheure Fehler. Die wichtigsten Punkte, die hiebei sogleich zur Frage kommen mußten, ließ man unentschieden; man ließ, wie der Verfasser ganz vortrefflich sagt, man ließ das Schiff ohne einen Steuermann auf gut Glück auslaufen, theils weil man nicht einig und entschieden genug war, wie und wohin man steuern wolle, theils aber auch offenbar die Klippen und Felsen gar nicht kannte, an die es getrieben und geworfen werden könnte. Im königlichen Ausschreiben war nicht genau bestimmt, wie die Deputirten zu den Ständen gewählt werden sollten; nicht bestimmt, welchen Effekt die Cahiers haben sollten, welche die Deputirten von ihren Committenten mitzubringen das Recht erhielten. Welch Unheil entstand nachher aus den Mandats impératifs! Offenbar hatten sich, wie es scheint, im Ministerium selbst noch keine richtige Begriffe von Repräsentantenschaft u. s. w. gebildet. Eben so wenig auch bestimmte das königliche Ausschreiben den wichtigsten Punkt, ob délibération par ordre oder par tête gelten solle, und indeß man sowohl hier, als in andern Fällen Alles mehr sich selbst machen ließ, als mit Weisheit vorbereitete und lenkte, indeß die Minister nicht einmal suchten, mit den wichtigsten Männern der Nationalversammlung sich in Verbindung zu setzen, auch wohl noch zu stolz waren, selbst Deputirte werden zu

wollen, so kam vollends, recht wie ein Streich von Unklugen, Neckers Verabschiedung dazwischen. An Allem, was gleich darauf folgte, war die Hofpartie Schuld; aber an allem Bösen, was seit dem Ende des Julius erfolgte, war die Majorität der Nationalversammlung Schuld. Man hätte der weitern Einwirkung des Volks durch die wirksamsten Gegen-Anstalten vorbeugen sollen; doch sowohl hier, als nachher zeigte die Nationalversammlung, wie wenig sie die Freiheit zum allgemeinen Besten zu brauchen wisse, wie wenig also eine neue Konstitution entstehen konnte, die den wahren Bedürfnissen einer Nation entsprach. Diesen letztern Punkt zeigt der Verfasser von S. 47 an sehr ausführlich. Es würde das unerwartetste Phänomen gewesen seyn, wenn diese Männer, die die Nationalversammlung ausmachten, und das neue Haus dauerhaft und wohnbar bauen sollten, in der That gut gebaut hätten! Bei den besten derselben war's leider ein Docendo discimus, und vielleicht war nicht Einer von Allen, der eigentlich gleich anfangs dahin wollte, wo man nun steht. Wohl lag auch schon ein großer Fehler darin, daß man eine ganz neue Verfassung von Grund aus aufbauen wollte. Wie die Verständigen keine ganz neuen Gesetzbücher wollen, so keine ganz neuen Verfassungen. Allmählich ablenken von einer alten, leider genug befahrenen Bahn, einzelne Einrichtungen und einzelne Gesetze geben, wodurch den dringendsten Bedürfnissen geholfen und ein Umschwung mehr veranlaßt, als plötzlich hervorgebracht werde, dieß ist's, wozu Geschichte und Menschenkunde rathen. Doch wenn denn auch einmal eine ganz neue Verfassung werden sollte, wer kann die Konstitution, mit der hier ein Experiment gemacht worden, in manchen ihrer wesentlichsten Punkte billigen? und wer hätte vermuthen sollen, daß es erst eines Experiments bedürfe, um zu wissen, wie gefährlich und unweise eine solche Konstitution

seyn. Es war unweise, höchst unweise, daß man das Gesetz machte, die Nationalversammlung sollte bloß aus einer Kammer bestehen; unweise, daß man alle Agenten der executiven Macht ausschloß; höchst unweise, daß Niemand zwei Legislationen nach einander zum Deputirten sollte gewählt werden können. Zwei Jahre der Sitzung für einen Konvent ist zu kurze Zeit, weil es doch immer einige Zeit braucht, bis sich die neugewählten Deputirten mit voller Kenntniß in ihre Lage hineinfinden können. Auch das Präsidium eines Mannes sollte länger als vierzehn Tage dauern. Doch das Unweiseste von Allem ist unstreitig der Konstitutionseid! Wir hoffen, die Herren werden nicht eher auseinander gehen, bis sie in einer heitern Stunde der Besonnenheit ausgemacht haben, was denn eigentlich als wesentlicher Punkt der Konstitution angesehen, was demnach für beschworen gehalten werden solle. Denn wenn es das alles seyn soll, wo jetzt in den Dekreten steht, es sollte zur Konstitution gehören, so bewahre der Himmel, bei allem dem Blut und Leben aufzusetzen! Des Unklugen ist so Manches darunter, und wie soll sich das ändern, da alle künftigen Legislatoren, mit diesem Eid auf dem Gewissen, schon zusammenkommen? Was man zu beschwören hat, dessen muß nie viel seyn, sonst kann man das Beschworene nicht einmal behalten, und welcher halbkluge Mann wird überhaupt in Dingen dieser Art eine ewige Unveränderlichkeit beschwören?

---

4. Chr. Girtanner, historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution. Bd. 1 u. 2. Berl. 1791. 8. *)

Recensent hat diese beiden Bände des vollständigsten und bis jetzt besten deutschen historischen Werks über die französische Revolution mit großem Vergnügen gelesen, und da zuverläßig unter Allem, was nicht nur in Deutschland, sondern selbst auch in Frankreich als politisches Raisonnement über die neue französische Konstitution erschienen, die Betrachtungen von Herrn Geh. Kanzl.-Sekr. Brandes weit das Vorzüglichste sind, so findet sich auch in diesem Werke des Herrn Dr. Girtanner so viel gesammelt und zum Theil auch geläutert, als wir bisher noch in keinem Buche ähnlichen Inhalts beisammen fanden. Herr Campe hat zu einer Zeit geschrieben, wo es fast unmöglich war, Wahrheit zu schreiben, und in einem Enthusiasmus geschrieben, der selten ohne nachtheiligen Einfluß auf historische Richtigkeit, worauf doch zuletzt Alles ankommt, so mächtig belebt. Herrn Schulzens Almanach ist ein schlechtes Stück Arbeit, und des Mannes ganz unwürdig, der in seiner ersten Schrift über die französische Revolution so Manches recht gut erzählt hatte. Neuestens las auch Recensent, was Herr G. A. v. Halem gelegenheitlich sagte, da er seine Blicke auf Frankreich warf; allein — nur ein neues Beispiel, daß zum Richtigsehen und Hören und Urtheilen noch manches Andere gehört, als auf der Stelle gewesen zu seyn. Eine geübte Beurtheilungskraft, und dabei doch auch eine gewisse vorläufige Summe historisch-politischer Kenntnisse, nebst genauer Kunde alles dessen, was schon in mehreren Schriften über diese wichtigste Begebenheit unseres Jahrhunderts geschrieben worden, sind so unentbehr-

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1792. Stück 114.

liche Eigenschaften eines Jeden, der dem deutschen Publikum etwas Brauchbares hievon sagen will, daß Recensent seine Freude gern recht lebhaft ausdrückt, endlich in diesem Werk einen Schriftsteller gefunden zu haben, der jene zwei erstern Eigenschaften gehörig besaß, und die Erwerbung der letzten sich zur Pflicht machte. Dieses Urtheil des Recensenten, womit freilich demokratisch-gesinnte Leser nicht übereinstimmen werden, kann wenigstens gewiß als unparteiisches Urtheil gelten, da Recensent selbst in vielen höchst wichtigen Theilen dieser Geschichte eines ganz andern Dafürhaltens ist, als der Verfasser, und den Hauptgesichtspunkt, von dem man ausgehen muß, um gewisse Reihen von Begebenheiten richtig zu fassen, hier manchmal verfehlt zu sehen glaubt.

Gleich im ersten Abschnitt des ersten Bandes, Zustand von Frankreich vor der Revolution, verbunden mit beiden nachfolgenden Abschnitten, worin die entfernten und nähern Ursachen der Revolution entwickelt werden, ist unseres Erachtens nicht genug in's Helle gesetzt, ob und in wie ferne denn vor der Revolution etwas da war, was man mit Recht großen Aristokratendruck nennen konnte. Unter der jetzt in Frankreich triumphirenden Partie ist nur eine Stimme darüber, daß der königliche Despotismus, über den man ohnedieß unter Ludwig XVI. kaum klagen konnte, oder etwa auch die Despotie der seinen Namen mißbrauchenden Minister, die gewiß doch auch nicht die der vorigen Regierungen war, gar nicht allein oder ganz vorzüglich das Uebel gewesen sey, das endlich eine allgemeine Insurrektion hätte veranlassen müssen, sondern daß sich hinter dem Gerüste einer unumschränkten Monarchie mehrere Aristokratien gebildet hätten, die mit einem so furchtbaren und immer schwerer werdenden Druck auf den dritten Stand drückten, daß endlich alle Bande gesprengt werden, und eine allgemeine Zerstörung

erfolgen mußte. Daher erscheint auch in dieser ganzen Geschichte der Name Royalisten höchst selten, sondern Aristokraten sind's, die man als Hauptfeinde der Nationalfreiheit ansieht. Der Aristokrate war wohl in einzelnen Fällen Royaliste, aber Royalisten sollte man ihn deßwegen doch nicht nennen, weil er es sichtbar nur in einzelnen Fällen, und immer bloß um sein selbst willen, war. Auch der Sturz oder, wenn man diese Benennung zu hart hält, die Erniedrigung des Königsthrons wäre gewiß nie so erfolgt, wie wirklich geschah, wenn nicht die Aristokratenpartie erst selbst seine Grundpfeiler untergraben, und dann, vom dritten Stande bestürmt, hinter denselben sich zurückgezogen hätte. Der, wie selbst Lally-Tolendal genug zeigt, höchst gereizte Feind war einmal im Anlauf, und zertrümmerte dann im Sturme freilich auch Barrieren, die er gewiß noch langehin respektirt oder nie überschritten haben würde, wenn sich nicht sein Gegner, gerade vollends nach dem Augenblick der muthwilligsten neuen Reizung, hinter dieselben verschanzt hätte. Mit dieser gewaltigen Spannung zwischen dem Adel oder den verschiedenen Aristokratien desselben und dem dritten Stande vereinigten sich dann ferner alle die weitern Ursachen, die Herr Dr. Girtanner im ersten, zweiten und dritten Abschnitt sehr schön entwickelt, und auch die Haupt-Epochen, nach welchen der Sturm stieg, sind gut ausgezeichnet. Nur die Akten der verschiedenen Provinzialversammlungen scheinen uns nicht vollständig genug gebraucht, und was S. 171 von der Dauphiné erzählt wird, würde durch eine vollständigere Erzählung sehr gewonnen haben. Was dort geschah, war doch der wichtigste Anfang der neuen Ordnung der Dinge.

Die Geschichte der Revolution selbst wird im ersten Bande nur bis zu Neckers Zurückberufung fortgeführt, und unter allen einzelnen Faktums, deren mehrere hier sehr

genau erörtert sind, findet sich am genauesten ausgeführt die Geschichte der Eroberung der Bastille und die letzten Schicksale des unglücklichen Flesselles. Auch der erste mißlungene Verschwörungsplan des Herzogs von Orleans, und wie Alles zu Grunde gehen muß, was dieser Mensch anfängt, wird sehr gut gezeigt. Vielleicht kommt künftighin noch mehr an's Licht, in welchem Zusammenhange die Orleanspartie, gleich vom ersten Anfange an, mit der Direktion der Pariser Polizei war, und wie sehr sie sich dadurch den Fortgang ihrer ersten Unternehmungen erleichterte. Auch wird gewiß Herr Dr. Girtanner den Wunsch nicht unerfüllt lassen, die ganze Art und Weise, wie eigentlich die ersten Corruptionen gingen, und was man die Taktik der Orleans'schen Partie heißt, recht in's Klare zu setzen.

Im zweiten Bande geht die Geschichte von Neckers Zurückberufung an bis zum schrecklichen 6. Oktober und dem Zug des Königs und der königlichen Familie nach Paris. Als Episoden desselben kann man ansehen die Geschichte von la Tude in der dritten Abtheilung, und die Geschichte des französischen Adels und des Feudal-Systems von seinem ersten Ursprunge an in der vierten Abtheilung. Letztere würde zu einem wichtigen Theil des Ganzen haben werden müssen, wenn sich der Verfasser so lange dabei verweilt hätte, daß er genauere Unterscheidungen beobachten, und was so oft im Allgemeinen gesagt nur halb wahr ist, individueller hätte entwickeln können. Daß Beaumarchais versucht haben soll, die kaum eroberte Bastille wieder zu erobern, ist vielleicht Manchen eine ganz neue Nachricht. Die scheußlichen Scenen der Ermordung von Foulon und Berthier gehörten wohl mit als präparatorische Haupttheile in den Plan der Orleans'schen Partie; und die Verwirrung sollte recht groß werden, damit desto gewisser ein

Lieutenant général du Royaume nothwendig sey. In der Nationalversammlung selbst aber hat die Orleans'sche Partie nie recht gedeihen können, sondern der Geist, der dort wehte und immer stärker wehete, war der demokratische. Ein gewaltiges Brausen desselben, aber doch noch nicht das stärkste, war in der Nacht vom 4. August. Bekanntlich war's selbst ein Noailles, der das Signal gab, und die Violenzen der demokratischen Partie zeigten sich fast noch mehr bei der nachherigen schriftlichen Redigirung der in dieser Nacht gefaßten Dekrete. Wie das suspensive Veto des Königs durchgesetzt war, da war die sogenannte Démocratie royale so gut als vollendet. Und doch haben die eigenen Minister des Königs diejenigen Deputirten der Nationalversammlung, welche für das absolute Veto mit Macht stimmten, herzlich ermahnt, bloß bei dem suspensiven Veto es bewenden zu lassen! Wer ist also eigentlicher Urheber der Démocratie royale geworden? Wer anders, als schwache Minister, die der Royalistenpartie, zu welcher dießmal selbst Mirabeau gehörte, zwar vielleicht im Prospekt auf Ludwig XVII. gar nicht beistunden, sondern vielmehr dieselbe selbst abmahnten? Die Geschichte der Greueltage vom 5. und 6. Oktober mit allen dazu gehörigen Planen des Herzogs von Orleans wird nach Mounier und den Châtelet-Akten und dem vortrefflichen Werke: les forfaits du 6 Octobre, nebst Benutzung alles dessen, was sich auch in mehreren andern kleinen Schriften findet, in der letzten Abtheilung des zweiten Bandes mit einer Vollständigkeit erzählt, die höchst selten auch nur kleine Zusätze leidet. Der großen Tochter Marien Theresiens hat gewiß Mirabeau seine tiefste Bewunderung nicht versagen können, so wie er laut genug dem, dessen Plane er vielleicht selbst entworfen, die entschiedenste Verachtung bezeigte! Maria Antonia und La Fayette sind, so weit

diese Geschichte bis jetzt noch bekannt ist, die zwei größten Charaktere, die in derselben vorkommen, und denen in weiter Entfernung kein anderer sich nähern darf.

Noch ein paar Bemerkungen über das Ganze des Girtannerischen Werks kann sich Recensent nicht versagen; sie sind dem entschiedenen Werthe desselben nicht nachtheilig, sondern bloß der volle Tribut, den Recensent der historischen Unparteilichkeit schuldig zu seyn glaubt. Es leuchtet überall durch das ganze Werk hervor, daß es sich der Verfasser zur Hauptpflicht gemacht hat, keinen Strich zu vergessen, wodurch die Schattenpartien, welche die französische Revolution, wie jede große Weltrevolution, hat, recht kennbar werden möchten. Dieß scheint in steter Hinsicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse unseres deutschen Publikums recht planmäßig hier ausgeführt zu seyn, weil in der That unter uns Deutschen hie und da so viel Gallikanischen Eifers ist, daß man fürchten muß, die Eiferer möchten versäumt haben, vorläufig sich zu instruiren, wie denn Manches zugegangen sey. Uebrigens hat Herr Dr. Girtanner gewiß nicht vergessen, daß jedes Volk, das sich in den kritischen Momenten eines großen neuen Werdens befindet, unzählige Schwächen und Lächerlichkeiten und Greuel zeigt, und daß das Auffassen kleiner Züge und Geschichtchen gerade in solchen Perioden höchst selten zu einer rechten Fixirung des Charakteristischen führen kann. Was würde man sonst auf diese Weise, etwa nur recht massive Ausdrücke und Apophthegmen aus Luthers Schriften gesammelt, selbst aus der deutschen Reformationsgeschichte machen können? Was könnte man aus dem Theil der englischen Geschichte machen, der die Genesis der gegenwärtigen Konstitution enthält? Es hebt sich bei einer jeden Nation in den Augenblicken einer solchen allgemeinen Gährung so viel Bodensatz, und das Partiegewühl ist so groß, daß leider

diejenigen gar nicht recht in Handlung kommen können, die eigentlich das Hauptkorps der Nation ausmachen, und die man bekanntlich weder unter den Wenigen suchen darf, die ganz oben stehen, noch unter dem Schutte, der ganz unten liegt. Vielleicht sind auch manche Urtheile und Darstellungen deßwegen etwas härter ausgefallen, als wenigstens dem Recensenten recht scheint, weil der Verfasser zu argwöhnisch gegen sich selbst war, er möchte, der gewiß auch ihm heiligen Freiheitssache halber, manches Tadelnswürdige übersehen, was nicht übersehen werden sollte. Manches dessen, was geschehen ist und oft mit Recht geschah, geschah auch so ganz nach französischer Art und Weise, daß man bei dem lebhaftesten Bewußtseyn, nach welchem Maßstabe jedes Volk gerichtet werden soll, doch oft unvermerkt den Franzosen so richtet, wie etwa ein Engländer oder ein Deutscher gerichtet werden müßte. Die Nacht vom 4. August wäre in England oder in Deutschland ein wahres Skandal gewesen; zu Versailles war es ein Nationalstück. Ob der Deutsche oder der Franzose bei seinen Nationalstücken am besten fährt, oder ob am Ende jeder gleich gut fahre, ist eine schwer zu beantwortende Frage, weil selbst auch die Freude, die jeder an seinem Nationalstück hat, bei Berechnung der ganzen Glückseligkeitssumme mit in Anschlag gebracht werden muß.

Recensent kann übrigens hier am Ende dieser Anzeige den Wunsch unmöglich unterdrücken, daß doch ein Schriftsteller, der für ein so großes Publikum schreibt, wie Herr Dr. Girtanner, und so gewiß nicht von unsern Großen beschuldigt werden wird, daß er zu Gunsten der französischen Revolution geschrieben habe, in der Fortsetzung seines Werkes recht laut und nachdrücklich sagen möchte, welch ein nutzloses Mittel es sey, Gährungen zu verhüten und Revolutionen zu verhindern, wenn man nur Aufklärung zu hemmen und jede laut

werdende Klage mit Gewalt zu ersticken suche. Das franzö-
sische Ministerium hat das Experiment gemacht, wohin das
endlich führen mußte. Noch sind's auch, wenn wir nicht
irren, kaum zehn Jahre, daß der Adel das Edikt heraus-
brachte, Niemand, als ein Adelicher, sollte eine Offiziersstelle
bei der Armee erhalten können. Solche, zum Theil neuesten,
Versuche, den dritten Stand immer mehr einzuengen, und
jede Rivalität der verdienstvollsten Männer desselben bei allen
Stellen von irgend einiger Bedeutung unmöglich zu machen,
haben endlich Explosionen verursacht, die leider dem vorher-
gehenden Druck im vollesten Maße entsprachen. Wer Revo-
lutionen und Explosionen solcher Art durch einen immer noch
verstärkteren Druck zu hindern hofft, spart unfehlbar, wenn
nicht sich selbst, wenigstens doch seinen Nachfolgern in der
Regierung, schreckliche Prüfungstage auf. Druck und Gegen-
druck sind zwar hier schwer zu berechnen, aber so viel ist ge-
wiß, je härter der vorhergehende Druck war, desto grausamer
ist die endlich siegende Reaktion, und je härter der Sklave
gehalten worden war, der endlich seine Ketten zerbricht, desto
fürchterlicher ist das Loos, das alsdann den Herrn trifft.

---

5. Thom. Christie, letters on the Revolution of France, and on the new Constitution etablished by the national Assembly, occasioned by the Publications of the R. H. Edm. Burke and Alex. de Calonne. P. I. Lond. 1791. 8. *)

Der Verfasser gehört zu den gemäßigteren Gegnern von
Burke, und da er im Oktober 1789 selbst nach Paris gegan-
gen, auch ein halbes Jahr lang daselbst geblieben war, so

---

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1792. Stück 23.

konnte man hoffen, manche interessante historische Nachrichten hier zu erhalten. Allein diese hat der Verfasser nicht gehabt oder nicht geben wollen, und in den Raisonnements, die zur Vertheidigung der neuen Konstitution dienen sollten, sind wenigstens in diesem Theile manche der wichtigsten Punkte noch gar nicht berührt, und bei denen, die hier schon erörtert sind, werden die gewöhnlichen Argumente der demokratischen Partie wiederholt, die vielleicht in England weniger als unter uns bekannt waren; denn der Verfasser klagt überhaupt S. 136 ff. und, wie einige Beispiele zeigen, nicht ganz mit Unrecht, daß die französischen Angelegenheiten und die in der National-Versammlung gehaltenen Reden in den englischen Zeitungs-Blättern gar sehr verunstaltet würden. Auch die in England befindlichen Emigranten sollen hiebei die Hand im Spiele haben. Eine kurze Zusammenstellung der Haupttheile des neuen Konstitutionssystems, die sowohl im Werke selbst, als auf zwei beigelegten Tabellen sich findet, ist der beste Theil des ganzen Buches.

Von den Gesinnungen, die gegenwärtig in England herrschen, findet sich S. 30 ff. folgende merkwürdige Stelle: „Die französische Revolution hat, wie ich wohl sehe, vorerst einen unglücklichen Eindruck auf die Engländer gemacht. Sobald man jetzt nur von irgend einer Reform, von irgend einer Verbesserung oder Veränderung spricht, so träumt den Leuten von nichts, als drohender Anarchie, Aufruhr, Ochlokratie u. s. w. Das gegenwärtige Uebel scheint ihnen unbedeutend, verglichen mit dem möglichen Unglück, das kommen könnte. . . Würde Burke seine ehemalige Reformbill jetzt einbringen, ich bin überzeugt, sie würde mit ungetheiltem Beifall hinausvotirt werden. Spräche er jetzt, wie vor elf Jahren, von besserer Einrichtung des königlichen Oekonomie-Etats, einmüthig würden die guten Land-Edelleute laut rufen: „Erst zur Frage,

ob? — Gibt man auch nur hierin nach, so ruht er nicht, bis er den König vom Throne stößt!“ Was auch der Verfasser gegen diese herrschenden Gesinnungen seiner Landsleute sagen mag, und so sehr er es Burken zur Verantwortung hingibt, daß er diesen panischen Schrecken hervorgebracht, in einem Lande, wie England, ist's gewiß vortrefflich, daß es so ist! Wo in der Konstitution selbst ein so sicheres und so schnell wirksam gemachtes Rektifikationsmittel derselben liegt, als die englische hat, kann man Reformen in höchster Ruhe und mit voller Besonnenheit unternehmen; die Zeiten des Enthusiasmus und Fanatismus mögen die nutzen oder nutzen wollen, deren Staatskonstitution und Staatsverwaltung dem Teiche Bethesda gleicht. Daß das französische Beispiel, wenn je die dortige neue Ordnung der Dinge allmählich zur Ordnung wird, endlich auf alle übrigen europäischen Staaten wirken werde, davon hält sich auch Recensent völlig überzeugt; aber je weniger man diese Einwirkung beschleunigt, desto sicherer und lauterer erhält man das Gute. Billig ist's wohl auch, daß man nicht durch übertriebene Präkonisirung des neuen Wesens jenseits des Rheins Fürsten und Regierungen zu einem vorläufigen Widerstand reize, dessen Wirkung eben so schwer zu berechnen seyn möchte, so schwer es zur Reformationszeit war, zu prophezeien, ob dieses oder jenes Land katholisch bleiben werde oder nicht. Keine Wahrheit verleugnen, wenn sie auch eine derer seyn sollte, die man leicht als Feldzeichen einer gefährlichen Partie ansieht! aber auch in Form und Art ihrer Darstellung nie vergessen, wie Umstände und Zeiten Maß geben!

---

6. **A. W. Rehberg, Untersuchungen über die französische Revolution, nebst kritischen Nachrichten von den merkwürdigsten Schriften, welche darüber in Frankreich erschienen sind.** 1r Theil. Hannover und Osnabrück. 1793. 8. *)

Der Zweck dieses Werks ist doppelt: erstlich, eine raisonnirende Nachricht von allen in Frankreich erschienenen merkwürdigen Schriften zu geben, die als historische Quellen sowohl der Begebenheiten selbst, als auch der neuen Gesinnungen und des neuen Systems dienen können; zweitens, eine besondere Prüfung der Grundsätze anzustellen, auf welchen die Systeme beruhen, nach denen man das Reich hat reformiren wollen, um theils das Konsequente oder Inkonsequente derselben zu zeigen, theils aber auch die Anwendbarkeit derselben zu erörtern. Man findet also hier Alles, was der Verfasser als Recensent in der allgemeinen Literaturzeitung bei Anzeige der neuesten französischen Schriften nur theilweise äußern konnte, systematisch geordnet und zum schönen Ganzen ausgebildet. Vieles ist hier noch scharfsinniger entwickelt, und was der Verfasser ehedem nur andeuten wollte, um nicht der politischen Konsequenzmacherei beschuldigt zu werden, ist jetzt in der Intuition alles dessen, was seit der Erscheinung jener Recensionen in Frankreich geschehen, mit größtem Recht lebhaft ausgesprochen worden. Dieser erste Theil zerfällt in folgende vier Abschnitte: 1) Von den ersten Prinzipien des Systems, welches in Frankreich herrschend geworden ist. 2) Vom Grundsatze der bürgerlichen Gleichheit aller Menschen, und von dem darauf gegründeten Rechte des Volks, sich eine Staatsverfassung nach Gefallen zu schaffen. 3) Von der Verfassung, welche die Nationalversammlung im Jahr

---

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1793. Stück 3.

1791 dem Reiche gegeben. 4) Von der Zerstörung der alten Stände, als der nothwendigen Bedingung einer neuen, dem Systeme allgemeiner bürgerlichen Gleichheit gemäßen Staatsverfassung. Der zweite Theil wird die historischen Untersuchungen über die Revolution umfassen, und im Anhang auch über einige ausserhalb Frankreich erschienenen Schriften, die Revolution betreffend, Nachricht geben.

Kein Leser dieser Blätter wird einen darstellenden Auszug dieser wichtigen Schrift erwarten, denn gewiß Wenige werden seyn, die sie nicht selbst lesen. Man kann der scharfsinnigen und höchst konsequenten Entwicklung der allgemeinen Grundsätze den Beifall unmöglich verweigern, wenn man auch das, was manchmal in direkter Anwendung gesagt wird, bald unrichtig, bald allzuhart finden wollte. So wenig auch Recensent mit vielen einzelnen Aeusserungen des Verfassers einverstanden ist, so wenig er manche Einrichtungen des sogenannten neuen Systems eben so verwerflich findet, als sie hier in einigen Stellen dieser Schrift geschildert worden, und so sehr er sich überzeugt hält, daß eben diese Einrichtungen nicht bloß im Zusammenhang mit den unrichtigen Prinzipien betrachtet werden müssen, durch welche ihr Daseyn zwar befördert, aber nicht einzig und allein bewirkt worden ist, so stark hat doch die wiederholte Lesung dieses Buches, und die volle Intuition des Schadens, den ein solches sogenanntes philosophisches Regierungssystem hervorbrachte, auch auf seine Ueberzeugungen gewirkt. Nicht nur einmal hat Recensent während Lesung desselben die Frage zur neuen Ueberlegung genommen: ob wir denn in Deutschland Ansteckung oder ähnliche Phänomene je zu befürchten haben möchten? und ob denn die Zeiten schon da seyen, da jeder gute Bürger seine Meinung nicht mehr theilen, sondern mit einer Energie, die nicht sowohl auf philosophische Präcision, als auf mächtige

Gegenwirkung berechnet ist, durchaus zu einer Partie sich bekennen muß? Noch scheint's ihm aber, daß weder die gegenwärtige Stimmung unseres deutschen Publikums eine solche Nothwendigkeit veranlasse, noch daß man bald fürchten müsse, allmählich Alles zu einer Nothwendigkeit dieser Art hinreißen zu sehen; denn offenbar sind weder Schriftsteller, noch Publikum in Deutschland auf eben dem Wege der Entwicklung, auf dem sie in Frankreich vor der Revolution gewesen. Zwar erinnert sich Recensent sehr wohl, daß ein paar unserer gelesensten deutschen Polygraphen Grundsätze aufgestellt und in mehreren Schriften mit vieler Geschäftigkeit verbreitet haben, die schwerlich irgend ein Mann von Nachdenken und Erfahrung, dem Ruhe und Ordnung werth sind, vollends in Zeiten einer großen nachbarlichen Gährung, wirklich billigen kann. Auch ist es wohl Niemand zu verargen, wenn er es sehr bedenklich findet und als Zeichen der Gesinnungen des deutschen Schriftstellerkorps ansehen will, daß Einige derselben, gleich bei den ersten Versuchen der Franzosen, in Deutschland einzudringen und ihre Grundsätze auch hier gültig zu machen, bald mit lautem Beifall, bald mit wahrer Theilnehmung der sogenannten neuen Ordnung der Dinge beigetreten; der Anfang scheine also in Deutschland eben derselbe zu werden, wie ehedem in Frankreich, und auch die Rolle der deutschen Gelehrten ungefähr eben dieselbe, wie die der französischen vor der Revolution. Allein bei einer so ängstlichen Bemerkung kleiner, in der That doch unbedeutender Analogien übersieht man offenbar die ungeheuer große Verschiedenheit, die sich, gerade auch in dieser Beziehung, zwischen dem ehemaligen Frankreich und dem jetzigen Deutschland findet. Im erstern Reiche war ehedem fast nur eine Stimme aller Gelehrten für die Nothwendigkeit einer großen, recht in's Allgemeine gehenden Veränderung; man sah und empfand damals nur

das gegenwärtige Uebel, und kein menschliches Auge konnte voraus wahrnehmen, daß die Kurart noch angreifender werden könne, als die Krankheit selbst. In Deutschland sind und waren es von jeher nur einzelne Stimmen, und eine große, sehr große Mehrheit ist offenbar ganz gegen die neuen Grundsätze; auch werden gewiß dieser einzelnen Stimmen immer weniger werden, je mehr sich jenseits des Rheins die Erfahrungen entwickeln. Sollte man es denn z. B. nicht als einiges Signal der Gesinnungen der Mehrheit des schriftstellerischen Publikums ansehen dürfen, daß hier, an einem Orte, wo ungefähr fünfzig Schriftsteller völlig censurfrei schreiben, deren manche schon in mehr als einem Falle dem Publikum ihre Meinungen freimüthig und unerschrocken vorgelegt haben, bis jetzt auch nicht einer sich gefunden, der für französisch-demokratische Grundsätze, oder nur für eine rasche Veränderung der in Deutschland bestehenden Verfassungen auf irgend eine Weise sich erklärt hätte. Man müßte zwar sehr leichtsinnig seyn, wenn man die Vorsorge nicht ehren wollte, die, thätig oder warnend, unausgesetzt dafür wacht, damit doch Deutschland gewiß nicht von dem Elend betroffen werden möge, unter dem das unglückliche Frankreich, wer weiß wie lange, leiden wird; aber indeß diesen Männern, seyen es Schriftsteller, seyen es Regierungen, wahrer Dank gebührt, so darf der Dank auch dem andern Theile nicht versagt werden, der in steter Beziehung auf seine Erfahrungen, Stimmung des Publikums betreffend, jene frohe Unbefangenheit zu erhalten sucht, in der der schönste Genuß öffentlicher Ruhe liegt. Je gefährlicher es wäre, wenn Vorsorge zur Aengstlichkeit und Furcht würde, je mehr dadurch die zuverläßige Aufklärung einzelner Faktums, wovon am Ende die sichere Beurtheilung der Stimmung des Publikums abhängt, nothwendig leiden müßte, desto besser ist's, wenn beide Partien neben einander

bestehen, und jene eben so wenig durch sogenannte Aristokraten-Beschuldigungen, als diese durch Demokraten-Bezeichnung sich irre machen lassen. Es gibt keine drückendere Lage des Geistes, als die der Aengstlichkeit und des habituellen Argwohns! Offenbar ist also vom deutschen Schriftsteller-Korps kein nachtheiliger Einfluß auf die Ruhe von Deutschland zu fürchten, wenn unsere deutschen Regierungen das bleiben, was sie schon lange her waren. Eben so wenig hat man aber auch freiwillige Bewegungen des Volks zu besorgen: denn, um nur eines Punkts zu gedenken, wo ist irgend ein kleiner oder großer Staat in Deutschland, in dem alle Religion so vergessen wäre, als sie schon Jahrzehende lang vor der Revolution in Frankreich verlacht und verspottet und vergessen war? In welchem selbst der katholischen deutschen Länder ist die ganze Geistlichkeit ein so unwissendes und verächtliches Korps geworden, als sie, mehrere Jahre lang vor der Revolution, mit größtem Recht in Frankreich gewesen? Seit mehr als einem halben Seculum war im ganzen Korps auch nicht ein gelehrter Bischof, auch nicht ein Mann, den man, nur in weitester Entfernung, noch mit einigen Ehren nach einem Fenelon oder Bossuet hätte nennen können. Ist's ein Wunder, daß ein Staat sich endlich ganz auflöste, dessen Bande alle schon seit Langem nicht bloß aufgelöst, sondern in der That verfault waren? Wo ist aber in irgend einem deutschen Lande eine Lage der Dinge, die der französischen nur so weit ähnlich wäre, daß der kranke Staatskörper auch nur für epidemische Ansteckung — der eigenen innern Entwicklung gar nicht zu gedenken — einige Receptivität hätte? Recensent ist versichert, daß Custine in mehr denn einem deutschen Lande Volksadressen der Art erhalten würde, wie die biedern Frankfurter Bürger ihm überreicht haben, und selbst der Muth, womit die braven Hessen gefochten, ist eine

Adresse dieser Art, die gewiß auch diejenigen nicht verkennen werden, die gar zu leicht von einzelnen Klagen auf Mißvergnügen, und von einzelnem Mißvergnügen auf Gefahren aller Art schließen zu wollen scheinen. Gewiß das deutsche Volk ist klug genug, um keine platonische Verfassungen und Regierungen zu erwarten, und redlich genug, um die Vortheile seiner Regierungen und Verfassungen richtig zu schätzen.

---

7. Mounier recherches sur les causes, qui ont empêché les Français de devenir libres, et sur les moyens, qui leur restent, pour acquérir la liberté. T. I. II. Genève. 1792. 8. *)

Wahrscheinlich lange vor dem unglücklichen 10. August des vorigen Jahrs geschrieben, denn der Verfasser empfiehlt als einziges Rettungsmittel, dem König eine Diktatur zu übertragen. Obschon aber kein Mensch mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, wohin endlich die ungeheure und unbegreifliche Anarchie jenseits des Rheins führen werde, so war doch wohl schon vor mehr als einem Jahre sicher zu sehen, daß das einzige Rettungsmittel, was hier vorgeschlagen worden, gerade das impraktikabelste von allen sey. Recensent schränkt sich deßwegen auch bloß darauf ein, aus der ersten Partie des Werks, den Aufklärungen der früheren Revolutionsgeschichte, Einiges auszuzeichnen. So sehr nämlich der größte Theil des Publikums das, was 1789 und 1790 vorgegangen, als passirte Geschichten ansehen mag, die man nicht gern noch einmal hört, weil es immer etwas ganz Neues, noch Schrecklicheres zu hören gibt, so

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1793. Stück 28.

wahr ist's doch leider, daß der Grund zu allem dem, was bis zum 21. Januar dieses Jahrs geschehen, schon in jenen Jahren durch die konstituirende Versammlung gelegt worden, und daß es gar keiner außerordentlichen Zufälle bedurfte, um aus den damaligen Dispositionen den gegenwärtigen Zustand hervorzuführen. Man kann also bei der lehrreichen Betrachtung jener ersten fatalen Dispositionen nicht lange genug stehen bleiben, weil doch so viele, sonst treffliche Köpfe das, was sich als nächste Entwicklung jener scheinbar klugen Einrichtungen ergab, gar nicht geahnet zu haben scheinen. Der Verfasser demonstrirt mit hoher Evidenz, daß eine Revolution habe kommen müssen, und bald, selbst ohne große Mitwirkung unruhiger Köpfe, als ganz natürliche Entwicklung der allgemeinen Lage der Dinge gekommen seyn würde, auch allgemein erwartet, laut allgemein gewünscht und gehofft worden sey. Er zeigt Letzteres in einem eigenen Kapitel (S. 50—60), um denen das Gedächtniß aufzufrischen, die Jedem jetzt den Fluch geben wollen, der vor vier Jahren eine Revolution gesucht habe, und der Verfasser findet mit Recht einen großen Trost für sich selbst darin, daß die Revolution nicht erst durch die Erklärungen des dritten Standes bewirkt, sondern nur in ihrem ersten Ausbruche modificirt worden sey. Das Ministerium Ludwigs XVI., das den großen Moment anbrechen sah, wollte, noch vor der Zusammenrufung der Stände, durch eine Operation, die vielleicht von geschicktern Ministern und unter einem minder gutdenkenden König hätte ausgeführt werden können, eben diesen Moment zur Hervorbringung des absolutesten Despotismus benutzen; die Operation mißlang, und hatte die gewöhnliche Wirkung solcher mißlingenden Operationen. Es ist nicht wahr, was Necker bei Eröffnung der Etats généraux sagte, daß man nicht gezwungen gewesen

sey, die Stände zu rufen: denn der König hatte offenbar keine andere Wahl, als die Banqueroute zu erklären, oder die Stände zu versammeln. Wohin aber Ersteres schnell geführt haben würde, ist selbst nach dem, wohin leider Letzteres schnell genug führte, leicht zu vermuthen. Sobald nun die Stände zusammenkommen sollten, konnte den — frühern oder spätern Umsturz des Thrones nichts hindern, als eine recht gut gewählte Organisation des Konvents. Der König mußte auf die Entschließungen der Stände einen gewissen Einfluß haben; es durfte durchaus nicht zwischen beiden Partien zur Kollision kommen, sonst war die königliche Gewalt verloren. Mag sich Necker darüber trösten, wenn er kann, daß er hier Alles versäumte, und sogar noch Alles hinderte, was auch die gewöhnliche Klugheit eines halberfahrenen Ministers, den nicht unbegreifliche Eitelkeit ganz geblendet hätte, weder versäumt, noch weniger aber gehindert haben würde. So sehr man sich mit Recht hütet, den schwachen, eiteln Mann nicht nach dem Erfolge seiner unglücklichen Operationen zu richten, so sehr empören solche Beweise von Schwäche, als Mounier (T. II. p. 94), überdieß noch mit höchster Schonung, auszeichnet, und es wird mit jeder neuen Aufklärung der Geschichte jener Zeit immer auf's Neue klar, daß der schwache, eitle Mann das Interesse der Nation und des Königs nicht nur einmal und nicht nur in einer großen Krise den Faktionärs preisgegeben. Gleich wie die Stände zusammengekommen, war die ganze Lage höchst kritisch. Der Brodmangel hatte schon Insurrektion veranlaßt; die Streitigkeiten zwischen dem Adel und dem dritten Stande waren schon in Bretagne bis zum Blutvergießen gekommen, und ein fürchterlicher Strom der frechesten Brochüren war losgebrochen, um dem Volke jede Art von Autorität verhaßt zu machen. Auch hatten sich offenbar

schon, noch ehe die ständische Versammlung eröffnet wurde, vier Hauptpartien gebildet. 1) Die, welche die Scheidung der drei Stände behaupten wollten, und diese Scheidung selbst noch als ein Mittel ansahen, um der werdenden Anarchie zu steuern. 2) Die, welche vorerst eine Reunion aller Stände zu einem Konvent wünschten, aber unter freier Mitwirkung des Königs, und durch überredungsvolle Darlegung ihrer Ueberzeugungen endlich dahin zu kommen hofften, daß für die Zukunft eine dem englischen Parlamente ähnliche Organisation des Konvents eingeführt werde. 3) Solche, die für ein nordamerikanisches Föderativ-System waren, und das neue französische System noch philosophischer einrichten wollten, als ihr Original in Nordamerika. Ihr Zweck mußte also seyn, die königliche Macht, deren völlige Aufhebung sie noch nicht hoffen konnten, kaum noch im Schatten übrig zu lassen, um künftighin auch diesen Schatten desto leichter verschwinden lassen zu können. 4) Eine zwar nicht zahlreiche, aber durch die Hülfsmittel, die sie hatte, sehr gefährliche Partie, deren Absicht war, unter Begünstigung der ausbrechenden Unruhen einen andern König zu machen, unter dessen Namen sie regieren könnten. Diese beiden letztern Partien hatten schon mehrere Monate vor Eröffnung des Reichstages ihre Komités und geheime Korrespondenz, und so verschieden ihr Ziel war, so war doch offenbar ein großer Theil des Wegs, den jede dieser beiden Partien zurücklegen mußte, gemeinschaftlich. Beide mußten durch eine recht große Anarchie hindurch zu ihrem Ziel kommen. Gewiß fanden sich aber im Anfange der Versammlung nicht fünfzig solcher Deputirten, die einen ganz entschiedenen Anarchieplan hatten; also nicht 1/24 des Korps war angesteckt. Allein wie Manche merkten, zu welchem Schein von Autorität man gelangen könne, wenn man sich mit dem

Pöbel alliire, so gingen diese Ehrgeizigen zu einer Partie über, die sie selbst im Grunde verabscheueten, aber für die augenblickliche Celebrität ihres Namens sehr brauchbar fanden. Nie sind aber, setzt Mounier hinzu, mehr als höchstens 250 Deputirte mit den Dekreten der National-Versammlung eigentlich zufrieden gewesen. Das Manchen so schwer scheinende Problem, wie eine solche Minorität einen so triumphirenden Despotismus nicht nur in der National-Versammlung, sondern im ganzen Reiche ausüben könne, hat unsers Erachtens der Verfasser befriedigend aufgelöst, wenn je ein so gewöhnliches Phänomen erst der Auflösung bedurfte. Mit Recht hält Mounier für ein entscheidendes Zeichen einer existirenden großen Majorität von Mißvergnügten, daß in den Primär-Versammlungen sehr oft nicht einmal so viele Hunderte da sind, als Tausende hätten kommen sollen, und daß auch die Versammlungen der Elektoral-Korps oft in den entscheidendsten Vorfällen eben so verlassen und öde sind. Ob man aber darauf rechnen konnte, daß sich diese Mißvergnügten mit einer eindringenden feindlichen Armee sogleich vereinigen würden, ist eine andere Frage. Wie Mancher mochte den Sieg der Emigranten eben so sehr verabscheuen, als den Triumph der Ochlokraten; wie Mancher erst warten wollen bis nur e i n e Schlacht gewonnen, oder nur e i n e der großen Grenzfestungen des Reichs erobert sey! Die triumphirende Minorität hat e i n e n Zweck, und erlaubt sich offenbar jedes Mittel, zu diesem Zweck zu gelangen; die unterjochte Majorität aber, so einstimmig ihr Wunsch seyn mag, der gegenwärtigen Tyrannei endlich entledigt zu werden, ist bis zur größten Bitterkeit in ihren Planen uneinig. Die triumphirende Minorität hat die ganze öffentliche Macht in Händen, und die unterdrückte Majorität soll sich gegen diese emporarbeiten. Jene geht immer auf Extremitäten los, und diese

will auf Mittelwege einlenken. Wer weiß aber nicht, welche überwiegende Vortheile in Zeiten eines solchen Sturms gerade immer die Partie hat, die immer nur Extreme sucht? Selbst die Pethion und Manuel haben erfahren, daß sie Alles vermochten, so lange sie auf Extreme hintrieben, und nichts mehr auszurichten im Stande waren, sobald sie Mittelwege einzuschlagen suchten. Die Tragödie ist also schwerlich so bald noch zu Ende, denn es ist noch ein wildes Extrem übrig, daß sich die Brüder auch in Ansehung des Vermögens unter einander gleich zu machen suchen.

---

8. La vie du Général Dumouriez. T. I—III. Hamburg 1795. 8.*)

Dieß ist der sehnlich erwartete erste Theil des ganzen Werks, an den sich die längst erschienenen Mémoires als zweiter Theil anschließen. Man lernt hier also die ganze Bildung des raschen, kenntnißreichen, kraftvollen Mannes kennen, und die Geschichte der großen Begebenheit unserer Zeit erhält hier viele der trefflichsten neuen Aufklärungen. Der Verfasser ist zwar nichts weniger, als völlig unparteiisch; doch wer wollte auch jetzt, von sich selbst oder von Andern, völlige Unparteilichkeit erwarten? Die Unparteilichkeits-Prahler sind es gewöhnlich am wenigsten. Aber er ist in vielen Fällen ein Augenzeuge, er ist ein tiefer Kenner der ganzen Situation, aus der diese und jene Krise hervorging, und ein Mann von seltenem, zutreffendem Scharfsinn in Beurtheilung der Menschen. Ueberdieß liegen die Unrichtigkeiten, die daraus entsprangen, daß der Verfasser aus dem Gedächtniß schrieb, und die kleinen Untreuen, die meist in den redlichsten Konfessionen vorkommen, hier so unverhüllt vor Augen, daß man fast auf den ersten Blick wahrnimmt,

---

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1795. Stück 39.

was hie und da abzurechnen seyn möchte. Wer auch mit den politischen Grundsätzen, die durch das ganze Werk hindurch herrschen, durchaus nicht einverstanden ist, und mehr als einen Schritt, den Dumouriez gethan hat, unverzeihlich findet, oder vielleicht einmal daran gewöhnt ist, gelungene Unternehmungen gut angelegt zu glauben, und mißlungene gleich in ihrer ersten Disposition fehlerhaft zu finden, wird ihm hier doch vorerst wenigstens als Schriftsteller Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Es ist ein Labsal, solch einen Mann erzählen zu hören, und gewiß ein seltener Fall, daß ein Mann, der in der Geschichte der größten Weltrevolution zugleich auch seine Geschichte schrieb, so billig über seine bittersten Gegner urtheilt, als man hier über La Fayette und Andere urtheilen hört. So sehr auch Dumouriez Ursache hatte, über die Girondisten höchst unzufrieden zu seyn, so wenig vergißt er doch jemals, sie genau von den Jakobinern zu unterscheiden, und auch bei allen Operationen, wo beide Parteien auf einem Wege zu einem Ziele hinzulenken schienen, wird doch das Asymptotenartige auf das gewissenhafteste bezeichnet. Wie werfen nicht die meisten unserer deutschen Schriftsteller das alles unter einander! Man sieht durchweg, Dumouriez ist ein Mann voll Kenntnisse, voll Schnelligkeit, Wahrheit und Klarheit der Conceptionen. Er ist nicht bloß ein Mann von großem Genie, sondern auch von einem seltenen Reichthum der vielartigsten Kenntnisse, und so wenig er fester Politiker war, so wild der Ehrgeiz zu seyn schien, der ihn trieb, so verdächtig sein Royalismus jedem wahren Royalisten vorkommen muß, so ist er doch selbst in jeder dieser Rücksichten dem noch vorzuziehen, der, im Anfange der Revolution, seinen König mit der ganzen Familie desselben, unter den schändlichsten Mißhandlungen, als Gefangenen nach Paris schleppte. Schon als

Knabe und Jüngling hatte D. seine Schule gut gemacht, und man wird es gar nicht befremdend finden, daß der lern- und ruhmgierige Jüngling, der Jesuiten zu Lehrern hatte, und dem Bücherlesen und Reisenmachen über Alles ging, in den Jesuiterorden eintreten wollte, um wenigstens als Missionarius Welt und Menschen kennen zu lernen. Zu seinem Glück verstand aber sein Vater die Kunst sehr gut, einen Kopf, wie dieser Sohn war, von solchen Entschließungen abzulenken, und der rastlose Jüngling schien zum Advokaten oder zum Conseiller bestimmt zu seyn. Allein beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges begleitete er seinen Vater, der Commissaire des guerres war, nach Deutschland, und hier erwachte in ihm eine unwiderstehliche Neigung zum Militärstande. Dazu hatte ihn wohl auch die Natur vorzüglich bestimmt, denn das Charakteristische seines Geistes bestand in einer seltenen augenblicklichen Entschlossenheit, der kein Moment der Benutzung entging, und in einem Muth, der bei den verzweiflungsvollesten Lagen dem muthlosesten Freunde Muth machen und den übermüthigsten Feind betäuben konnte. Dabei besaß er eine Gesundheit, der man wohl etwas zumuthen durfte, und die weder den rastlosen Agitationen seines Geistes, noch den vielfordernden Bedürfnissen einzelner großen Tage erlag. Gewiß mußte er sich auch in Kurzem durch die wissenschaftliche Bildung, die er hatte, selbst über die besseren, aber bloß durch die Erfahrung sich bildenden Männer seines Standes erheben; denn es ist eine Lust zu sehen, wie er überall, wo er nach dem siebenjährigen Kriege sich umhertrieb, in Italien und in Corsika, in Spanien und in Portugal und in Polen, Noten und Entwürfe machte, und die Mannichfaltigkeit der Bemerkungen, auf die er stieß, auf Haupt-Ideen reducirte. Unstreitig schien zwar dieses Umher-

treiben etwas Avanturierartiges zu haben, und er konnte Manchen, die nicht tief genug sahen, leicht mehr ein rastloser, als vielwirkender Kopf scheinen. Die instinktartige Wirksamkeit des Genies war wirklich oft schwer von der bloßen Betriebsamkeit des Ehrgeizes zu unterscheiden, und auch ein redlicherer oder besserer Minister, als Aiguillon war, hätte leicht manche seiner Unternehmungen und Plane, die er, Choiseuls unbestimmtem Auftrag zufolge, bei den polnischen Konföderirten auszuführen suchte, sehr nachtheilig beurtheilen können. Doch nun das ganze Leben des Mannes bis über das fünfzigste Jahr hinaus entwickelt vor uns da liegt, wer freut sich nicht des Vielen, was alles er, vom geendigten siebenjährigen Krieg an, bis er aus Polen nach Haus mußte, vom 24. bis zum 31. Jahre seines Lebens, erkundigt, unternommen, gewirkt und zum Theil auch vollendet hat? Kaum war er aus Polen nach Frankreich zurückgekommen, so schickte ihn Ludwig XV. mit Aufträgen, die sich auf die bevorstehende schwedische Revolution bezogen, nach Hamburg; aber der Herzog von Aiguillon, der den heimlichen Agenten seines Königs gewaltig auf der Spur war, ließ ihn dort aufheben und nach der Bastille bringen. Die Scenen seiner halbjährigen Gefangenschaft sind höchst lehrreich. Er ließ sich durch alle Drohungen seiner Untersuchungs-Kommissarien kein Wort ablocken, wodurch sein schwacher König kompromittirt werden konnte, und viele der schmerzhaftesten Prüfungen, die der Despotismus des Ministers ihm als langdauernd zugedacht hatte, hoben sich bald wieder von selbst, weil sich die, durch welche jener wirken mußte, der Aiguillon'schen Sünden gerne so wenig als möglich theilhaftig machten. Vielen Lesern wird die Geschichte des Ehestandes von Dumouriez, zu welchem Hausleiden er bald nach seiner Entlassung aus der Bastille kam, mit Recht viel härter

scheinen, und man tröstet sich nur damit, daß ein Mann, der so dringende innere Bedürfnisse zur steten politischen Wirksamkeit hatte, Kalamitäten dieser Art leicht vergessen mochte. Die große neue Schöpfung, die er zu Cherbourg als dortiger Kommandant innerhalb elf Jahren hervorbrachte, muß noch jetzt zu seinen angenehmsten Erinnerungen gehören. Wie er 1778 dahin kam, waren der dortigen Einwohner bloß 7300, und 1789 hatte sich die Menge derselben über 19,000 vermehrt. Was hätte er nicht vollends dort ausrichten können, wenn er als Lieutenant-Général oder Duc und Pair nach Cherbourg gekommen wäre! Aber die französischen Minister konnten sich damals nicht überzeugen, daß ein vierzigjähriger Obrist eben so gescheit seyn könne, als ein Marschall von Frankreich, oder der Kommandant eines Orts eben so klug, als der Gouverneur einer Provinz. Doch über diesen gewöhnlichen Lauf der Dinge mochte sich Dumouriez leicht trösten. Er war Maréchal-de-Camp, und mit der Zeit konnte es ihm weder mit dem Lieutenant-Général, noch mit den gewünschten militärischen Orden fehlen. Er hatte standesmäßig zu leben, und immer Beschäftigung genug in wichtigen und nützlichen Amtsunternehmungen. Ihm war wohl in Cherbourg, und er sehnte sich nicht nach Paris, denn seine alten dortigen Freunde waren größtentheils todt, und er hatte schon als junger Mann nie viel für sich bei den Ministern gesucht. So war seine Lage wie die Revolution ausbrach.

Unstreitig aber ist es etwas Auffallendes, daß der fünfzigjährige Mann so leicht in alle neuen Ideen und politischen Visionen hineinging, die in vielen jüngern Köpfen hier mit einem Male erwachten. Doch ist hieraus allein weder auf eine unfixirte Bewegbarkeit seiner bisherigen Ueberzeugungen,

noch auf einen wild erwachten Ehrgeiz zu schließen, der oft das Neue und allgemein Bewunderte leicht wahr finden läßt, sondern über manche Dinge, wie z. B. die Adels-Aristokratie war, mochte er nie anders gedacht haben, als man jetzt mit lautem, wildem Lärmen zu sprechen anfing: denn um seinen eigenen Adel hatte er sich schon längst vor der Revolution so wenig bekümmert, daß er nicht einmal sagte, ob er von Adel sey oder nicht. Noch weniger aber schien man ihn des wilden Ehrgeizes beschuldigen zu können, da er seinen sichern, ruhigen Platz in Cherbourg der mehr figurirenden Stelle im Nationalkonvent vorzog. Er ließ sich nicht zum Reichstags-Deputirten wählen, so leicht es ihm gewesen wäre, gewählt zu werden, und ging erst im November 1789 nach Paris, um der dortigen Entwickelung der großen Angelegenheiten Frankreichs näher zu seyn. Auch hat selbst La Porte ihm das Zeugniß gegeben, daß er sich zu Cherbourg den Unordnungen und dem wilden Faktionengetriebe mit muthvoller Thätigkeit widersetzt habe. Dieß ist also wohl klar, Dumouriez war vom ersten Anfang für die Revolution, aber wer ihn schon deßwegen verurtheilen will, mag vorher unparteiisch umhersehen, wer denn nicht 1789 für die Nothwendigkeit einer Revolution in Frankreich gewesen sey? Vielleicht braucht es schon mehr Entschuldigung, daß er sich nach seiner Ankunft in Paris bei den Jakobinern einführen ließ. Doch die Jakobiner von 1790 waren auch, Gottlob! noch nicht das, was sie 1792 und in den folgenden zwei Jahren geworden sind, und es ist unstreitig in Zeiten, wie die damaligen waren, unglaublich schwer zu berechnen, ob man nicht mehr schadet, wenn man die Brauseköpfe allein läßt, als wenn man durch Vereinigung mit ihnen, vor den Augen des Publikums, ihre Partie zu verstärken scheint. Er ließ sich zum zweiten Male

im Jakobinerklub präsentiren, wie er in den fünf Departements, Maine et Loire, Loire inférieure, les deux Sévres und la Charente inférieure als Maréchal-de-Camp von der zwölften Division das Kommando erhielt, weil er wußte, daß in diesen fünf Departements dreißig bis vierzig der wildesten verbrüderten Gesellschaften seyen, die ihm alle sogleich den Krieg ankündigen würden, wenn er das Schibolet nicht mitbringe. Den 19. Junius 1791 kam er zu Nantes an, und am Abend des 22. Junius war ganz Nantes in Betäubung. Die gewisse Nachricht war gekommen, der König nebst seiner ganzen Familie sey von Paris entflohen. Dumuriez that hier, was sonst kein einziger aller übrigen Generale in Frankreich gethan. Er schrieb an ein paar Deputirte der National-Versammlung, daß er so viel Truppen als möglich zusammenziehen, und dem Konvent zu Hülfe eilen wollte; auch hatte er schon bei 8000 Mann beisammen, wie die neue Nachricht kam, daß der König wieder auf dem Rückwege sey. Dieß ist wohl ein klarer Beweis, wie weit der Strom der Revolution ihn um diese Zeit schon fortgerissen habe; von nun an konnte ihn kein Royaliste mehr als einen Freund seiner Partie ansehen. Er war anderthalb Jahre lang in Paris Augenzeuge gewesen, wie die konstituirende Versammlung ihr Werk trieb; er hatte das Schicksal des Königs und der königlichen Familie anderthalb Jahre lang in Paris gesehen, und nothwendig viel von seinem Freunde La Porte gehört, was bei Beurtheilung der vorfallenden Begebenheiten Einfluß auf ihn haben mußte; und doch erklärte er sich jetzt so rasch gegen seinen König, ohne auch erst recht zu wissen, wie es eigentlich mit jener Flucht beschaffen sey! Bald zu Anfang des Jahrs 1792 bekam er vom Kriegsminister Narbonne Befehl, nach Paris zu kommen, und Gensonne, mit

dem er bei einer offiziellen Untersuchung des Zustandes der Vendée in genauere Bekanntschaft gerathen war, gab sich alle Mühe, ihm entweder eine Ministerstelle oder das Kommando einer Armee zu verschaffen. Wirklich erhielt er auch den 15. März 1792, durch die Empfehlungen der Girondisten-Partie, die Stelle des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und am 20. April war schon der Krieg gegen Oesterreich erklärt. Dumouriez vertheidigt sich hier ausführlich, daß er nicht der eigentliche Urheber dieses so schrecklich gewordenen Krieges sey, und scheint die ganze Schuld dem Wiener Ministerium zuschieben zu wollen. Vorerst liegen vielleicht auch einige Hauptpartien dieser Frage so im Dunkeln, daß man schwer sicher urtheilen kann, und wenigstens vorher genau den Inhalt aller zu Wien oder Pilnitz geschlossenen Traktate kennen müßte. Nur ist wohl unstreitig, daß die eigentlichen Jakobiner damals durchaus nicht Krieg wollten, sondern die Brissotins oder Girondisten, die Jesuiten der französischen Revolution, betrieben denselben: also gerade die Partie betrieb den Krieg, zu welcher Dumouriez gehörte, wenn er je von irgend einer Partie war. Auch findet sich ein Hauptumstand, dessen Dumouriez (T. II. p. 227) gedenkt, unsers Wissens gar nicht in den Akten, daß der Wiener Hof in der begehrten letzten, entscheidenden Antwort gefordert habe: le rétablissement de la Monarchie sur les bases de la séance royale de Louis XVI. du 23 Juin 1789 par conséquent le rétablissement de la noblesse et du clergé, comme *ordres*. Wir übergehen die ganze Kriegsgeschichte, weil hier weder der Raum dieser Blätter einen Auszug erlaubt, noch Recensent als Laie hierüber zu urtheilen wagt, und bemerken nur noch Einiges in Beziehung auf die politische Hauptkrise. Es ist wenigstens nach den Nach-

richten, die Dumouriez gibt, und die von großer innerer Evidenz zu seyn scheinen, in der That mehr als wahrscheinlich, die Feuillans und die Hofleute haben Ludwig XVI. unglücklich gemacht. Der größte Theil von jenen bestand aus ehrgeizigen und herrschsüchtigen Menschen, in denen sich die alte Hofart mit einigen Freiheits-Visionen und Konstitutions-Ideen seltsam genug amalgamirt hatte, die nicht das Gemeinwohl suchten, sondern nur unter dem Namen des Königs zu herrschen wünschten. Eingebildete, mittelmäßige Köpfe, deren mancher wohl geschickt genug war, bei gutem Wind und Wetter Steuermann zu seyn und längst bekannte Seen zu befahren, aber bei einem Orkan, wie der der Revolution war, und bei einem so unbekannten Meere, als man jetzt zu befahren hatte, konnten sie unmöglich die Piloten seyn. Die Hofleute aber, die kein anderes Publikum kannten, als das ihrer Atmosphäre, mußten bei einem Spiele, wie das gegenwärtige wurde, nothwendig in allen ihren Berechnungen irren. Sie wußten wohl gesellschaftliche Intriguen zu berechnen, aber nicht sturmvolle Leidenschaften der Menschen. Sie kannten die Macht der geänderten Sinnesarten gar nicht, weil ihre Sinnesart von jeher bloß die der augenblicklichen Konvenienz und die der Mode war. Sie riethen dem unglücklichen König und der Königin desto zudringlicher, je weniger sie die Lage der Dinge verstanden, und je weniger sie auch bereitwillig waren, mit Aufopferung ihres eigenen Lebens die gute Sache ihres Königs siegen zu machen. Doch diese Entwickelung der Dinge, so rührend sie oft auch durch die duldungsvolle Resignation Ludwigs XVI. wird, ist doch weit nicht so lehrreich, als die Entwickelung des Kampfs zwischen den Girondisten und Jakobinern. Jene, die überfein seyn sollten, wurden in ihren labyrinthischen Gängen

von dem plumpesten, aber raschesten Gegner übereilt. Weit die größere Summe von Genie, Redekunst, Kenntnissen, Klugheit und Schlauheit war offenbar auf der Seite der Girondisten, und gewöhnlich siegt doch sonst der Theil, wo sich das alles vereinigt, vollends noch, wenn er ohnedieß schon beim Anfange des Kampfes das volleste Uebergewicht hat. Aber hier war's ein Kampf, wo nicht Schlauheit, sondern Schnelligkeit half, und wo aller Verstand nicht die Einheit des Plans und der Kraft hervorbrachte, die auf der andern Seite wilde Leidenschaft hervorzubringen vermochte. Doch nichts ist in der Geschichte eines solchen chaotischen Tobens aller Leidenschaften, wie die französische Revolution zeigt, nichts ist so schrecklich, als die gewaltige Veränderung, die oft in Kurzem in den Charakteren der Menschen vorgeht. Roland, ein biederer, altfränkischer Mann, der überdieß noch über die Jahre der Leidenschaften hinweg war, und den Ludwigs redlicher Charakter hätte anziehen sollen, war als Minister des Königs dem König in's Angesicht so ungezogen boshaft, daß er sich wahre Niederträchtigkeiten erlaubte, und daß es alle drei Minister, Lacoste, Dumouriez und Duranton, auf's äußerste empörte, nicht nur einmal zusehen zu müssen, wie er, nebst Claviere und Servan, den unglücklichen König recht mit Nadelstichen tödtete (T. II. p. 297). Barrere war noch 1790 sanft und liebenswürdig (T. II. p. 63); und Dumouriez, der stet und fest überzeugt war, daß sein Vaterland nur unter einem konstitutionellen Monarchen glücklich seyn könne, beschwur doch die Republik, und focht für sie als Feldherr.

---

9. **Rapport fait au nom de la Commission chargée de l'examen des papiers trouvés chez Robespierre et ses complices, par** ***C. B. Courtois,*** **député du département de l'Aube, dans la séance du 16 Nivôse an III de la rép. Fr une et indivisible. Imprimé par ordre de la Convention nationale.** Paris. 8. *)

Eine der wichtigsten Schriften zur Aufklärung der Geschichte der anderthalb letzten Jahre der französischen Revolution. Zwar ist der Rapport selbst schlecht abgefaßt, oder wenigstens in der ganz gewöhnlichen Manier abgefaßt, wie man in Republiken über gefallene Partien zu referiren pflegt; aber mehr als 150 beigedruckte Aktenstücke, die der Rapporteur als seine Ausbeute bei Untersuchung der Papiere von Robespierre und der Mitverbrecher desselben liefert, geben manchem Theil der obgenannten Geschichte ein ganz neues, oft unerwartetes Licht. Nur gerade von dem, was man zunächst hier erwartet, und wohl auch zu erwarten berechtigt ist, erfährt man höchst wenig, nämlich von den individuellen Beschuldigungen, die dem Advokaten Robespierre und den Uebrigen, die als Chefs seiner Faktion galten, mit Recht zur Last fallen möchten. In allen diesen Papieren ist nicht ein Wort von einer Diktatur, die er oder seine Freunde für ihn gesucht hätten. Nicht ein Wort von einem Zusammenhange dieser Faktion mit auswärtigen Mächten, von dem doch einige der Girondisten so gewiß wissen wollten, oder vollends gar von einem Plane, den diese Faktion gehabt haben soll, durch muthwillig erregte Stürme von Anarchie die Wiederherstellung des Königthums recht kunstvoll zu betreiben. Sicher darf

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1795. Stück 71.

man hier aber aus dem Stillschweigen aller dieser Papiere zu Gunsten der gestürzten Faktion schließen. Denn der letzte Sturm, in welchem diese unterging, kam so schnell, und der Ausgang desselben schien anfangs so problematisch, daß man an eine vorläufige Hinwegschaffung gefährlicher oder gefährlich scheinender Piecen nicht denken konnte; und Courtois hätte gewiß nichts verschwiegen, wenn es ihm gelungen wäre, etwas dieser Art zu entdecken. Selbst das Hauptaktenstück, das er gegen Robespierre producirt, ist der Art, daß man mehr den Willen des Referenten, als die Wahrheit der gemachten Beschuldigung dabei wahrnimmt. Es ist ein anonymer Brief ohne alles Datum, von dem man nicht einmal recht versichert ist, ob er wirklich an Robespierre adressirt war, oder ob er sich nur unter seinen Papieren gefunden habe (S. 225 vergl. mit 53). Courtois versichert nämlich, daß Robespierre beständig, wie es scheine, mit den Agenten verschiedener Länder Correspondenzen unterhalten. Dieß und das Faktum seiner vorgehabten Flucht werde durch einige Briefe bestätigt, und unter andern namentlich par une datée de Londres, à peu près insignifiante, sans date de lieu ni d'époque, mais à lui adressée quelque tems après la fête de l'Eternel. In diesem Briefe wird Robespierren dringend zur Flucht gerathen; der Schatz, den er am Orte des Correspondenten habe, sey ja hinreichend, ihn und die übrigen Personen, für die er Summen übersandt hätte, zu ernähren. Je vais vous attendre avec grande impatience, pour rire avec vous du rôle, que vous avez joué dans le trouble d'une nation aussi crédule qu'avide des nouveautés. Recensent gesteht, daß er nicht weiß, was er aus dem Briefe machen soll. Man kann kaum der Neigung widerstehen, denselben geradezu für apokryphisch zu erklären, so selten auch in der Geschichte der französischen Revolution,

selbst bei den importantesten Processen, die alle Leidenschaften in Bewegung gesetzt haben, apokryphische Aktenstücke vorkommen. Die wilde Leidenschaft bedurfte ihrer nicht, und die Revolutions-Logik verstund das Exegesiren der echten Aktenstücke so gut, daß sie aus Allem Alles hervorzudeuten im Stande war. Warum sollte man nun dem längst gestürzten Robespierre, für den kein Mensch mehr spricht, und dessen Sturz nicht erst durch die Untersuchung der Papiere gerechtfertigt zu werden bedurfte, ein apokryphisches Stück dieser Art als einen empfangenen Brief zugeschoben haben? Doch liegen aber auch die Kennzeichen des Apokryphischen fast am Tage. Wie sollte ein Freund oder Affiliirter von Robespierre in einem der Revolution so frech spottenden Tone an ihn schreiben? Außer oben angeführten Worten heißt es darin: Le dernier pas, qui vient de vous mettre sur le Sopha de la présidence, vous raproche de l'échafaud, où vous verriez cette canaille, qui vous cracherait au visage, comme elle a fait à ceux, que vous avez jugés. Egalité, dit d'Orléans, vous en fournit un assez grand exemple. Das wußten denn doch auch wohl alle Freunde und Affiliirte von Robespierre, daß ihn nicht seine Präsidentschaft, sondern die Rolle, die er als Präsident bei dem Fest des höchsten Wesens gespielt, dem Schaffot um mehr denn einen Schritt näher gebracht habe. Auch das Beispiel von Egalité hätte nie ein Freund oder Affiliirter von Robespierre angeführt, denn die Popularität des Letztern ließ sich auf keine Weise mit der des Erstern vergleichen, und der Freund oder Client müßte seinen stolzen Patron gar nicht gekannt haben, der nicht wußte, wie sehr ihn gerade diese Vergleichung empören werde. Doch auch im Tone des Rapporteurs selbst glaubt man es zu hören, daß er sich bei Meldung dieses Aktenstücks wissentlich in einer Unwahrheit herumdrehe. Er verspricht

sich ganz seltsam, und erzählt, daß dieser Brief sans date de lieu von London aus datirt gewesen. Er spielt bei Anführung desselben den Indifferenten, um desto eher ununtersucht sich vorüberzuschleichen. Es soll ein beinahe unbedeutender Brief seyn (lettre à peu près insignifiante), den er vorlegen will, der nur das bestätige, was auch in andern Briefen, deren aber hier nicht einer vorkommt, von Robespierre's Flucht gemeldet werde; und doch ist unverkennbar unter allen hier vorgelegten, mehr als 150 Aktenstücken oder Dokumenten auch nicht eines, das so wichtig wäre wie dieses, um den abgethanen Mann der ganzen französischen Nation, und selbst seinen eifrigsten Anhängern, recht verächtlich und verabscheuungswürdig zu machen.

So wenig man aber demnach aus diesem Rapporte von den individuellen Beschuldigungen lernt, die Robespierren mit Recht zur Last fallen, so viel genauer lernt man doch sein und seiner Genossen Personale kennen. Es bestätigt sich immer mehr, daß Robespierre ein sehr mittelmäßiger Kopf war. Nicht eine der großen — wilden oder wahren Ideen, die im Fortgange der Revolution zum Vorschein kamen, war ursprünglich von ihm. Nicht einen Hauptplan über irgend einen großen Gegenstand hat er angegeben, und nicht eine der Hauptkrisen, die vorkamen, hat er vorzüglich bestanden. Aber eben diese Mittelmäßigkeit seines Genies, verbunden mit dem rastlosen Ehrgeiz, der ihn unaufhörlich trieb, und verbunden mit einigen wenigen guten charakteristischen Eigenheiten seines Geistes, die sich mit seinem Neid und Freiheits-Fanatismus seltsam genug amalgamirt hatten, machte ihn vorzüglich geschickt, so lange Zeit hindurch die Menge zu führen. Er schien den Gang der Ideen und Empfindungen des großen Haufens weit leichter aus sich selbst her ahnen zu können, als manche der übrigen Chefs der

Revolution, die weit bessere Köpfe, als er, waren, und auch seine sogenannte Beredsamkeit, die sich immer nur auf Gemeinplätzen herumtrieb, und deren Hauptelement lauter obskure Ideen waren, schien recht dazu gemacht zu seyn, gerade auf den großen Haufen zu wirken, der im Klub und im Convent Alles entschied. Ueberdieß ging doch sein Bestreben immer mehr nur auf's Zerstören, als auf's Bauen. Er selbst hatte keinen Plan, wie es werden sollte, denn dazu war er zu kurzsichtig. Er hatte nur Projekte der Zerstörung und Projekte des Angriffs auf diesen und jenen einzelnen hervorragenden Mann, oder auf diese und jene Partie. Der wahre éternel dénonciateur. Selten entsteht nun einem solchen Volks-Chef die fortdauernde, treue Hülfe des großen Haufens, und so lange Robespierre das alles so forttrieb, schien er nicht sowohl die Unbeständigkeit der Volksgunst zu fürchten zu haben, als vielmehr die Entstehung eines andern Demagogen, der genievoller und geschickter als er die Leidenschaften des Volks zu reizen, und den Neid desselben in steter Bewegung zu erhalten wisse. Doch gegen Rivalen dieser Art half ihm eine gewisse instinktartige Schlauheit, die er in vollem Maße besaß, und womit oft selbst in den Zeiten des größten Sturms der mittelmäßige Kopf den talentvolleren, und eben daher auch viel zuversichtlicheren Mann überlistet und besiegt. Die Geschichte seines Kampfes mit Danton gibt hievon den klarsten Beweis. Wohl half ihm auch zugleich nicht wenig, diesen furchtbarsten aller seiner Gegner zu überwinden, daß er selbst bei seiner alten einfachen, mäßigen Lebensart unverrückt blieb, indeß jener schnell einem Genusse sich überließ, der Zerstreuung, Erschlaffung und Lebensekel hervorbringen mußte.

Alle diese Bestandtheile seines Charakters sind unverkennbar: nur läßt sich vorerst nicht mit Gewißheit sagen, so auffallend dieß vielleicht Manchem scheinen mag, ob auch

Grausamkeit als ein ursprünglicher Haupttheil desselben anzusehen sey. Wir haben nämlich bis jetzt von der inneren Organisirung des Comité du salut public und von der allmählichen Entwicklung der Autorität desselben noch viel zu wenig Nachrichten. Wir wissen nicht, wie einzelne Beschlüsse im Comité abgefaßt worden? wer der Haupturheber dieser und jener Dekrete war? was ad plenum gehörte, und was in einzelnen Bureaux desselben von den wenigen Mitgliedern, die ein solches Bureau ausmachten, dekretirt werden konnte, und was also den Dreien, Robespierre, St. Just und Couthon, die das Bureau der innern Polizei dirigirten, allein zugeschrieben werden muß? ob das infame Spionensystem, über das selbst im Convente laut geklagt worden, unter der amtlichen Direktion der erstgenannten drei Männer stand, oder bloß ein Privat-Institut von Robespierre war? Freilich hat auch Robespierre, wie sie Alle, das Leben der Menschen für nichts achten gelernt, und nachdem einmal durch Thaten und Uebung Grausamkeit in seinen Charakter hineingekommen war, so mochte sie gerade bei seiner kleinlichen, neidischen und eingeschränkten Sinnesart in Kurzem recht furchtbar groß werden. Aber den Charlatan der Grausamkeit, den St. Just und Barrere und Collot d'Herbois so spielten, daß sie ihn nicht bloß zu spielen schienen, hat doch er nie gemacht, und man sieht aus mehr denn einem Briefe, der sich unter den Beilagen dieses Rapports befindet, daß man ihm die Grausamkeiten von Collot d'Herbois und Carrier meldete, in der Hoffnung, durch seine Dazwischenkunft sie gemildert oder geendigt zu sehen. Der Erfolg scheint freilich zu zeigen, daß man sich in diesen guten Hoffnungen von ihm betrogen, und die letzte Organisirung des Revolutions-Tribunals zu Paris, die wohl unstreitig sein Werk war, ist gerade nach den Grundsätzen eingerichtet, nach welchen Collot in Lyon verfuhr.

Ein Brief vom National-Agenten Payan an einen der Geschwornen des Revolutions-Tribunals zu Orange vom 8. Juli 1794 (S. 396) entwickelt diese Grundsätze sehr deutlich, und zwar, wie Payan gleich im Anfange des Schreibens meldet, aus eigener alter Praxis. Il est bon de t'observer, heißt es hier, que les commissions chargées de punir les conspirateurs, n'ont absolument aucun rapport avec les tribunaux de l'ancien régime ni même avec ceux du nouveau. Il ne doit y exister aucunes formes, la conscience du juge est là et les remplace. Il ne s'agit point de savoir, si l'accusé a été interrogé de telle ou telle manière, s'il a été entendu paisiblement et long-tems lors de sa justification, il s'agit de savoir s'il est coupable. En un mot ces commissions sont des commissions révolutionnaires . . . et des tribunaux politiques. Elle doivent se rappeler, que tous les hommes, qui n'ont pas été pour la révolution, ont été pour cela même contre elle. . . . On répète sans cesse aux juges: *prenez garde*, *sauvez l'innocence;* et moi je leur dis au nom de la patrie: *tremblez de sauver un coupable.* Die ganze Ermahnung schließt sich endlich: Oublie que la nature te fit homme et sensible. . . . Tous ceux, qui prétendaient être plus sages et plus justes que leurs collégues, étaient des conspirateurs adroits ou des hommes trompés, indignes de la république.

Dieß waren also die wahren Grundsätze eines Revolutions-Tribunals, und um diese Prinzipien auch zu Paris in schnellere Wirksamkeit setzen zu können, ließ Robespierre, zwei Tage nach dem Feste des höchsten Wesens, eine neue Organisation dieses Gerichts im Convente dekretiren. Er schien seit diesem Feste, bei dem er sich in seine Rolle recht verliebt hatte, eine so innige neue Ueberzeugung von seiner Macht

gewonnen zu haben, daß er nun in den neuen Organisations-Plan getrost auch die wichtige Veränderung einrückte, selbst jeder Convents-Deputirte sollte künftighin ohne vorläufige Einwilligung des Convents allein vom Wohlfahrts- oder Sicherheits-Ausschuß dem Revolutions-Tribunal zugeschickt werden können. Unstreitig war auch jenes Fest ein so hoher Triumph, den er erfochten, daß er fast jeden andern Sieg ihm vorläufig zu versichern schien. Die Partie im Convent, die alle Sorge für Religion durchaus von der neuen Verfassung ausgeschlossen haben wollte, und vielleicht selbst die ganz atheistische Faktion, war bei weitem die zahlreichste; doch zwang er sie, ein höchstes Wesen feierlich zu erkennen, und als feierliche Anerkennung ein großes Nationalfest zu feiern! Dieß war also der erste große Augenblick seiner politischen Wirksamkeit, wo er nicht bloß angriff und zerstörte, sondern selbst auch einen wichtigen Fundamentalsatz aufstellte und behauptete. Dieß war ein doppelter Sieg, den er erfochten, denn es war ein Sieg sowohl über die atheistische, als über die katholische Partie, da auch diese nicht weniger Grund hatte, als jene, sehr unzufrieden zu seyn. Sonach ließ es sich also wagen, den letzten großen Schritt zu thun, der die gesammte National-Repräsentation der völligen Willkür jener beiden Ausschüsse unterwarf, und weil das Comité de sureté générale, so sehr es sich auch dem Comité du salut public gleich zu halten suchte, weder in Beziehung auf sein Personale, noch in Beziehung auf planmäßige Thätigkeit letzterem gleichkam, so war eigentlich das Comité du salut public durch jene neue Organisation des Tribunals zum wahren Herrn über Leben und Tod aller Nationalrepräsentanten gemacht. Bis dahin schienen aber die Mitglieder desselben noch so ziemlich einig gewesen zu seyn, und erst wie es an die Auszeichnung der Opfer kam, die im Convent unter den

Montagnards selbst ausgehoben werden sollten, entstand eine Mißhelligkeit unter ihnen, bei der, wie es scheint, nicht sowohl Collot d'Herbois, von dem es, als altem bekannten Gegner Robespierre's, zu erwarten war, sondern vielmehr Billaud Varennes den Haupt-Antagonisten machte. Daß sich Robespierre die Herren Bourdon de l'Oise, Tallien, Dubois Crancé, Delmas, Thuriot und Leon. Bourdon ausgezeichnet gehabt, leidet nach den Beilagen dieses Rapports keinen Zweifel. Gegen Bourdon de l'Oise war sein ganzer Grimm gerichtet, denn unter andern Anzeichnungen, die Robespierre von ihm gemacht, findet sich auch S. 191: Il a été le plus fougueux défenseur du système d'athéisme. Il n'a cessé de faire du décret, qui proclame l'existence de l'Etre-suprême, un moyen de susciter dans la montagne des ennemis au gouvernement, et il y a réussi. Le jour de la fête à l'Etre-suprême, en présence du peuple, il s'est permis sur ce sujet les plus grossiers sarcasmes et les déclamations les plus indécentes. Il faisait remarquer avec méchanceté aux membres de la Convention les marques de l'interêt, que le Public donnait au Président, pour tirer contre lui des inductions atroces, dans le sens des ennemis de la république. Tallien aber wurde schon vor dem Feste des höchsten Wesens, also vor der neuen Organisation des Revolutions-Tribunals, als reif angesehen. Schon am 3. Juni schrieb Julien aus Bordeaux an Robespierre, er höre, Tallien sey arretirt; in eben demselben Briefe heißt es auch: la Fontenai (Ther. Cabarrus) doit maintenant être en état d'arrestation. Und in einem Schreiben vom 30. Mai, wo Julien bereits seine Hoffnungen äußert, daß das Comité du salut public sie habe arretiren lassen, fügt er noch bei: Il y a sur elle des détails politiques bien singuliers. Da doch Robespierre mit seiner Proscriptionsliste nicht durchdringen

konnte, und die völlige Abneigung seiner Collegen sah, seine vermeinten religiösen Ideen zu unterstützen, vielmehr eben diese benutzt wurden, um ihn lächerlich zu machen, so scheint er endlich auch gegen sie kühn und grob geworden zu seyn, und Billaud Varennes mußte sich mit Tallien und Bourdon de l'Oise, die wohl wußten, daß es ihrem oder seinem Kopfe gelte, zu seinem Untergange nothwendig vereinigen. Leider findet sich aber von dieser letzten entscheidenden Katastrophe weder im Rapport, noch in den Beilagen irgend eine bestimmtere Nachricht, daß man also auch bis jetzt noch nicht weiß, wann eigentlich der Wetterhahn Barrere sich gedreht habe.

Von den vielen interessanten einzelnen Nachrichten, die hie und da in den Beilagen des Rapports vorkommen, hier nur einige. S. 189 aus einem aufgefangenen Briefe des spanischen Gesandten in Venedig an den spanischen Minister, den Herzog von Alcudia, vom 31. Juli 1793: „Sainte Croix a écrit de Constantinople à la Convention, quelle est sa situation dans cette capitale.... Il a cependant trouvé à qui s'attacher, et c'est le Ministre d'Angleterre, son intime ami, jacobin par inclination, et qui fait tout son possible pour brouiller la Porte avec Vienne et Pétersbourg.“ S. 113 ein feiner Brief des Redakteurs vom Moniteur an Robespierre, vom 18. Juni 1794: „Man fürchte, Robespierre habe im Sinn, alle öffentlichen Blätter zu proscribiren; dieß werde doch nicht auch dem Moniteur gelten, von dem es anerkannt sey, daß viele Departements durch ihn für die Revolution vom 2. Juni gewonnen worden. Er bitte, brüderlich mitzutheilen, was R. etwa zu tadeln finde. Gewiß werde er doch bemerkt haben, daß die Reden der Montagnards bisher immer ausführlicher als die übrigen eingerückt worden, und z. B. von Louvets erster Anklage gegen Robespierre habe der Moniteur nur einen kurzen Auszug mitgetheilt, aber

zugleich Robespierre's Antwort vollständig geliefert. Alle Reden für den Tod des Königs seyen fast ganz unabgekürzt eingerückt worden, von den andern aber habe man nur einige Auszüge geliefert, um doch noch einige Unparteilichkeit zu zeigen. Allein der Abdruck des appel nominal über den Tod des Königs habe dem Redakteur 6000 Livres Unkosten gemacht ꝛc." S. 98 meldet Courtois in seinem Rapporte, daß das alte Comité du salut public die diplomatischen und commercialischen Operationen, die in der Levante zu machen gewesen, unglaublich vernachlässigt habe. Es habe sich von der dahin gehörigen Correspondenz eine unermeßliche Quantität Briefe unentsiegelt in den Cartons gefunden, die Robespierre aus dem Comité hinweggenommen. Nach S. 280 ff., wo sich mehrere Briefe von Collot d'Herbois befinden, leidet es keinen Zweifel, daß die Absicht dieses Comödianten war, ganz Lyon zu zerstören. Auch Pilot schreibt aus Lyon (vom 14. Dec. 1793) an einen Geschwornen des Pariser Tribunals: La guillotine, la fusillade ne va pas mal; 60, 80, 200 à la fois sont fusillés, et tous les jours on a le plus grand soin d'en mettre de suite en état d'arrestation, pour ne pas laisser de vuide aux prisons. In Juliens Briefen an Robespierre (S. 359 f.) finden sich empörende Nachrichten von Carriers Betragen in Nantes. Maignet versichert S. 365 seinen Freund Couthon, daß sich die Anzahl der Arretirten allein in den zwei Departements Vaucluse und Bouches du Rhone auf 12 bis 15,000 belaufe, und von 9 bis 10,000 derselben, schreibt Maignets Sekretär an Couthon (S. 369), müßte nothwendig die Erde gereinigt werden. Dieß waren doch mehr als Syllanische Zeiten!

---

10. J. B. Louvet, l'un des Représentans proscrits en 1793, quelques notices pour l'histoire et le récit de mes périls depuis le 31 Mai 1793. Paris 1795. 8. *)

Louvet lebte vor der Revolution als Schriftsteller. Seine Romane warfen ihm so viel ab, daß er davon leben konnte, und wie das französische Publikum nicht mehr Schriften im Geschmack von Faublas lesen wollte, so schrieb er auch über Politik, ward Jakobiner, und erklärte sich frühzeitig für eine Republik. Er sollte im März 1792 Justizminister werden, aber den Chefs der damaligen Cordeliers oder Maratisten gelang es, die Sache zu hintertreiben; Duranton von Bordeaux (un lourd personnage, assez ignorant et surtout fort timide, p. 11) wurde vorgezogen. Zum 10. August glaubt auch er nicht wenig beigetragen zu haben, und wenn man ihn hört, so hatte nicht nur Robespierre 24 Stunden lang während dem Kampfe sich versteckt, sondern auch Danton erschien erst nach dem Siege, bewaffnet mit einem Säbel und an der Spitze eines Marseiller Bataillons, als ob er der Held dieses Tages gewesen wäre. Schon in den abscheulichen Septembertagen seyen Brissot, Vergniaud, Guadet, Condorcet, Roland und seine Frau, Louvet und seine Geliebte zu Schlachtopfern bestimmt gewesen, und die Maratistenpartie war in dieser Zeit zu Paris so triumphirend, daß Pethion, Sieyes, Payne, Condorcet, Louvet, und wer sonst von Bedeutung zu dieser Partie gehörte, bloß in den Departements gewählt werden konnten. Gleich bei Eröffnung des Convents brach auch der Kampf aus zwischen beiden Faktionen, und Louvet warf sich muthvoll dem frechen Robespierre

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1795. Stück 74.

entgegen. So wahr es übrigens ist, daß sich auf der Seite der Girondisten nicht nur die größeren Redner, sondern auch die talentvolleren und edleren Männer befanden, so sehr war doch auch gleich anfangs zu fürchten, daß die Maratisten zuletzt siegen möchten. Es fehlte jenen sowohl an wahrer Einsicht in den Gang einer solchen Revolution, als an Einheit, Kraft und Schleunigkeit der Operationen, und selbst die Verständigeren unter ihnen wähnten der Maratistenbande schonen zu müssen, damit sie nicht auf's äußerste getrieben werde. Vergniaux war von Natur indolent, und nur in einigen wenigen Situationen, wo ihn seine Freunde tüchtig auftrieben, oder wo ihm selbst zufällig das Licht stark genug in die Augen fiel, erhob sich seine Beredsamkeit zu der unwiderstehlichen Stärke, die selbst noch vor dem Revolutions-Tribunal gewaltig zu wirken anfing. Pethion besäß eine unzerstörbare Seelenruhe, die ihm wohl in manchen großen Krisen zu statten kam, die ihn aber völlig unfähig machte, einen Kampf mit Danton, Robespierre und Marat zu bestehen. Wie in der Nacht vom 10. März die große Verschwörung gegen die Girondisten ausbrechen sollte, und Louvet von Haus zu Haus herumlief, um Nachrichten zu geben, damit seine Freunde dießmal den Konvent nicht besuchen, und auch zu Hause sich nicht finden lassen sollten, so war Pethion nicht zu bewegen, auszugehen und mit den Uebrigen an einem bestimmten sichern Orte sich zu vereinigen. Da Louvet endlich recht angelegentlich in ihn drang, so trat er ganz ruhig an's Fenster, schaute hinaus: Ach, es regnet ja, heute gibt's gewiß nichts; ich bleibe zu Hause! Eben diese phlegmatische Gleichmüthigkeit behielt der Mann auch nachher, wie sich die ganze Compagnie der proscribirten Freunde, unter unzähligen Gefahren der Entdeckung und des Todes, in der Normandie herumtrieb. Wenn alle Uebrigen muthlos

geworden waren, und auch Louvet seine kleine Sackpistole als seine letzte Hülfe ansah, so blieb Pethion immer eben derselbe. Guadet war der leichtsinnigste, unbedachtsamste junge Mensch, dessen Muth und Hoffnungen bloß im Blute lagen, und der eben so wenig sicher geleitet werden konnte, als er selbst zu leiten im Stande war. Barbaroux, ein junger Mann von 28 Jahren, dick und fett wie ein 40jähriger, von sehr entschlossener und gesetzter Tapferkeit; aber die Weiber! Louvet endlich, ein wahrer Romanenkopf, der, wie man aus dieser Schrift sieht, Alles übertrieb, und seinen Gegnern Projekte zuschrieb, an die sie nie gedacht haben konnten. Will er uns doch hier bereden, Verlust und Wiedereroberung von Toulon sey ein verabredetes Spiel zwischen England und der Bergpartie gewesen! Daß Brissot aber ein heimlicher, tückischer Mann gewesen sey, der durchaus nicht den freien Muth einer eignen Ausführung hatte, ist bekannt. Unmöglich konnte also eine Partie, deren Chefs sich so ungleich waren, und die sich weder in ihren eigenen Planen, noch in den Planen ihrer Feinde zusammen verstand, eine Rotte so entschlossener und oft selbst aus Furcht rasch handelnder Bösewichter, als die Maratisten waren, überwältigen, und man sieht auch aus Louvets Erzählung, daß jene von der letzten Katastrophe, in der sie erlagen, wie Träumende überfallen worden sind. Gewöhnlich heißt es die Revolution vom 31. Mai; vielleicht richtiger, die vom 2. Juni, denn erst dieser Tag hat ganz entschieden, und noch in jener kritischen Nacht vom 30. auf den 31. haben die Maratisten nicht gesiegt. Damals zog die Sektion de la Butte-des-Moulins, die es mit den Girondisten hielt, völlig schlachtfertig im Palais-Royal auf, und lagerte sich dort wie ein Heer, das nur noch ein letztes Signal erwartet. Auch zeigten sich fünf andere Sektionen völlig bereit, sie im Kampf zu unterstützen. So sehr aber

die Maratisten ihren Schwarm von 40,000 Männern, die aus St. Antoine herbeigeströmt waren, zum Angriff ermunterten, so blieb's doch vorerst dabei, daß man sich Deputationen schickte, und zuletzt mit Fraternisiren und Tanzen endigte. Allein wie den andern Tag die Sturmglocke wieder geläutet wurde, die Maratistenbande ihren Schwarm auf's Neue zusammentrieb, so sahen die Girondisten bald, daß in Paris ihre Sache verloren sey, und Alles nun noch darauf ankomme, ob sich die Departements für sie erklären würden. Der größere Theil derselben versteckte sich also in Paris, um unbemerkt nach und nach hinwegschleichen, und in Bordeaux oder im Departement von Calvados sich wieder vereinigen zu können. Nur Brissot, Vergniaud, Gensonné, Mainville und Balazé blieben, und wollten den Sturm am Hauptorte selbst abwarten, weil es der gemeinen Sache zuträglich schien, wenn Einige auch den Muth zeigten, selbst nach der verlorenen Schlacht auf dem Schlachtfelde stehen zu bleiben. Louvet verließ Paris erst den 24. Juni, und den 26. kam er mit Guadet zu Caen an, wo Barbaroux, Buzot, Pethion und andere seiner Freunde zusammentrafen, und unter Wimpfens Direktion eine Departemental-Armee gebildet werden sollte. Auf fünf Departements des ehemaligen Bretagne und drei der ehemaligen Normandie schienen sie zählen zu können. Bald aber zeigte sich, daß Wimpfen völlig Royalist sey, und wie dieser endlich geradezu damit hervorrückte, daß sie sich durchaus mit England verbinden müßten, und daß ohne englische Hülfe an sichere oder glückliche Operationen nicht gedacht werden könne, so war natürlich die ganze Partie aus einander gesprengt. Sie konnten sich mit keiner auswärtigen Macht in Verbindungen einlassen, ohne die öffentliche Meinung in Frankreich gegen sich zu empören, und den Maratisten selbst den Sieg in die Hände zu spielen. Ohnedieß sah man auch

wohl, daß Wimpfen mit der Bergpartie in geheimen Traktaten seyn müsse, und es war bald hohe Zeit, das Departement von Calvados zu verlassen, und wo möglich nach Bordeaux sich zu retten, wo Guadet unzählige Freunde und Beschützer zu finden meinte. Der Weg ging unter tausendfältigen Gefahren von Caen nach Quimper, wo sie sich so lange in der Nähe versteckt hielten, bis endlich die Barke fertig war, die sie den dortigen Fluß hinab nach dem Meere bringen und an ein nach Bordeaux gehendes Schiff abliefern sollte. Guadet, Buzot, Pethion, Barbaroux und Louvet machten diese Reise zusammen, und sie kamen über alle Erwartung glücklich in Bordeaux an. Aber anstatt hier Freunde und Beschützer in Menge zu finden, so eröffnete sich nun erst eine Reihe von Leiden, unter denen alle menschliche Standhaftigkeit erliegen zu müssen schien. Es ist keines Auszugs fähig, was alles diese Männer bei ihrem dortigen Herumirren gelitten haben, wie und wo sie sich getrennt haben, und unter welchen höchst seltenen glücklichen Zufällen Louvet das große Wagestück ausführte, aus den Gegenden von Bordeaux nach Paris zurück zu reisen. In Paris war er zwei Monate lang versteckt, und erst den 6. Februar 1794 trat er seine Reise von Paris hinweg nach dem Jura an, wo er einen Zufluchtsort sich ausgesucht hatte, der der schweizerischen Gränze so nahe war, daß er nicht leicht von Maratisten entdeckt werden konnte, ohne durch die Flucht sich noch retten zu können.

---

11. Notice sur la Vie de Sieyes, Membre de la première Assemblée Nationale et de la Convention. Ecrite à Paris, en messidor, deuxième année de l'ère républicaine (vieux style, Juin 1794). En Suisse et se trouve à Paris, l'an troisième. 8. *)

Unstreitig von Sieyes selbst geschrieben, und höchst wichtig für mehrere Partien der Revolutionsgeschichte. Es sind zwar nur Notizen, und leider hat der Verfasser oft mehr nur bezeichnet, als genannt; aber wer die Geschichte der französischen Revolution nicht bloß aus Zeitungen oder deutschen Schriften kennt, wird oft leicht errathen, und auch ohne dieses Errathen wird diese Schrift allein schon dadurch viel werth, daß sie ein ziemlich treues Bild von ihrem merkwürdigen Verfasser darstellt. Er ist, wie uns vorkommt, ein redlicher Mann, dem, was ihm Wahrheit scheint, über Alles treu. Frei von den kleinen Leidenschaften, der Bereicherungssucht, der Eitelkeit, glänzen zu wollen, den persönlichen Animositäten u. dgl. m., aber herb und unerbittlich hart, wie ein ganz entschiedener Systematiker. Er mag wohl den Menschen kennen, auch über Staatswirthschaft und gesellschaftliche Organisation viel nachgedacht haben, aber er kannte seine Menschen nicht, und er schien es nicht einmal der Mühe werth zu halten, erst auch diese kennen zu lernen, ehe er seinen Ideen von der Regierung durch National-Repräsentation das Siegel der alleinigen Richtigkeit und Untrüglichkeit aufdrückte. Die wichtigsten Umstände seines Lebens sind folgende.

Er ist geboren zu Frejus den 3. Mai 1748. Sein Vater hatte theils von einigen Grundstücken, theils von seinem

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1795. Stück 79.

kleinen Amt (contrôleur des actes) ungefähr so viel Vermögen, daß er seine sieben Kinder erziehen konnte, und dieser Sohn, den die Jesuiten, bei welchen er einigen Unterricht genossen, gerne zu ihrem Rekruten gemacht hätten, wurde wegen seiner schwächlichen Gesundheit wider seinen Willen zum geistlichen Stande bestimmt. Als vierzehnjähriger Jüngling trat er also im Seminarium von St. Sulpice seinen philosophischen und theologischen Cursus an. Es kostete zehen der schönsten oder traurigsten Jahre seines Lebens, bis der sogenannte Cours de licence geendigt war, und von dem, was hier damals Philosophie oder Theologie hieß, studirte er damals gerade nur so viel, als für das Examen nothwendig war. Er durchlief vielmehr, wie die Lust ihn trieb, alle Theile der Literatur, studirte Mathematik und Physik, und legte sich selbst auch auf Künste, besonders auf Musik. Doch war der entschiedenste Hang seines Geistes vorzüglich für eigene Meditation, und seine Lieblingsbücher waren die Schriften von Locke, Condillac und Bonnet. Nach dem Zeugnisse seiner Superioren aus diesen Zeiten, die damals schon seine Neigung zu den neueren philosophischen Principien ungern wahrnahmen, mochte er wohl einst einen ganz braven, geschickten Canonicus geben, aber zu einem eigentlichen Kirchenamt schien er ihnen völlig unfähig. 1772 war diese Laufbahn zu Ende; Sieyes trat also nun in die Welt ein, er blieb aber der vorige. Stille, arbeitsam, in sich gekehrt, und außer der Musik und den Schauspielen bloß philosophische Spekulation die Hauptnahrung seines Geistes. Hatte sein Geist die Wahrheit aufgefunden, und die Wahrheit sich recht klar gemacht, so war sein Werk vollendet, und die gelehrte Toilettenarbeit, die noch erfordert wird, wenn die Ideen dem Publikum mitgetheilt werden sollen, schien ihm unerträglich; unterdeß ging er lieber zu andern Meditationen über. Wie

er nach und nach in seinen geistlichen Stellen fortgerückt, ist unbedeutend. Nur bleibt dabei bemerkenswerth, daß er sich immer bloß bei der Klasse der ecclesiastiques administrateurs gehalten, und seinen ersten bittern Widerwillen gegen den Adel schon damals gefaßt hat, wie er als Deputirter der Diöcese von Vannes, wo seine erste Pfründe war, den Sitzungen der Stände von Bretagne beigewohnt. Es empörte ihn, wenn er das Verhältniß ansah, in welchem hier der Adel gegen den dritten Stand stand, und da er ohnedieß auch seinen Stand, als eigenen Stand im Staat, schon längst haßte, so erwachten allmählich in ihm jene Alles zermalmenden Spekulationen über die privilegirten Stände und über die ganze bisher gewöhnliche Staats-Organisation, die gleich in seinen ersten Schriften, womit er dem Ausbruche der Revolution noch voranlief, so vollendet da lagen. Wenn man die Macht der Ideen und Meinungen nicht kennt, wie sie, durch langes tiefes Nachdenken recht zu eigen gemacht, auf einen Mann wirken, in dem gar nichts von milder Empfindung, sondern bloß Wahrheitsliebe ist, so erstaunt man über die Heftigkeit und Bitterkeit, womit Sieyes schon 1788 sich erklärte. Er war zu Paris, wie die Chambres nach Troyes exilirt wurden, und gab den Rath, sie sollten sich sogleich im Palais versammeln, und den Minister, der so offenbar willkürliche, gesetzwidrige und vom Volk proscribirte Befehle signirt habe, arretiren und aufknüpfen lassen. Da endlich der Reichstag wirklich ausgeschrieben worden, und die Versammlungen der Bailliagen zusammenkamen, um ihre Cahiers oder Doleancen aufzusetzen, so schrieb Sieyes Plan de délibérations pour les assemblées de bailliage. Offenbar ursprünglich gar nicht für den Herzog von Orleans, sondern es war für alle Welt geschrieben, die es brauchen wollte, und der Herzog hatte sich bloß von gewissen Leuten bewegen lassen,

diese Délibérations seinen Instruktionen, die er den Bailliagen seiner Appanage mittheilte, geradezu beizufügen. Daß Sieyes bei dem ersten National-Convent von der Pariser Deputation war, und daß er der war, der den Fanatismus für Freiheit und Gleichheit am stärksten aufregte, und den dunkeln Wünschen oder Meinungen der Menge hier zur lauten Energie half, ist bekannt; aber manche Leser dieser Schrift werden sich wundern, daß die größte Explosion seines Unwillens nicht gegen die Majorität des Adels geht, die ihre Privilegien geradehin zu behaupten suchte, sondern gegen die Minorität desselben. Er besteht mit großer Bitterkeit darauf, daß es letztere nicht ehrlich gemeint habe. Sie spielten, seiner Meinung nach, die Chevaliers der Revolution, theilten sich bald in zwei Faktionen, und die Deputirten des dritten Standes machten leider, aus alter Devotion, das Gefolge der einen oder der andern. Die Lamethische Faktion sey von Anfang her die schädlichere gewesen, die Fayettische habe mehr moralischen Schein gehabt; doch auch dieser ihr Chef, den man nur zu lange für ehrlich und rein gehalten, habe sich seit dem Anfang des Jahres 1791 mit Ludwig XVI. in Verständnisse eingelassen. Schon im April dieses Jahres aber seyen die Chefs beider Faktionen, aus Gelegenheit der Reise des Königs nach St. Cloud und noch weiter, heimlich einig gewesen, und zwei Monate nachher, bei der Flucht des Königs nach Varennes, habe sich die Koalition ungescheut gezeigt. So hätten denn die Urheber dessen, was in beiden ersten Revolutionsmonaten, rein für die Sache des Volks, geschehen sey, und die sich nicht in jenes Faktionengefolge theilen wollten, bald allen Kredit und Einfluß verloren, und Sieyes, den endlich die Fayettische Partie eben so heftig, als die Lamethische verfolgte, erschien nicht mehr auf der Tribüne, sondern suchte nur so viel möglich in den Comités nützlich zu werden.

Aber auch hier war das, was er wirken konnte, sehr gering, denn er versichert, in der Lage gewesen zu seyn, daß, sobald er behauptet habe, zweimal zwei sey vier, so machten jene dem Publikum glauben, es mache nur drei aus. Wie also endlich die konstituirende Versammlung aus einander ging, so war er des elenden Faktionengewühles, wo Jeder nur sein Privat-Interesse und Keiner die gemeine Sache suchte, so herzlich müde, daß er, von nun an bis zum Anfang der neuen National-Convention, an allen politischen Händeln gar keinen weiteren Theil nahm. Er war bei einem seiner Freunde auf einem sechzig Meilen von Paris entfernten Landgut, wie er die Nachricht vom 10. August hörte, und gleich darauf auch erfuhr, daß er von drei Departements, wo er keine persönlichen Bekanntschaften hatte, zum Convents-Deputirten gewählt worden sey. Den 21. September kam er in Paris an, glaubte aber verzaubert zu seyn, wie er sich in dem neuen Convent und unter den herrschenden Partien zu Paris umsah. Daß unter Menschen dieser Art kein ehrlicher, verständiger Mann zum Wort kommen konnte, war fast noch das geringste Uebel, sondern den Gräuel mit ansehen müssen, der von Menschen, für die Bicetre noch zu gut gewesen wäre, mit allen durch die Revolution rege gewordenen Ideen und gangbar gemachten Worten getrieben wurde — dafür findet Sieyes in seiner Sprache weder Worte, noch Kraft genug. Er entsetzt sich über der Calumnie, daß man glauben könne, als ob er unter Gräueln dieser Art immer noch heimlich mitgearbeitet und seinen Plan fortgeführt habe, und erklärt es für eine der seltsamsten Absurditäten, wenn man ihn als einen Faiseur von Robespierre ansehen wolle. Er habe nie eine Sylbe an Robespierre geschrieben, nie ein Wort mit ihm gesprochen, nie hätten sie sich irgendwo in Gesellschaft oder bei einer Tafel zusammengefunden, nie seyen sie im Convent

nebeneinander gesessen. Robespierre habe ihn drei- oder viermal theils bei den Jakobinern, theils im Convent angegriffen, aber ohne seinen Namen zu nennen; er, Sieyes, aber habe nicht einmal geantwortet. Man vergesse nicht, wenn man in dieser Schrift die Schilderung des Convents und die Robespierrische Regierung liest, daß dieses alles schon im Juni 1794 geschrieben war.

---

12. Mark Noble, Memoirs of the Protectorat-house of Cromwell; deduced from an early Period and continued down to the present time: collected chiefly from original papers and records: with proofs and illustrations; together with an appendix: and embellished with elegant engravings. Vol. I. II. Birmingham, 1784. 8. *)

Es wird eine eigene Art von Fleiß und eine eigene Kunst, sich zu interessiren, bei solchen recht in's Einzelne gehenden Familiengeschichten erfordert. Diese Cromwellische Familiengeschichte ist mit aller der beurkundenden Sorgfalt abgefaßt, die man von einem Deutschen erwarten könnte, und in manchen Kapiteln so geschickt auf gewisse allgemein interessante Hauptresultate hingelenkt, daß selbst auch Dilettanten den Nutzen einer solchen Familiengeschichte wahrnehmen können. Wir excerpiren nur Einiges, was die Person dessen betrifft, der diese Familie historisch merkwürdig machte. Oliver Cromwell,

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1786. Stück 183.

geb. den 25. April 1599, von einer edlen, obschon nicht reichen und angesehenen Familie, war von seiner ersten Kindheit an ein wilder, stolzer, eigensinniger Junge, von dessen Jugend zwar nachher, da er Protektor wurde, und da er endlich nach seinem Tode falschen Freunden und entrüsteten Verläumdern preisgegeben war, mehr Böses erzählt wurde, als er gethan haben mochte; doch immer ein böser, gewaltthätiger Junge. Für das eigentliche Gelehrtwerden hatte er keinen Sinn, so klassisch-gelehrt auch seine Erziehung werden sollte. Kaum war er achtzehn Jahre alt, so verlor er seinen Vater; ein wahrscheinlich für sein ganzes Leben entscheidender Vorfall. Der Vater war ein stiller redlicher Mann, gegen den selbst dieser Sohn Ehrfurcht gehabt zu haben scheint. Doch dauerte das wilde Leben, das er nach seines Vaters Tode führte, ungefähr nur ein Jahr lang, sein Uebergang zur Besserung war der rascheste Sprung auf das entgegengesetzte Extrem, dem er aber sieben Jahre lang so treu blieb, daß die eifrigsten Puritaner kein Mißtrauen in die Redlichkeit seiner Sinnesänderung setzten. Sein Haus wurde der Zufluchtsort verfolgter Nonconformisten; hinter seinem Hause hatte er eine kleine Kapelle, wo er selbst bisweilen mit den verfolgten Nonconformisten fromme Stunde hielt, und oft verwandte er sich für dieselben nicht ohne Nachdruck bei dem verfolgenden Bischof von Lincoln. In dem dritten Parlament Karls I. (1628) trat er zuerst als Verfechter hervor, und die unpolitische rasche Dissolution dieses Parlaments gab seinem melancholischen Patriotismus den allerstärksten neuen Reiz. 1639 wollte er mit seiner ganzen Familie nach Neu-England abgehen, der alten Welt überdrüssig, in welcher er und seine Freunde keine Religionsfreiheit fanden. Schon war er mit seiner ganzen Familie auf einem Schiff in der Themse, das zum Abfahren fertig lag, da das königl. Verbot gegen diese

Emigrationen kam; er mußte also in England bleiben. Schwärmerei stieg nun bei ihm auf's Höchste, und mit diesen gereiztesten Empfindungen von Religiosität, die damals weder durch irdischen Ehrgeiz, noch durch persönliche Erbitterungen verstärkt wurden, kam er in das berufene lange Parlament von 1640. Ein Mann von 41 Jahren, schon fast über die Lebensperiode hinweg, da man jede Formen leicht annimmt, ohne beträchtliches Vermögen, ohne große Kenntnisse, ohne einnehmenden äußern Anstand, ohne Beredsamkeit — und doch, das vermochte großes Genie und unermüdete Thätigkeit! ehe acht Jahre verflossen, der erste Mann im ganzen Reiche, der Despot und Todesrichter seines Königs, was vielleicht noch mehr ist, der Despot seiner eigenen Schwärmerpartie. Der Verfasser dieser Familiengeschichte hat sich mit Recht bei allem dem nicht aufgehalten, was die öffentliche und Staatsgeschichte Cromwells betrifft; wir ziehen auch aus dem Uebrigen nur einige der merkwürdigsten kleinen Begebenheiten aus. Die schändliche Lustigkeit, womit Cromwell bei dem Todesprocesse und Todesurtheil über seinen König verfuhr, ist bekannt, aber minder bekannt ist, wovon hier ein kennbarer Zug erzählt wird, daß alle diese Lustigkeit bloß kunstvolle Hülle der gewaltsamsten innern Bewegungen seiner Seele war. Eine frohe Entdeckung, die doch den Charakter minder abscheulich zeigt, besonders wenn man bedenkt, zu welchen Schritten er sich zuletzt durch Selbstvertheidigung gezwungen glauben konnte. Einst machte man ihm den Vorschlag (S. 189), seine jüngste Tochter Franciska mit Karl II. zu vermählen, durch eine Kapitulation, die er sich völlig nach Willkür machen konnte, seinen neuen Schwiegersohn selbst wieder auf den Thron zu setzen, und mit allem dem Ansehen fernerhin im Reiche zu leben, das dem Schwiegervater des Königs und Großvater des künftigen Kronprinzen nicht fehlen

könnte. Nach langem Bedenken über einen Vorschlag, den ihm einer seiner aufrichtigsten, besorgtesten Freunde gemacht hatte, der seiner Frau und seiner Tochter überaus gefiel, den Karl selbst auch vorläufig gebilligt zu haben scheint, brach er endlich in die Worte aus: Nein! Karl Stuart kann mir den Tod seines Vaters nie vergeben, und wenn er es auch versprechen sollte; er ist zu sehr Wollüstling, als daß ich ihm trauen kann. Oder, wie Cromwell ein andermal hinzusetzte: wenn er mir sollte vergeben können, so ist er der Krone nicht werth.

---

13. State Papers collected by Edward Earl of Clarendon. Oxford 1787. Fol. *)

Der dritte Band dieser State Papers vollendet ein Werk, das schwerlich in der ganzen Art seiner Unternehmung und Ausführung, wenigstens gewiß nicht in Deutschland, seines Gleichen hat. Unsere Minister sammeln keine Staatspapiere und schreiben keine Geschichte. Falls etwa auch hie und da einer noch Lust hat zu sammeln, so ist's gesammelt bis an seinen Tod hin, und mit seinem Tode versinkt gewöhnlich die ganze Sammlung in jene archivalischen Abgründe hinein, aus welchen keine Errettung ist. Der einzig mögliche statthafte Grund eines so schädlichen Verfahrens gilt etwa in Fällen, wo man Dinge zu verbergen hat, oder vielleicht auch bei angestellten Untersuchungen über gewisse Besitzungen und Rechte. Aber bei Sammlungen dieser Art, wie wir sie hier vor uns haben, und wie wir sie auch für deutsche Geschichten haben

---

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1787. Stück 141.

konnten, ist kein rechtliches oder publicistisches Interesse; und doch, wie wichtig sind sie!

Der Sammler dieses Bandes ist Thom. Monkhouse. D. Scrope, durch dessen Sorgfalt 1773 der zweite Band erschienen war, gab wegen seiner Gesundheit und wegen seiner Entfernung von Oxford schon 1775 die ganze Arbeit ab, und die Vollendung des Werks scheint uns durch den neuen Unternehmer noch gewonnen zu haben. Er spürte die wichtigsten Supplemente auf zu den schon vorhandenen Sammlungen von Papieren. Es fand sich auch so viel zusammen, daß Auswahl und Anordnung dieser gehäuften Materialien kein geringes Werk war, und daß der Druck vor 1783 gar nicht anfangen konnte. Schade, daß Herr Monkhouse seinem Entschlusse so treu blieb, das ganze Werk mit diesem dritten Bande zu schließen. Man sieht aus dem diesem dritten Bande beigefügten Supplemente und Anhang, der Clarendons Staatspapiere nach der Restauration enthält (104 Folioseiten kleinen Drucks), welchen großen Reichthum von Papieren der Herausgeber hier noch gehabt hätte.

Der erste Brief, den dieser dritte Band enthält, ist Clarendons Schreiben an Lord Hatton, 4. Februar 1648, und das letzte Stück der Sammlung ist ein Schreiben desselben an J. Greenville, 14. Mai 1660. Der größte Kenner dieses so wichtigen Jahrzehnds der englischen Geschichte von 1650 bis 1660 trifft hier eine unglaubliche Menge der feinsten neuen Aufklärungen, Bestätigungen und Erläuterungen an, und man sieht deutlich genug, daß Clarendon, wie er seine Geschichte schrieb, den vollen Gebrauch aller dieser Papiere nicht gehabt hat und nicht haben konnte. Nur ein paar Beispiele feiner neuen Aufklärungen. Aus einem Briefe des Bischofs Gauden von Exeter (Suppl. S. 29) erhellt, daß niemand Anderes, als dieser Bischof, Verfasser des bekannten *Εικων*

βασιλικη ist. Der große Streit, den Toland so arglistig, selbst zur Bezweiflung der Authentie der evangelischen Geschichte, mißbrauchte, der selbst durch die Bemühungen der größten englischen Geschichtforscher bisher nicht in's Klare gebracht werden konnte, wäre nun also entschieden. Der Bischof erzählt in seinem Briefe an den Lord Kanzler, 21. Januar 1660, die ganze Art, wie das Buch geschrieben worden, und wie er es dem König zugeschickt habe, da sich dieser noch auf der Insel Wight befand. Aus einem Briefe von Rob. Southwell (Suppl. S. 25) erhellt, daß Clarendon an dem schändlichen Verkaufe von Dünkirchen weit weniger Theil hat, als man gewöhnlich glaubt, und als man nach den Briefen von Estrades beinahe glauben mußte. Sandwich gestand offenherzig, daß er den König Karl zuerst dazu geneigt gemacht habe, daß er wohl wisse, Clarendon müsse die Schmach im Publikum tragen. Seite 281 finden sich in P. Talbots Briefen an Karl II. (24. Dec. 1655) seine Unterhandlungen, um Karln katholisch zu machen. Man versicherte Karln, daß dieses das einzige Mittel sey, wie ihm geholfen werden könne. Vier Personen ausgenommen, sollte es, so lange der König im Leben sey, keine Menschenseele erfahren. Sobald er in der Stille katholisch geworden, so werde ihm, ehe sechs Monate verflössen, geholfen seyn. Wohlmeinend rieth man ihm dabei, ja nicht kapituliren zu wollen mit Spanien und mit dem Pabste; je mehr er traue, je besser sey es. Bis die Bekehrung gelang, waren am Ende denn doch noch andere Beweggründe nothwendig. S. 412 findet sich ein meisterhafter Brief von Lord Culpeper an Clarendon, Amsterd. 20. Sept. 1658, auf die erhaltene Nachricht von Olivier Cromwells Tode. Wir erinnern uns nicht, eine so prophetisch-zutreffende politische Spekulation für einen so höchst kritischen Zeitpunkt, als damals in England war,

jemals gelesen zu haben. In Amsterdam waren sie vor Freude toll, da die Nachricht kam. Niemand (schreibt der Lord) nimmt sich die Muße, zu kaufen und zu verkaufen, das junge Volk tanzt und springt am hellen Mittage, und bei jedem Sprung wird laut aufgerufen: der Teufel ist todt! Lord Mordauets Brief vom 8. Mai 1660, geschrieben an dem Tage, da Karl II. vom Parlamente zum König erklärt wurde, kann man nicht ohne große Rührung lesen. Der gute Lord schrieb ganz taumelnd vor Freude. Hätte er den neuen, schon heimlich katholischen, König gekannt!

---

14. J. W. v. Archenholz, Annalen der brittischen Geschichte des Jahrs 1788. 1r Band. Braunschweig. 8. *)

Eine angenehme Wiederholungs-Lektüre für diejenigen, die fleißige Leser des brittischen Merkurs sind, und eine sehr lehrreiche Lektüre für Alle, die mit dem brittischen Merkur weniger bekannt sind. Der achte Abschnitt, Geschichte der Literatur, ist vom Hrn. Hofrath Forster in Mainz, von dem wir auch noch als besondern Anhang eine Geschichte der brittischen Kunst für das Jahr 1788 zu erwarten haben; alles Uebrige hat Hrn. v. Archenholz zum Verfasser. Unstreitig hat eine so frühe und pragmatische Berechnung alles dessen, was in einem Jahre vorgefallen ist, viele fast unüberwindliche Schwierigkeiten; Herr v. Archenholz bemerkt selbst in der Vorrede, daß das Unternehmen vielleicht in der Geschichte eines jeden andern Reichs, als des brittischen, zu gewagt

---

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1789. Stück 66.

wäre, weil es durchaus ein Land der Publicität seyn müsse, wo man so frühe Berechnungen und pragmatische Ueberschauungen des Ganzen wagen könne. Und gerade auch Schriftstellertalente der Art werden dazu erfordert, wie sie das deutsche Publikum in beiden Verfassern dieses Werks allgemein schätzt. Man muß wohl zu unterscheiden wissen, welche Dinge vor den Augen des Publikums vorübergeführt zu werden verdienen, und welche selbst auch nicht einmal einen Augenblick mehr gleichsam vorüberschwirren dürfen; dem, der gleich am Ende des Jahrs Alles berechnet, scheint oft gar zu Vieles merkwürdig. Wenige deutsche Schriftsteller würden in dieser Scheidung des daurend Merkwürdigen und des transitorisch Unbedeutenden so selten gefehlt haben, als diese Verfasser. Man muß endlich auch noch trefflich zu unterscheiden wissen, welche Dinge man als vollendet ansehen darf, über die sich also im vollen Tone der Nachwelt absprechen läßt, und welche Dinge immer nur noch zu den halb enthüllten gehören, bei deren Beurtheilung eine gewisse, oft fast schlaue Suspension nothwendig ist. Wir zweifeln in dieser Rücksicht, ob nicht die Schilderung des Charakters von Pitt S. 144 ff. nun ganz anders ausgefallen wäre; und so wenig auch Recensent zu den S. 335 geschilderten Kläffern zu gehören glaubt, so sehr zweifelt er doch, ob das Gibbon'sche Werk, S. 335—337, im Tone der Nachwelt geschildert worden sey. Unendlich viel würde für die Geschichte unsers Jahrhunderts gewonnen seyn, wenn man von 1714 an auch nur für jede fünf Jahre eine annalistische Uebersicht dieser Art auch nur der brittischen Geschichte hätte! Noch wird doch langehin nicht ein Macpherson auch nur für die Geschichte Georgs I. kommen.

---

15. John Whitaker, Mary Queen of Scots vindicated. 3 Toms. Lond. 1788. 8. *)

Es ruht auf der Geschichte mancher berühmten Personen ein eignes historisches Schicksal; bald erwacht ein Geist der Partie für sie, bald gegen sie; auch die Nachwelt scheint der gleichen Gerechtigkeit und der unbefangensten Administration derselben oft eben so wenig fähig zu seyn, als es ihr Zeitalter war. Bis 1754, also fast zwei Jahrhunderte lang, war fast eine Stimme der Geschichte gegen Maria von Schottland. Man sah in ihr die Mörderin ihres Gemahls; auch die frohe und freiwillige Gemahlin dessen, der zu den Urhebern der Ermordung ihres Gemahls gehörte. Buchanan hat viel zur Beglaubigung aller Verleumdungen gegen sie bei der Nachwelt vermocht, und so wenig man je das ganze Verfahren der Königin Elisabeth gegen sie billigen konnte, so glaubte man doch die Schuld zwischen Maria und Elisabeth theilen zu müssen, wobei alsdann der erstern immer mehr zufiel, als ihr billig zufallen sollte, denn Elisabeth hatte für sich den Ruhm einer 44jährigen höchst glücklichen und vortrefflichen Regierung. Auch der Protestantismus zeigte den merkbarsten Einfluß, nicht nur in die Erzählungen der ersten Schriftsteller und Zeugen, sondern selbst auch auf das Urtheil der spätern Historiker; Elisabeth war die große Beschützerin des Protestantismus, Maria schien die Märtyrerin des Katholicismus zu seyn. Goodall in seinem bekannten Examen of letters beleuchtete die ganze Geschichte zuerst recht diplomatisch und kritisch, und zeigte die Unechtheit einiger Briefe, worauf die Hauptanklage beruhte. Noch waren aber selbst Robertson und Hume dagegen; doch der Letztere mit

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1789. Stück 154.

mehr Suspension, als der Erstere, weil er überhaupt auch gewöhnlich tiefer sah, als der Erstere. Tytler suchte die Argumente von Goodall noch weiter zu entwickeln; Hume, der sonst keinem Gegner antwortete, fügte doch in einer neuen Ausgabe seiner Geschichte in einer Anmerkung eine Replik bei gegen Tytler, worauf Letzterer in einem Postscript antwortete. Endlich erschien Stuart mit seiner vortrefflichen schottischen Geschichte, forderte seinen Landsmann, den D. Robertson, feierlich heraus, zu antworten. Gleich aber bei dem Herausfordern war Stuart so bewaffnet und gerüstet auf den Kampfplatz getreten, daß man wohl sah, Robertson werde das Publikum lieber vermuthen lassen, was alles er vielleicht noch sagen könnte, als zur Parallele selbst sich stellen. So geschah es auch, und jeder unbefangene Leser, der Stuarts Erzählung liest, muß den ganzen Zusammenhang derselben und die angeführten Zeugnisse höchst glaubwürdig finden. Es ist unmöglich, weiterhin an Liebeshändel Mariens mit David Rizzio zu denken. Es ist unmöglich, Marien einiger Theilnehmung an der Ermordung ihres Gemahls, des Königs Heinrich, zu beschuldigen, so begreiflich man es auch finden muß, daß sie den schwachen, schwachen Mann nicht lieben konnte, dessen schöne Form sie erst geblendet hatte. Es ist unmöglich, weiterhin zu glauben, daß sich Maria ganz freiwillig, und wohl gar aus Liebe, zu der ehelichen Verbindung mit dem Mörder ihres Gemahls, dem schändlichen Grafen Bothwell, entschlossen habe. Der Verfasser gegenwärtigen Werks sucht die Evidenz überall noch weiter zu treiben. Acht Briefe, zwölf französische Sonnette und zwei Heirathskontrakte sind die Haupturkunden, worauf die Beschuldigungen gegen Maria beruhten. Der Verfasser ist nicht bloß damit zufrieden, daß diese vermeinten Beweisurkunden in der That unächt und gar nicht von Mariens Hand seyen, sondern er

will auch jeden Betrüger namentlich entdeckt haben, der diese oder jene Stücke fabricirt habe. So soll Lethington die Briefe, Buchanan die Sonnette fabricirt, und Ersterer sowohl die Briefe, als die Sonnette mit Mariens Handschrift geschrieben haben. Morton soll der Verfasser der Heiraths-Kontrakte seyn, und zum Directeur der ganzen Schurkerei wird nicht sehr unwahrscheinlich der Graf Murray gemacht. Daß Maria von dem schändlichen Grafen von Bothwell in der That mehr geraubt, als entführt worden sey, war ziemlich wahrscheinlich; auch war gewiß genug, daß er sie erst entehrte und alsdann erst sich mit ihr trauen ließ. Der Bösewicht sah wohl, daß sie sonst nie in die Trauung willigen würde. Whitaker sucht nun noch wahrscheinlich zu machen, daß sie der Bösewicht zur Clarissa gemacht habe, und die Vermuthungen sind in der That mehr als Conjekturen. Schon Stuart rieth auf Liebestränke. Whitaker zeigt deutlich, daß Maria den Grafen nie vor, nie nach der Trauung geliebt, daß auch ihn mehr Ehrgeiz und Stolz, als schändliche Wollust zu diesen Schritten verleitet habe, und erklärt auch eben daraus das gleich nachfolgende Betragen des Bösewichts gegen sie, nachdem sie selbst in Allem nachgegeben und in den priesterlichen Segen eingewilligt hatte. Sein wilder Stolz erwachte, daß Gewalt und solche Mittel nöthig gewesen waren, um sie zur Heirath zu bringen. Er begegnete ihr mit solchen Mißhandlungen, daß sie sich, weil keine andere Rettung war, um's Leben bringen zu können wünschte. Und daß Bothwell, auch nach geschehener Trauung, noch ungefähr drei Wochen lang ihr nicht von der Seite kam, war nichts weniger als Emsigkeit des Verliebten, oder auch nur Eifersucht des neuen Ehemannes, sondern bloß politischer Argwohn, sie möchte, trotz Allem, was geschehen war, doch noch zur Gegenpartie sich flüchten, ehe die Plane der Behauptung seiner Herrschaft weit genug aus-

geführt seyen. Die Geschichte der Ermordung König Heinrichs, des Gemahls der Königin Maria, vertheilt Whitaker auf folgende Weise. Das ganze mörderische Projekt sey ursprünglich entworfen worden zwischen Elisabeth, Cecil, Morton und Murray. Das Präparatorische der nöthigen Einrichtungen zu der abscheulichen Ausführung hätten Murray, Morton und Lethington mit ihren respektiven Anhängern übernommen; aber die wirkliche Anzündung der Mine, wodurch das Haus in die Luft gesprengt wurde, sey die Sache Bothwells und seiner Partie gewesen. Mariens Unschuld ist sonnenklar.

---

16. (Livingston), Examen du gouvernement d'Angleterre comparé aux Constitutions des Etats-unis. Où l'on réfute quelques assertions contenues dans l'ouvrage de M. Adams, intitulé: De la Constitution d'Angleterre. Par un Cultivateur de New-Jersey. Ouvrage traduit de l'anglais et accompagné de notes. Lond. et Paris. 8. *)

Recensent kennt das englische Original dieses Werkes nicht, und nach der Vorrede des Uebersetzers ist es auch mehr in Nordamerika, als in Europa bekannt geworden. Als Verfasser wird angegeben der ehemalige Gouverneur von Neu-Jersey, Livingston. Mehr als zwei Drittheile des Werks machen 28 Anmerkungen oder Exkurse aus, nebst der beigefügten vollständigen Constitution der nordamerikanischen Union vom 17. September 1787, und der wichtigen virginischen Ratifikationsakte vom 27. Juni 1788.

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1790. Stück 47.

Text und Anmerkungen sind eine der strengsten Kritiken der englischen Verfassung, und wer zum Lobe der letztern mehr behaupten will, als daß sie unter allen zufällig entstandenen Constitutionen, also unter allen unsern gegenwärtig existirenden europäischen Constitutionen, die beste sey, dem möchte die Widerlegung der bündigsten Raisonnements, die sich im Text und in den Anmerkungen finden, sehr schwer werden. Die Fehler des englischen Repräsentations-Systems, bei denen man gewöhnlich vorzüglich verweilt, machen weit nicht die Hauptpartie in dieser Kritik, sondern sowohl der Verfasser des Textes als der Anmerkungen, zeigen oft mit vielem Scharfsinn, wie nicht selten das vereinte Interesse des Königs und des Parlaments gegen das allgemeine National-Interesse eintrete. Wo sich die Fälle so wenden, da liegen freilich wahre Radikalfehler verborgen, und an eine Reform ist nicht zu denken, gerade weil Radikalfehler dieser Art jede Reform unmöglich machen. Recht gut wird hiebei auch von den Verfassern die Bemerkung genutzt, daß noch in allen wichtigen Fällen, wo englische Nationalfreiheit und englische Constitution große Gefahr liefen, daß nie noch die Constitution sich selbst gerettet habe, sondern immer erst eine General-Insurrektion und eine eigentliche Revolution nothwendig geworden. Es scheint aber erstes Erforderniß einer vollkommen guten Staats-Constitution zu seyn, daß Kräfte in ihr ruhen müssen, und Verhältnisse in derselben festgesetzt seyen, die ohne eine Revolution gleichsam bloß durch ihr natürliches Erwachen und durch ihre freiwillige Entwickelung den Staat zu retten vermögen. Es muß in solchen Fällen kein status belli erst nothwendig werden. Die strengen Kritiken, besonders über de Lolme, hat Recensent nicht ohne ein kleines Vergnügen gelesen. Von jeher schien ihm de Lolme's Werk mehr ein rhetorisches, als ein historisch-politisches Meisterstück

zu seyn, und diese Verfasser haben es an nichts fehlen lassen, um in einigen der wichtigsten Fälle seine Wortmagie so nahe zu beleuchten, daß ihm nichts übrig bleibt, als genau nur das, was sich für sich schon als Wahrheit retten läßt. Daß bei einigen Vorwürfen, die der englischen Verfassung hier gemacht werden, auf manche zufällige Compensationsmittel, die in Lokalverhältnissen und dem einmal so gebildeten National-Charakter liegen, nicht genug Rücksicht genommen worden, versteht sich bei einer Schrift dieser Art fast von selbst, und kann diese Verfasser nicht als Tadel treffen, weil ihr Hauptzweck bloß war, durch ihre Vorstellungen abzuwenden, daß nicht die englische Constitution in Nord-Amerika und in Frankreich eingeführt werde. Wie läßt sich nämlich darauf rechnen, daß eben dieselben Compensations-Mittel, bei so ganz veränderten innern und äußern Verhältnissen, auch in Nordamerika und Frankreich sich ergeben würden.

---

17. Anecdotes of the life of the R. H. Will. Pitt, Earl of Chatham, and of the principal events of his time with his speeches in Parliament from the year 1736 to the year 1778. Vol. I. II. London, 1792. 4. *)

Wer sich von dem Titel „Anekdoten" locken lassen würde, findet hier seine Rechnung gar nicht, und wer überhaupt nur darauf ausgeht, neue Aufschlüsse, neue bisher unbekannte Begebenheiten oder bisher unbekannte Ursachen bekannter Begebenheiten zu finden, wird kaum die Lesung des Werks

---

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1793. Stück 13.

vollenden können. Weder die Familie von Pitt, noch das Ministerium scheint den Sammler unterstützt zu haben. Doch ist man aber nach vollendeter Lesung sehr belohnt, und ein Deutscher, der in den Jahren 1755 bis 1770 wenig englische Zeitungen und Journale gelesen, wird Manches finden, was ihm des Danks werth zu seyn scheint. Viele einzelne allbekannte Begebenheiten der englischen Geschichte dieses Zeitraums erhalten durch einzelne individuelle Züge ein neues Licht, oder man hört wenigstens eine Sage mehr, wie dieses und jenes gegangen sey, denn oft möchte wohl noch Kritik sehr nöthig seyn, bis diese und jene Nachricht als Faktum gebraucht werden könnte. Das ganze Bild des großen Mannes, was vor der Seele des aufmerksamen Lesers endlich dasteht, ist ein sehr treues Bild, und es entwickelt sich eine so natürliche Harmonie zwischen den Begebenheiten und dem Charakter desselben, daß das Ruhmvolle seiner ersten Laufbahn eben so begreiflich wird, als das Unrühmliche seiner zweiten Ministerial-Apparition. Was Pitt war und wurde, verdankte er sich selbst. Außerordentliche natürliche Anlagen wurden bei ihm durch frühes, angestrengtes Studium ausgebildet, und die Gicht, die ihn von früher Jugend her quälte, machte großentheils das Glück seines Lebens. Er konnte an den gewöhnlichen Jugendzerstreuungen gar keinen Theil nehmen, er studirte für sich, er bildete sich im Stillen, und die natürliche hohe Energie seiner Seele gewann dadurch vollends eine Stärke, die nachher öfters bei dem Geschäftsmanne fast bis zur Violenz auszuarten schien. Menschenkenntniß, Gewandtheit des Charakters, und Sieg durch Nachgiebigkeit, war daher nie seine Sache, und ein Mann seiner Art mußte die schlanken Anbequemungen herzlich verachten, die das ganze Lebens-Arcanum manches gepriesenen Staatshelden ausmachen. 1736 hielt Pitt seine erste Rede im Parlament, und schon

1744 vermachte ihm die Herzogin von Marlborough zehntausend Pfund in ihrem Codicill, zum Dank, daß er das Wohl des Vaterlandes gegen das Ministerium so trefflich vertheidige. (Liegt's bei uns Deutschen an den Landtagsherren selbst, daß sie nie ähnliche Vermächtnisse bekommen? oder liegt's an unserem Publikum? oder ist nichts da, was zu vertheidigen wäre?) Wie man ihn 1745 bei versuchter Formirung eines Koalitions-Ministeriums dem König zum Kriegssekretär vorschlug, verwarf Georg II. lieber die ganze neue Ministeriumsliste, als daß er in den gemachten Vorschlag willigte. Doch mußte ihn der König 1746 zum Viceschatzmeister von Irland machen, und bald darauf zum Kriegszahlmeister. Während er diese sehr lukrative Stelle bekleidete, gab er die seltensten Beweise von Uneigennützigkeit. Dieser Engländer ist noch ein bischen mehr als ein Mann, sagte der König von Sardinien, wie ihm sein Gesandter berichtete, daß Pitt den gewöhnlichen halben Procent, der dem Kriegszahlmeister bei Auszahlung der Subsidien als usuelles Amtsaccidenz gehörte, weder unter diesem Namen, noch als Geschenk Seiner Sardinischen Majestät annehmen wolle. Da im November 1755 ein neues Ministerium, den Empfehlungen des Herzogs von Cumberland zufolge, ernannt wurde, verlor Pitt, wie vorauszusehen war, seine Stelle, bekanntlich hielt sich aber dieses Herzogs-Ministerium kein Jahr lang; noch 1756 wurde Pitt Staatssekretär. Allein zu Anfang des Aprils 1757 befahl ihm der König schon wieder, seine Stelle niederzulegen. Doch die Agitationen, die damals im ganzen Publikum entstunden, wurden so groß, daß der König, der damals bei dem Herzog von Newcastle weinte, daß es seit Walpole Niemand mehr redlich mit ihm meine, sogleich nachgeben mußte. Schenken Euer Majestät mir Dero Zutrauen, und ich will es gewiß ver-

dienen, sagte Pitt, da er als neuer Minister dem König die Hand küßte; und der König noch voll Widerwillen antwortete: Erst verdienen Sie mein Zutrauen, und dann sollen Sie es haben. Die großen Dinge, die Pitt als Staatssekretär von 1757 bis 1761 ausführte, sind allbekannt, aber minder bekannt ist wohl, welchen Antheil Lord Temple dabei hatte, wie allein die schöne Mischung des Charakters dieser beiden edlen Männer, und die treue stille Hülfe, die Letzterer dem Ersteren leistete, die Ausführung aller jener großen Dinge möglich machte. Bei seiner zweiten Ministerial-Apparition hatte Lord Chatham seinen sanften, treuen Freund nicht mehr zur Seite, und Alles, was er unternehmen wollte, mißlang. Ueberhaupt schien der große Mann in den letzten siebenzehn Jahren seines Lebens, von 1761 an, mit jedem Jahre mehr zu verlieren. Sein Schicksal war wie das Schicksal der größten Männer dieses Charakters zu seyn pflegt. Sie selbst folgen nicht dem Strom der Zeiten, und haben doch bei zunehmenden Jahren nicht mehr Kraft genug, den allgemeinen Strom von Meinungen und Bestrebungen zu lenken. Die natürliche Heftigkeit, die man entweder dem jüngeren Manne noch lieber verzieh, oder die als Heftigkeit des jüngeren Mannes immer doch noch etwas Anziehendes hatte, wurde bei höherem Alter immer saurer und also widriger. Zunehmende Kränklichkeit trug auch das Ihrige bei, und es fehlte nicht an einzelnen mißlungenen Versuchen, noch einmal den alten Ruhm auffrischen zu wollen, oder in einzelnen Fällen durch auffallende Efforts wirken zu wollen. Lord Chatham starb den 11. Mai 1778 als ein Mann von siebzig Jahren.

---

18. W. Belsham, Memoirs of the Kings of Great Britain of the House of Brunswic-Lunenburg. Vol. I. II. Lond. 8. *)

Eine gut geschriebene Geschichte der Regierung Georgs I. und Georgs II.; vorerst wohl weit das Beste, was man über beide Regierungen hat. Zwar sind bloß bekannte Materialien benutzt, und vielleicht oft nicht einmal so vollständig benutzt, als zu wünschen war; sie sind aber doch auch wirklich nicht bloß zusammengetragen, sondern mit wahrer historischer Sorgfalt benutzt, und selbst da, wo bloß Auszüge aus Parlamentsreden und andern öffentlichen Aktenstücken gegeben werden konnten, zeigt sich das Verdienst des Schriftstellers in zweckmäßiger Anordnung und Stellung derselben. Auch die Charaktere aller Hauptpersonen sind mit Scharfsinn, Wahrheit und Billigkeit gefaßt, und nur die Könige selbst werden einige Male von dem Verfasser mit einer Strenge beurtheilt, gegen die man gerne einwenden möchte.

England gewährt in den fünfundvierzig Jahren, die die Geschichte Georgs I. und Georgs II. begreift, ein herrliches Schauspiel der schönsten Entwicklung, und wirft man den Blick vollends bis auf die Zeiten der Revolution hinauf, wie in diesem Werk in der voranstehenden Einleitung geschehen ist, so zeigen sich solche Veränderungen der Denkart, der Industrie, des National-Kapitals, die der Zeitraum von drei Generationen unmöglich fassen zu können schien. Recensent schränkt sich nur auf Bemerkungen ein, die sich auf National-Denkart und Constitution beziehen, denn einen Auszug des Werks wird doch wohl keiner unserer Leser erwarten; und

---

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1794. Stück 96.

selbst von jenen Bemerkungen können nur einige angeführt werden. Wie vielseitig ist nicht der Gegenstand! Wie viel liegt darin, was unsern Geist emporhebt, wie viel, was uns tief demüthigen muß! 1683 erklärte die Universität zu Oxford in einer feierlichen Convocation durch ein förmlich abgefaßtes Dekret, daß es eine falsche, aufrührerische und gottlose Lehre sey, die zum Ruin der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft führe, wenn man behaupte: all civil gouvernement is derived originally from people, oder behaupte: that there is a mutual compact, tacit or express, between a Prince and his subjects. Wie aber Georg I. den Thron bestieg, so erklärte er sich geradezu und ganz allein für die Partie im Staat, die diese Sätze als publicistische Axiome annahm, und da man einst in seiner Gegenwart vom unglücklichen Schicksal Karls I. sprach, um ihm zu zeigen, welche gefährliche Menschen die Dissenters seyen, so antwortete er mit einer ganz lustigen Gleichgültigkeit: that he had nothing to fear, for that the King-Killers were all on his fide. Noch 1714 waren die Torys, deren publicistisches Glaubensbekenntniß in jenem Oxforder Dekret summarisch ausgedrückt ist, eine höchst zahlreiche, mächtige, respektable Partie im Staat, und kaum ein Menschenalter nachher waren die charakteristischen Meinungen derselben zu einer solchen Nichtachtung herabgesunken, daß, wer auch noch dem Namen nach zu dieser Partie gehörte, wenigstens nicht mehr das alte Schibboleth seiner Partie behielt. Es scheint ein Räthsel zu seyn, wie Könige von so tiefen politischen Einsichten, als Georg I. und II. waren, den Whighism recht geflissentlich haben begünstigen können, und doch ist nicht nur das Faktum klar, sondern auch eben so unverkennbar, daß sie um ihrer selbst willen jene für sie gefährlich scheinenden Meinungen begünstigen mußten. 1716 erschien die

berühmte septennial bill, und viele der gescheitesten Männer im Reich glaubten damals ganz zuverlässig, nun sey es um Verfassung und Wohl des Landes geschehen. Jene aber steht bis jetzt noch, und der allgemeine Wohlstand des Reichs mag vielleicht seitdem noch einmal so hoch gestiegen seyn, als er damals war. Man hat nach und nach gelernt, daß wahrscheinlich diese septennial bill nicht wenig zur Erhaltung der allgemeinen Reichs-Constitution beitrage. So wenig sind oft die besten Politiker im Stande, vorläufig zu berechnen, wie gewisse Novitäten wirken möchten. Eben so war es damals auch in Ansehung der stehenden Armee, und so auch, wie 1737 das Theater der Censur des Lords Chamberlain unterworfen wurde. Man muß sich vor dem politischen Indifferentismus recht geflissentlich hüten, wenn man mehrere Fälle dieser Art in der Geschichte vor sich sieht, und der Uebergang vom mansuescere disco — was eine sichere Wirkung solcher historischen Spekulationen seyn muß — auf ein völlig energieloses G e s c h e h e n l a s s e n, w a s g e s c h e h e n w i l l, ist so unmerkbar, daß man sich oft selbst nicht mehr sagen kann, ob man diesseits oder jenseits der Grenze stehe.

---

19. Th. Somerville, the History of political Transactions and of Parties from the Restoration of King Charles the second to the Death of King William. Lond. 1792. 4. *)

Zu einer Zeit, da hie und da in Deutschland selbst ein großer Meinungskrieg immer mehr auszubrechen scheint, und ungeachtet der allgemeinen Indignation über die französischen

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1793. Stück 28.

Greuel, ungeachtet nur eine Stimme aller gutdenkenden und einsichtsvollen Männer gegen die Grundsätze und das Verfahren der Neufranken sich hören läßt, doch auch unter uns in Deutschland Untersuchungen in Beziehung auf große gesellschaftliche Verhältnisse immer mehr rege werden, bei denen sich die Verschiedenheit der Gesinnungen und Empfindungen auf eine so auffallende Weise entwickelt, daß man schwerlich ein schnell eintretendes Einverständniß erwarten darf, in einer solchen Periode gewinnen die ohnedieß sonst so vielfach merkwürdigen Zeiten der englischen Geschichte von 1660 bis 1702 für jeden nachdenkenden Leser ein doppeltes Interesse. Whigs und Torys sind in diesen Zeiten entstanden, und weil die politischen Grundsätze damals in England viel inniger mit den kirchlichen Ideen zusammenhingen, als je wohl in Deutschland der Fall werden wird, so ergriff auch der Partiegeist eine weit größere Masse von Meinungen und Empfindungen der Menschen. Der Verfasser dieses Werks hat sehr gut gezeigt, wie jene Partien entstanden, wie ihre charakteristischen Meinungen sich gebildet, ihr Kredit und Einfluß gewechselt haben, und was jede derselben zum allgemeinen Besten mitwirkte. Bei der Zusammenkunft des zweiten Parlaments unter Karln II. (Mai 1661) war aller ein Sinn, einzig zu Gunsten der Krone; und wenn nicht damals Clarendon selbst den hingebenden Eifer des Parlaments gemäßigt hätte, so wären gewiß manche Dinge beliebt worden, gegen die bald wieder, und vielleicht mit einem neuen, großen Kampf, die furchtbarste Reue erwacht wäre. Der König selbst zwar hat seinem großen Minister wenig Dank dafür gewußt, denn Karl II. sah wohl, daß dieser allein ihn gehindert habe, zu einer absoluten Gewalt zu gelangen, aber der Erfolg hat gezeigt, wie gut sich Clarendon auf politische und psychologische Berechnungen verstanden habe, und daß es weit weiser war, jetzt

gleich nach solchen vorläufigen Berechnungen sich zu richten, als der Gefahr eines neuen großen Sturms entgegen zu gehen. Schon 1666 fing eine ziemliche Opposition an im Parlament, und schon 1673 war die Opposition zu einem Corps geworden, das der Hofpartie weit überlegen war, weil die Hauptpersonen desselben Mäßigung und Muth und planmäßige Bedachtheit auf eine seltene Weise vereinigten. Auch gingen Manche zu ihr über, weil sie wohl sahen, daß Karl II. kein Mann sey, unter dessen Fahne sich fechten lasse. Er blieb seiner Sache selbst nicht treu, und seine Partie schien oft weit weniger auf ihn rechnen zu können, als er auf sie rechnen durfte. Ueberdieß war das Verfahren seiner Minister in Schottland kaum zu entschuldigen, und wenn man vielleicht damit sich trösten wollte, daß der König selbst, so ein guter, milder Herr, als er sey, ihr dortiges willkürliches Zugreifen nicht billigen werde, so ward man oft ganz unerwartet durch eigene Erklärungen desselben in dieser Täuschung gestört. I perceive, sagte er einmal, that Lauderdale has been guilty of many bad things against the people of Scotland, but I cannot find, that he has acted any thing contrary to my interest. Natürlich wirkten diese schottischen Geschichten wieder auf England zurück, und alle Verordnungen, die gegen Clubbs, Kaffeehäuser und Pamphlets ergingen, konnten eine sympathetische Theilnehmung des Publikums nicht hemmen, die mit jedem Jahre und mit jeder neuen wichtigen Geschichte, die bekannt wurde, immer gerechter und thätiger zu werden schien. Das Ministerium des Königs war selbst nicht einmal einig unter einander; einige der angesehensten Herren des Reichs fanden ihr Interesse dabei, die Erwartungen und Prätensionen der Oppositionspartie zu fördern, und am französischen Einfluß fehlte es ohnedieß nicht. So entstand also eine große Partie im Parlament und im Publikum, die, be-

lebt vom Eifer gegen einzelne Unternehmungen der Regierung, bis zu einer Theorie fortschritt, wie man allen Unternehmungen dieser Art künftighin zuvorkommen könne. Man kann sich dabei leicht vorstellen, in welcher grausamen Lage diejenigen sich befanden, bei welchen das Andenken der sturmvollen zwei Jahrzehende von 1640 bis 1660 so lebhaft und wirksam war, daß sie jeden Versuch, die Kronprärogativen einzuschränken oder besser zu fixiren, als einen Anfang dessen ansahen, was auch ehedem unschuldig und scheinbar gut angefangen hatte, aber sobald ein Anfang da war, schnell bis zu den kühnsten Neuerungen und bis zum höchsten Greuel gestiegen. So sehr auch das königliche Ansehen kraft gewisser persönlichen Verhältnisse des Königs und seiner Minister sinken mochte, so viel mehr hielten diese es für ihre Pflicht, die Royalisten-Theorie in ihrer ganzen Strenge zu behaupten und auszubilden. Ob der Hof, ob der König selbst mit ihnen zufrieden sey, war ihnen oft gleichgültig, denn sie waren Royalisten nicht um des Hofs willen, sondern um der Nation willen. Wenn nun die Parteien in einem Staat nach solchen Veranlassungen entstanden sind, und bis zu einer gewissen Festigkeit sich gebildet haben, so ist alles Ausgleichenwollen unmöglich, denn die Verschiedenheit der Grundsätze beruht auf einer gewissen letzten Intuition, über die sich nicht disputiren läßt, und die bei diesem und jenem oft Wirkung von Temperament, oder von Erziehung und hundert andern zufälligen Umständen ist. Die Torys lebten gleichsam in der steten Anschauung jener schrecklichen zwei Jahrzehende, und der tiefste Eindruck von Furcht, daß Zeiten dieser Art wieder möglich werden könnten, gab ihren staatsrechtlichen Ideen einen Umriß, dem man in allen seinen Grenzbestimmungen ansah, wie jede Annäherung zu solchen Katastrophen; als die jener zwei Jahrzehende waren, unmöglich gemacht werden

solle. Bei den Whigs schien das Gegenwärtige mehr zu wirken, als das Vergangene. Sie getrauten sich's, die Kronprärogativen, die sie oft zum Nachtheil der Nation angewandt sahen, mehr einzuschränken, ohne daß doch die Gefahr eines Recidivs in Cromwell'sche Zeiten entstehe, und diese Einschränkung schien ihnen durchaus nothwendig, weil sie selbst in Karln II. die Erfahrung gemacht zu haben meinten, wie wenig man darauf zählen könne, daß Prärogativen dieses Umfangs nicht mißbraucht würden. Unter beiden Partien waren edle, einsichtsvolle, rechtschaffene Männer, und man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß der Patriotismus der Whigs oder ihre Liebe zur Landes-Constitution größer gewesen sey, als die der Torys. Unter beiden waren aber auch unruhige, ehrgeizige, wilde Köpfe, denn es scheint mit den politischen Meinungen fast eben so zu seyn, wie mit den theologischen, daß der moralische und intellektuelle Charakter des Kopfs, in dem sie liegen, sie schädlich oder unschädlich, böse oder gut macht. Alle die herrlichen Gesetze aber, wodurch Englands Verfassung während dieser Zeit endlich zur vollendeten Form und Ausbildung gediehen, waren ein Resultat, das sich aus den steten wechselsweisen Untersuchungen und Reibungen dieser Partien ergab. Die Whigs schienen gleichsam den Torys ein Experiment nach dem andern vorzumachen, wie man hier die Prärogative fixiren, und dort mehr einschränken könne, ohne daß irgend eines der befürchteten Uebel daraus entspringe; und die Torys, sobald sie sahen, wie ungegründet ihre Furcht gewesen sey, gaben zwar den einzelnen Punkt auf, gegen den sie sich lange gewehrt hatten, aber ihren Grund-Ideen blieben sie dennoch fort und fort treu. Unstreitig war das größte Experiment dieser Art die Revolution, durch die Wilhelm III. den Thron bestieg, und daß es auch noch nach dieser großen Begebenheit

eifrige, redlich gesinnte Torys gab, ist ein deutlicher Beweis, durch welche Inconsequenzen hindurch der Mensch ein einmal angenommenes System zu behaupten vermag, und wie sich zuletzt politische Meinungen fast bis zur Unkenntlichkeit modificiren und verändern, wenn sie unter allen Gegenstürmen der Experimente und Faktums doch noch von redlichen Männern fort und fort behauptet werden wollen. Der Verfasser dieses Werks ist zwar diesen Modifikationen und endlich eintretenden Totalveränderungen nicht so genau nachgegangen, wie es der Zweck desselben, eine Geschichte der Partien zu geben, erfordert hätte, aber doch verliert er nie ganz auch diesen Gesichtspunkt; und die Nothwendigkeit, in der er zu seyn glaubte, die ganze Staatsgeschichte dieser Periode mitzunehmen, hat mehr nur die leichtere Uebersicht verdunkelt, als daß es der gründlichen und scharfsinnigen Ausführung nachtheilig war. Auch ist eben diese ganze Staatsgeschichte dieser Periode hier so bearbeitet, daß man sie mit Recht zu den vorzüglichsten historischen Werken der Engländer rechnen kann. Sie hat als Arbeit eines Geschichtschreibers große Vorzüge vor Macpherson und Dalrymple. Sie ist mit Gleichmüthigkeit, Unparteilichkeit, gelehrter Vollständigkeit und großer Richtigkeit des psychologischen Raisonnements geschrieben, und weil das, was Macpherson und Dalrymple an's Licht befördert haben, hier nur benutzt worden, so ist dieß Werk unstreitig jetzt die beste Geschichte dieser Periode.

---

20. Friedr. Schiller, Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Erster Theil, enthaltend die Geschichte der Rebellion bis zur Utrechtischen Verbindung. Leipz. 8. *)

Wer irgend Anlagen zu erkennen weiß, wird Herrn Schiller, auch wieder nach diesem historischen Werke zu urtheilen, gar nicht streitig machen, daß er einst noch einer unserer vortrefflichsten deutschen Geschichtschreiber werden kann. Unermüdete Forschung und herrliches Talent der Darstellung sind schon gegenwärtig überall so kennbar, daß kein Wunsch übrig zu bleiben scheint, als immer mehrere Aufmerksamkeit des Mannes voll Scharfsinn und voll Gefühls, daß seine Darstellung gerade auch historische Darstellung werde. Nicht in dem Sinne, als ob hier in den Factis und in den Charakteren, wie er sie gibt, irgend etwas Unrichtiges, Romanhaftes wäre, sondern der Ton, der der Geschichte so eigenthümlich ist und so eigenthümlich bleiben muß, als ihre Natur, scheint noch öfters verfehlt geworden zu seyn. Wir möchten fast einem so vortrefflichen Schriftsteller, als Herr Schiller ist, gerade den entgegengesetzten Rath geben, als den meisten der übrigen deutschen Historiker — schneller zu schreiben, als er wahrscheinlich wirklich thut. Er verweilt wahrscheinlich so lange für sich selbst in der Intuition der Begebenheiten und der Charaktere, daß sich unvermeidlich Alles mehr hebt, als es sich heben sollte, und daß er alsdann oft mehr deutet, als erzählt, gerade wie der, der aus einer ihm ganz bekannten Sphäre herausspricht. Herrn Schillers psychologischer Blick ist so sicher, seine philosophische und

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1789. Stück 7.

historische Kenntnisse von Verfassung der Staaten sind so geläutert, daß wir ihm getrost rathen dürfen, seinem ersten schnellen Blick zu trauen; und ein Mann seiner Geistesbedürfnisse wird denn doch nie die Feder eher ergreifen, bis er, wie bei dem gegenwärtigen Werke, den ganzen Vorrath historischer Materialien beisammen hat. Nach vielen einzelnen Stellen dieses Werks zu urtheilen, müßte Hr. Schiller ein unübertreffbarer Erzähler werden; ein Gegenbild der unglücklichen Art zu erzählen, womit mancher deutsche Historiker und Schriftsteller sich so fruchtbar macht.

Die Geschichte dieses ersten Theils geht noch nicht, wie der Titel sagt, bis zur Utrechter Union, sondern schließt sich mit der Abreise der Oberstatthalterin; der verabscheuungswürdige Alba ist schon angekommen, und auch seine Schrecken haben sich schon zum Theil verkündigt. Die bis S. 147 gehende Einleitung ist ein Meisterstück historisch-pragmatischer Divination. Wie viel darin steckt, kann bloß der wissen, der mehrere Quellen dieser Zeiten gelesen hat. Dem Unkundigen wird Manches nur selbst hervorgebrachte Darstellung scheinen. Einen einzigen Hauptzug in Philipps II. Charakter scheint Hr. Schiller vergessen zu haben: einen Zug, über den uns die Mémoires von Granvelle so viele authentische Versicherung geben, und der in diesen ganzen Charakter viel Zusammenhang und Harmonie bringt. Philipp war ein Mann von höchst mittelmäßigen Fähigkeiten und außerordentlichem Stolze. Das Gefühl seiner mittelmäßigen Fähigkeiten konnte er bei allem seinem Stolze nie ganz bei sich selbst unterdrücken, er fürchtete auch beständig, Andere möchten diese Entdeckung machen. Hierin die Ursache mancher seiner räthselhaften Handlungen.

---

21. Johannes Müller, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Erster Thl. Bern. 8. *)

Unter den vielen deutschen Provinzialgeschichten, welche wir seit einiger Zeit erhalten haben, ist keine so ganz im Geist des Landmanns und des Bürgers geschrieben, als diese Geschichte der Schweizer, deren ersten Theil wir vor uns haben. Es sey uns nämlich erlaubt, eine schweizerische Geschichte als eine deutsche Provinzialgeschichte zu betrachten, weil wir doch so lang zusammen Glieder eines Reichs waren. Die kritische Bearbeitung der Geschichte setzt Herr Müller ganz voraus, und er glaubte mit gutem Grund, unter dem schon kritisch-gesonderten Vorrath so viel zusammenpassende Fragmente zu finden, daß sich eine Geschichte schreiben lasse. Man sieht auch an der ganzen Art, wie der Verfasser manchmal streitige Punkte vorübereilend berührt, daß er die beiderseitigen Gründe sehr wohl kannte, und dieselben nur um seines Hauptzwecks willen überging. Bisweilen war das rasche Forteilen des Verfassers der historischen Genauigkeit nicht ganz vortheilhaft, das aber doch nicht sowohl in der schweizerischen Geschichte selbst geschah, als vielmehr bei Meldung einiger fremden Geschichten, welche auf die schweizerische Einfluß hatten. Der historische Plan des Ganzen ist mit vieler Kunst und Einsicht angelegt, und wir bedauern sehr, daß uns die Kürze dieser Blätter nicht erlaubt, denselben auch nur summarisch auszuziehen. Eben der feine Beobachtungsgeist, der manchmal in einzelnen Beobachtungen über gewisse Begebenheiten sich recht treffend auszudrücken wußte, übersah auch das Ganze, und merkte sich die Fugen sehr glücklich, wie so viele dem ersten Anschein nach gar nicht

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1781. Stück 4.

zusammenhängende Theile dieser Geschichte in die schönste Harmonie gebracht werden könnten. Die Geschichte der verschiedenen Kantone hat ganz verschiedene Entwicklungspunkte, so wie auch der Zustand ganz verschieden war, aus welchem sie anfingen, sich zu entwickeln, und zu welchem sie endlich als zu ihrer Reife gelangten. Diese wichtige Mannichfaltigkeit hat der Verfasser nicht übersehen, und ein feines politisches Raisonnement über diese verschiedenen Verfassungen schimmert oft gleichsam nur durch einzelne Beiwörter oder kurze Parenthesen hindurch, welche selbst durch den Platz, der ihnen gegeben wurde, nicht wenig gewonnen zu haben scheinen. So viel Vergnügen diese Geschichte jedem Leser, von solchen Seiten betrachtet, machen wird, so unangenehm war es dem Recensenten, durch die Schreibart, welche der Verfasser gewählt hat, den Weg des Lesers manchmal fast recht absichtlich rauh gemacht zu sehen. Wir fürchten nicht, dem Verfasser Unrecht zu thun, wenn wir vermuthen, daß er sich mit vieler Mühe in Sallustius Form hineinzuschmiegen gesucht, und sich wohl manchmal herzlich gefreut habe, wenn ihm bei Revidirung seiner Bogen eine Wendung einfiel, wodurch wieder ein paar Sylben oder Worte erspart wurden. Oft wird durch die glücklichgewählten Archaismen eine alte, längst bekannte Erzählung oder eine sonst fast abgenutzte Bemerkung recht angenehm neu; auch gewinnt durch dieselbe bei einzelnen Begebenheiten die historische Darstellung, aber in manchen Fällen wird man beinahe verleitet, sich die Stelle erst lateinisch zu übersetzen, um dieselbe besser zu verstehen, und oft scheint es, der Verfasser habe Feder, Dinte und Papier gespart, oder, was doch nicht ist, das Manuscript in seiner ersten Excerptengestalt dem Druck überlassen. Nirgends wird dieses jedem Leser mehr auffallen, als bei dem voranstehenden Zeugenverzeichniß. S. 34 heißt es: 1274, König für Zürich, das non evocando.

Niemand ist wohl in der Geschichte so fremd, daß er sich diese Ellipsen nicht ergänzen könnte: aber wenn es dann so ein großer Zeit- und Kräften-Verlust ist, durch Beisetzung einiger Worte allen möglichen Mißverstand zu heben; warum hat der Verfasser nicht lieber auch für und das hinwegge-lassen? Es macht dabei manchmal einen unangenehmen Gegensatz, wenn der Leser durch neuere Ausdrücke (S. 51 Kaiser Rudolphs Garde; von eben demselben Audienz; S. 85 Staatsminister; S. 403 Resourcen) plötzlich der Täuschung wieder entrissen wird, in welche ihn der ganze archaische Ton dieser Geschichte hineingeführt hatte. Ueber die Zulässigkeit und Unzulässigkeit solcher Stellen, als eine S. 26 über Wasers Todesurtheil steht, mögen wir nicht richten, weil wir vielleicht eben so sehr zu entfernt stehen, als der Hr. Verfasser zu nahe stand; in beiden Fällen wird der rechte Gesichtspunkt selten getroffen. Um unsern Lesern nicht ganz bloß unser Urtheil gesagt zu haben, sondern die eigene Bestätigung oder Verwerfung desselben desto mehr zu befördern, nehmen wir die nächsten besten paar Kapitel des Werks, und geben, so viel es sich thun läßt, einen kleinen Auszug, durch den freilich die wahren Vorzüge des Hrn. Verfassers nie werden sichtbar gemacht werden können, weil man nichts weniger, als den Werth einer Geschichte aus einem Summarium beurtheilen kann. Das vierte Kapitel. Anfang der Größe der Häuser Habsburg. Ob sie von dem Herzog Ethiko oder aus dem Hause Thierstein abstammen, daran liegt wenig (der Genealogie aus dem Hause Thierstein hätte wohl gar nicht mehr gedacht werden sollen, da jetzt gewiß ist, daß die Stelle der actorum Murensium, auf welche man sich hiebei beziehen muß, nur durch einen Schreibfehler diese genealogische Hypothese veranlaßte). Wie die Grafen von Habsburg zum ersten Male beträchtlich in der Geschichte erscheinen, besaßen sie

die Landgrafschaft im obern Elsaß, Güter im Breisgau und Aargau, durch Heirathsglück endlich auch im Thurgau. Freie Leute, im Land Freiämter, sind von ihnen noch vor Stiftung des Klosters Muri hart beherrscht worden, daß sie ihr Vaterland räumen mußten, sie kamen zwar wieder in Begleitung zweier Nonnen, aber sie mußten abstehen. Muri's Stiftung und des Stammschlosses Habsburg Erbauung. Die Grafen regierten in diesem Zeitalter nur über Stämme soldatischer Bauern, weil aber durch die Vermehrung des Gütterertrags ihre eigenen Einkünfte fast unmittelbar vermehrt wurden, so regierten sie gut, aber reich und mächtig konnten sie doch von ihren Gütern nicht werden, weil der Einnahmen bei damaliger Freiheit des Volks nicht viele waren; Gastiren, Turnieren und Anderes, was zur Ritterehre gehörte, forderte großen Aufwand. Vor 1240 mag Habsburg nicht viel außer Schwaben gekannt gewesen seyn, wie allgemein genannt war es nicht innerhalb fünfzig Jahren! Rudolphs Kriege mit seinen Vettern zu Lauffenburg und auf Kyburg. Seine Absicht, wie er den Schirm der Städte und Länder gegen den Adel übernahm. Die Anekdote von Ueberraschung des Abts zu St. Gallen und Einiges vom persönlichen Charakter Rudolphs. Von den Besitzungen der Habsburger sowohl in der Schweiz, als auch in Schwaben, und historisch von der Art, wie sie zu Manchem gekommen; auch Einiges von den verschiedenen Linien dieses Hauses. Wir sind schon bei dem ersten Kapitel, das wir uns zum Ausziehen nahmen, überdrüssig geworden, weil wir sahen, wie viel von dem Eigenthümlichen des Verfassers durch ein solches Skelet verloren geht. Unter die Stellen, welche uns unverständlich waren, gehört auch S. 57: „das Herzogthum über Schwaben — war im Hause Habsburg." Sollte der Herr Verfasser neue Gründe für diese längst widerlegte Meinung gefunden haben? S. 338 ist ein Graf Ekbert genannt, der

in diesem Haus nie existirt hat. Es ist wohl nur Verwechselung mit Eberhard. Um gegen einen Schriftsteller, der nach Ablegung einiger Sonderbarkeiten einer unserer feinern Historiker werden kann, nicht ungerechtstrenge zu seyn, übergehen wir mehrere Stellen solcher Art, in welchen Herrn Müller seine wachsame Genauigkeit verlassen zu haben scheint; vielleicht hat er selbst schon, zum Vortheil des erwarteten französischen Uebersetzers, manche derselben bei eigener Revidirung seines Werks bemerkt. Der Herr Verfasser ist auch selbst Schuld, wenn ihm etwa von Lesern und Recensenten seines Werks bei der historischen Kritik mancher Stellen Unrecht geschehen sollte. Bei keinem einzigen Faktum ist ein Zeuge angeführt; wir haben nun zwar das ganze Buch in der zuversichtsvollen Hoffnung gelesen, daß der Verfasser, der sich mehrere Jahre hindurch die schweizerische Geschichte zum Hauptgeschäft machte, das Detail derselben nothwendig genauer verstehen müsse, als seine Recensenten, welche auch bei genauer Kenntniß derselben doch nie eigenen Fleiß mehrerer Jahre darauf verwendet haben. Aber dieser Glaube fängt manchmal an, schwach zu werden, und verliert seine Wirksamkeit, wenn man drei-, viermal auf Stellen stößt, wo Tschudy oder ein anderer allzuneuer Chronist der einzige Gewährmann der Erzählung gewesen zu seyn scheint. Es scheint uns seltsam, wenn unsere neueren Historiker nicht citiren wollen, weil Sallustius und Tacitus nicht citirt haben; als ob nicht Zeiten, historische Bedürfnisse und gerechte Erwartungen des achtzehnten Jahrhunderts ganz verschieden wären von jenen des ersten Jahrhunderts.

Zweiter Theil. *)

Wir sind die Nachricht von Herrn Hofrath **Müllers** **Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft**,

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1786. Stück 169.

die als ein Theil der sogenannten allgemeinen Weltgeschichte von Guthrie und Gray in zwei Oktavbänden erschienen ist, länger schuldig geblieben, als man dem Publikum frohe Nachrichten schuldig bleiben sollte, wäre es auch nur, um durch eine solche schnelle frohe Nachricht den Kennern unserer historischen Literatur neuen Muth zu geben. Der erste Band dieses vortrefflichen, wenn vielleicht schon nicht klassischen, doch gewiß höchst originellen Werkes begreift die Zeiten bis 1308; eine meisterhafte Anrede an die Eidgenossen macht den Anfang. Der zweite Theil eröffnet sich mit dem Neujahrstage 1308, und schließt mit dem fünfzigjährigen Frieden von 1412. Die Hauptabschnitte desselben sind: Ewige Eidgenossenschaft der vier Waldstätte; Veränderung der innern Verfassung der Stadt Zürich; von der entscheidenden Gefahr des gemeinen Wesens der Berner; vom Ursprung des ewigen Bundes der acht alten Orte; Beschreibung der Geschichten und Sitten der schweizerischen Eidgenossenschaft in den Zeiten des Thorbergischen Friedens; Krieg bei Sempach und Näfels; wie schweizerische Freiheit und Eidgenossenschaft in dem ganzen Lande Helvetien und in dem Lande Rhätien die Oberhand bekam. So abwechselnd und ganz verschieden die Zeiten sind, welche seit Cäsars Kriege bis auf den fünfzigjährigen Frieden Herzog Friedrichs (1412) zu beschreiben waren, so verschieden also auch die Kenntnisse seyn mußten, welche zu Beschreibung dieser verschiedenen Zeiten erfordert werden, so selten sich sonst feiner historisch-psychologischer Sinn mit dem Scharfsinne vereinigt, der Staatsverfassungen in ihrem ersten Ursprunge glücklich auffindet und durch alle Abwechslungen hindurch glücklich verfolgt: so ganz überall gleich bleibt sich hier der Verfasser,

man sieht weder Armuth, noch Reichthum, weil überall gleicher Reichthum herrscht, und selbst in manchen Kapiteln, deren Inhalt ein nicht unkundiger Leser vorläufig schon zu wissen, die er also ruhig überschlagen zu dürfen glaubt, wird schwerlich auch der kundigste Leser seine angewandte Zeit unbelohnt finden. So weit unser herzlichster Dank, und wie wir gewiß beifügen dürfen, im Namen des ganzen deutschen gelehrten Publikums. Wir verhehlen aber dabei gar nicht, und im Zutrauen auf Hrn. Müllers Unparteilichkeit und auf die ungestörte Empfindung eines jeden Lesers führen wir nicht einmal beweisende Beispiele an, — daß die Schreibart des ganzen Werks, so viele einzelne treffliche Stellen auch in demselben sind, höchst fehlerhaft sey, und daß uns dieser Fehler auf die feinere historische Wahrheit einen größern Einfluß zu haben schien, als vielleicht der Herr Verfasser selbst glauben kann. Wir sind weit entfernt, zu vermuthen, daß Herr Müller den Tacitus nachahmen wollte, und wir sehen es als eine Beleidigung für den Geschichtschreiber Helvetiens an, wenn man argwohnt, daß er bei Beschreibung der Geschichte eines freien, edlen, großen Volkes den argwöhnisch-deutenden römischen Historiker habe nachahmen wollen, der selbst in seinem Styl ein Merkmal seiner Zeiten gab, aber Herr Müller hat in seiner eigenen ursprünglichen Anlage zum Geschichtschreiber einen Fehler, dem er entgegenarbeiten muß, der, so sehr er auch Tacitus Nachahmung scheinen mag, wahrscheinlich einheimischer Fehler ist. Irren wir nicht, so ist vielleicht auch ein Theil der Urquelle dieses Fehlers in der ganzen Art zu suchen, wie der Verfasser bei Komposition seines vortrefflichen Werks verfuhr. Er hat nicht in einem großen Zuge daran gearbeitet, das Bild des Ganzen stand nicht unaufhörlich vor seiner Seele da, während daß er einzelne kleinere oder größere Theile ausarbeitete; sondern indeß

er mit ganzem Fleiße bald dieses, bald ein anderes Fragment niederschrieb, so suchte er am Ende diese einzelnen Bruchstücke zu einem schönen großen Ganzen, und oft wirklich recht glücklich, zusammen zu passen. Daher aber jene ungleiche und oft unhistorische Vertheilung von Wichtigkeit der Gegenstände; manche Begebenheit, die es nicht verdiente, wird durch viele eingestreute, an sich feine Bemerkungen und durch den gewählten Ausdruck zu sehr emporgehoben; die Schreibart wechselt nicht, wie die Gegenstände wechseln, manche Bemerkungen schwirren bloß vorüber, bei welchen der Herr Verfasser, als bei dirigirenden Ideen seines ganzen Werks, hätte verweilen sollen, und in die Erzählung einzelner Geschichten werden oft Umstände hineingepreßt, deren Kenntniß zwar immer ein Beweis der Quellenforschung des Verfassers ist, deren Anzeige aber gerade an diesem Orte oft ein bei der Ausarbeitung begangener Fehler des historischen Geschmackes zu seyn scheint. Doch wir verweilen zu lange bei der fehlerhaften Seite eines Werks, das immer eines der vorzüglichsten, originellsten und selbst auch gelehrtesten historischen Produkte unsers Zeitalters bleiben wird.

---

22. M. Méhée, Histoire de la prétendue révolution de Pologne, avec un examen de sa nouvelle constitution. Paris 1792. 8. *)

Der Verfasser scheint nicht von der russischen Partie zu seyn, auch nicht in solchen individuellen Verhältnissen zu stehen, die ihm vielleicht gegen die neue Konstitution ein

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1792. Stück 140.

Privat-Interesse geben könnten; und doch kann man von der polnischen Revolution und Konstitution nicht leicht nachtheiligere Dinge sagen, als er thut. Was an dem Raisonnement über die Konstitution abzurechnen seyn möchte, sieht man zwar leicht, weil man hier die Urkunde selbst vor sich hat, und die französischen Demokraten, zu denen der Verfasser gehört, selten viel Kunst brauchen, ihre sogenannten ewigen Wahrheiten, nach denen Alles gerichtet werden soll, zu verstecken. Aber wo es auf Fakta und gewisse historische Data ankommt, von denen doch oft theils die Schätzung der Revolution selbst, theils die Beurtheilung der Brauchbarkeit der neuen Konstitution abhängt, geräth man nicht selten in die Verlegenheit, bald alles hier Erzählte bezweifeln, bald Alles glauben zu wollen. Außer den gewöhnlichen Zeitungsnachrichten wußte man bisher fast nichts Authentisches von dem eigentlichen Hergange der Dinge, und es wäre doch möglich, daß die Partie, die zu Warschau die Revolution gemacht hat, eben so treufleißig für Zeitungslob gesorgt hätte, als 1789 die antiroyalistische Partie in Frankreich that. Wir wissen aber jetzt die Heldenthaten bei der sogenannten Eroberung der Bastille ziemlich sicher, und haben auch andere der dortigen Begebenheiten, wobei wir anfangs recht gutmüthig den Adel der menschlichen Natur bewunderten, genauer kennen gelernt; sollte es nun bei weiterer historischen Aufklärung auch in Ansehung der polnischen Revolution zu einem recht traurigen nil admirari kommen, so möchte man am Ende fast allen historischen Aufklärungen abgeneigt werden. Hier folgt in einem kurzen Auszuge das Wichtigste von dem, was Herr Méhée sagt.

Wie die russische Monarchin ihre bekannte Reise nach Cherson machte, und sowohl mit Joseph II., als mit König Stanislaus August die berühmten Unterredungen hatte, so

bot letzterer eine Allianz an gegen die Pforte, und Katharina, die freilich ihr Polen ganz gut kennt, also wohl wußte, wie wenig dieser Alliirte werth sey, nahm doch das Anerbieten an, weil ein guter Politiker Alles, was nicht schadet, mitnimmt. Sobald also der König nach Warschau zurückkam, suchte er die Gemüther dazu vorzubereiten, und so nachtheilig ein solcher Krieg gegen die Türken offenbar seyn mußte, so unredlich es schien, einen Nachbar anzugreifen, der der einzige Nachbar war, über den man gar nicht Ursache zu klagen hatte, so entschlossen war doch Stanislaus, diesen Krieg anzufangen. Allein eine stattliche preußische Deklaration kam im Oktober 1788 dazwischen. Friedrich Wilhelm II. erklärte, daß er das ganze Allianz-Projekt mit Rußland als eine gegen sich gerichtete Allianz ansehen müsse, und der polnische Reichstag begriff wohl, daß sie mit dem schönen neuen Projekt zwischen zwei Feuer hineingerathen könnten, und daß es also doch wohl einer ernstlichen Ueberlegung werth seyn möchte, ob man den Karlowizer Frieden, den die Türken so heilig gehalten, christlich-polnischer Seits willkürlich brechen solle. Nun hatten aber die Russen in hochmüthiger Sicherheit und aus wahrer Verachtung der Polen — versäumt, einigen der Schreier Geld zu geben; diese verkauften sich demnach an Preußen, und ehe man sich's versah, hatte sich eine starke preußische Partie gebildet. Wer da weiß, wie die russischen Ambassadeurs Repnin und Stakelberg oft selbst den König behandelt, begreift leicht, wie schnell, sobald nur einmal Geld und Signale gegeben wurden, diese neue Partie, als russische Gegenpartie, wachsen mußte. Nur eine Probe von Stakelbergs Betragen; und Stakelberg war noch milder oder feiner als Repnin. Einst kam der König zu ihm, gerade wie er eine Partie Pharao spielte. Stakelberg stand nicht auf, sondern nickte dem König bloß mit dem Kopf zu,

wies nach dem Lehnstuhl hin, und sagte: „Sire, je vous prie de vous asseoir!“ — das Spiel ging ununterbrochen fort. Mit einem Male wollten sich nun also die Polen, unter preußischem Schutze, von der harten russischen Vormundschaft los machen, und je weniger der Krieg der Kaiserhöfe gegen die Pforte ganz erwünscht ging, je sicherer glaubte man die von Rußland garantirte Konstitution umstoßen zu können. Der neue Protektor wollte zwar viel zu frühe nach Danzig und Thorn greifen, um seinen neuen Kredit recht befestigen zu können, allein obschon diese Partie wieder dadurch verlor, so war doch einmal der Stoß zu Reformations-Projekten gegeben, und die Gährung, die nun einmal da war, schien vielleicht vom König, vielleicht von einigen großen Familien leicht benutzt werden zu können. Mächtige Bewegungen entstanden, wie Alles verbessert werden solle, und der Konföderations-Reichstag beschäftigte sich schon vom September 1788 an bis zum Mai 1791, also dritthalb Jahre lang, mit der Verbesserung der Armee, der Finanzen und der Justiz, ohne daß irgend etwas in diesen drei wichtigen Punkten 1791 gebessert gewesen wäre. Es ist ein verdorbenes Volk, mit dem ganz anders angefangen werden muß! Unterdeß aber verbreitete sich die Sensation, welche die große französische Regeneration durch ganz Europa gemacht hatte, auch nach Polen, und so sehr der größte Theil der großen polnischen Herren dagegen war, obschon auch der König selbst einst im bitteren Unwillen vor dem ganzen versammelten Reichstage die Franzosen Menschenfresser schalt, so erschien doch als Wirkung jener Sensation ein merkwürdiges Memoire des polnischen Bürgerstandes, das dem Reichstag übergeben wurde, und eine eben so bescheidene, als nachdrückliche Bitte um Wiederherstellung und Ertheilung der wichtigsten staatsbürgerlichen Rechte enthielt. Es war nicht

rathsam, die Bitte geradezu zu verweigern, und eben so wenig schien es den Herren verträglich zu seyn, sie zu erfüllen. Man that also dem Bürgerstande sehr schön, vielleicht auch weil man schon die Idee hatte, ihn zur Ausführung der vorhandenen Projekte zu brauchen. Man verwilligte ihm von Allem, was er gesucht hatte, ein wenig, fand aber das herrliche Mittel, weil Alles recht freundlich und schmeichelnd verwilligt wurde, ihn traulich glauben zu machen, daß mehr noch, als was er gebeten, verwilligt worden sey. Man erkannte alle königlichen Städte für frei. Dieß schien sehr viel. Allein alle fremden Kaufleute, die ungefähr zwei Drittheile des polnischen Bürgerstandes ausmachen, waren ohnedieß schon vorher frei. Die polnischen Juden, die Bürger von Warschau, von Krakau und andern Städten waren ohnedieß schon frei; die neue, hochgerühmte Freiheit kam also nur einigen hie und da in königlichen Städten zerstreuten Individuen zu statten; hingegen alle Bürger in den Städten, die den polnischen Herren gehörten, blieben in ihrem alten, unfreien, sklavischen Zustande. Man setzte es hoch an, daß einigen der Vornehmsten vom Bürgerstande der Adel ertheilt, und zugleich auch den übrigen Hoffnung gegeben worden sey; aber war dieß nicht ein wahres Unglück für den Bürgerstand? Wurden ihm nicht auf diese Weise gerade die Mitglieder entzogen, die durch Reichthum und natürliches Ansehen sein Hauptschutz gegen den Adel waren? Wurde nicht am Ende die ganze, dem Bürgerstande erwiesene neue Gnade eine bloße Finanzoperation, denn der Bürger, dem die neue Gnade widerfuhr, mußte statlich genug bezahlen! Was vollends davon zu halten, daß die vornehmsten vom Adel als Bürger sich aufnehmen ließen, ergibt sich ohnedieß von selbst auch auf den ersten Blick. Doch der Bürgerstand in Polen erhielt ja auch kraft des neuen Gesetzes das Recht, Repräsentanten

zum Reichstage zu schicken? Unstreitig das wichtigste Recht, was er erhielt; aber wie kärglich zugeschnitten! Der ganze polnische Bürgerstand soll bloß 24 Repräsentanten haben, und diesen wenigen Repräsentanten ist bloß erlaubt, die Wünsche, Bitten, Beschwerden ihrer Committenten vorzutragen, aber von den Berathschlagungen und Diskussionen selbst sind sie völlig ausgeschlossen, sie sollen hiebei gar keinen aktiven Antheil haben. So wenig also des neuen wahren Vortheils war, den der Bürgerstand erhielt, so gut ließ sich doch die ganze Agitation dieser Sache für die vorhabende Revolution nutzen; nur schien das Schwerste zu seyn, den König und die antirussische Partie in eine rechte Koalition zu bringen. Denn so wenig überhaupt der König irgend etwas, was er ist, recht entschieden und von ganzer Seele ist, so vielfach waren doch die alten und neuen Bande, die ihn mit Rußland verknüpften, und es schien fast unmöglich, ihn mit dem Manne, der nach Kopf und Kenntnissen einer der ersten der antirussischen Partie war, mit dem Marschall von Litthauen, dem Grafen Potocki, zusammenzubringen, da dieser besonders seit dem skandalösen Prozeß zwischen dem ersten königlichen Kammerdiener Rix und dem Prinzen Adam Czartorinski, wegen vorgehabten Meuchelmords, ein geschworner Todfeind des Königs war. Doch der gereizte königliche Ehrgeiz überwand auch diese Schwierigkeit; man hatte dem König einen zu großen Gewinn gezeigt, den er bei der Revolution erhalten sollte. Zwei mächtige Häuser fanden also das Mittel, Polen sich unterwürfig zu machen, und der König, unter dessen Namen Alles geschah, wandte selbst seinen ganzen Kredit an, die alten Anhänger von Rußland für die neue Partie zu gewinnen. Zum Erstaunen ist, daß der ganze von Potocki entworfene Plan fast vier Monate lang ein Geheimniß von 300 Personen bleiben konnte. Die Gesandten zu Warschau

sahen wohl viel Bewegung, sie wußten aber bis den Tag, da es ausbrach, gar nicht, was es werden solle. Man sah wohl, wie durch Mittel aller Art eine immer stärkere Sensation gegen Rußland hervorgebracht werde, aber ob diese Sensation zu einem bestimmten Zweck genutzt werden solle, und zu welchem Zweck es seyn solle, blieb ein undurchdringliches Geheimniß. Viele der traurigen Opfer der ehemals von den Russen verübten Barbarei in Polen ließ man nach Warschau kommen; die Straßen waren voll verstümmelter Menschen, deren bloßer Anblick mehr gegen die Russen sprach, als der größte Theil der vielen Schriften, die damals gegen sie erschienen. Auch Peyssonnel's meisterhafte Schrift erschien: Du péril de la balance politique en Europe, die in großer Menge in allen polnischen Provinzen verbreitet wurde, und es ward — fast nur zu kunstvoll, denn die fromme Kunst mußte sich hier verrathen — Alles so eingeleitet, daß gerade am nämlichen Tage von Berlin, von Wien und von Petersburg Depeschen einliefen, eine neue polnische Theilung sey im Werk, Polen solle die Kosten des türkischen Kriegs tragen. Zugleich auch verbreitete sich die Sage, einige Uebelgesinnte hätten das Projekt, die neuen Privilegien des Bürgerstandes wieder aufheben zu machen, aber der König selbst sey entschlossen, in der Sitzung am 3. Mai die Behauptung derselben feierlich zu beschwören. So kam denn also, den großen Akt selbst zu sehen, eine Menge von Bürgern nach dem Reichstagssaal, und morgens früh um elf Uhr, wie die Sitzung eröffnet werden sollte, war der Saal, die Galerien und die Höfe des Schlosses voll Volks, denn man hatte es auch an Geld nicht fehlen lassen, um recht viele herbeizubringen. Was aber nun eigentlich vorgehen solle, wußte noch Niemand, und die Landboten, die nicht vom geheimen Clubb waren, mußten nicht wenig betroffen seyn, wie sie Kanonen

in den Schloßhöfen aufgeführt, und überall Alles ungewöhnlich voll Volks fanden. Wer noch irgend etwas voraus schon gehört hatte, wußte höchstens so viel, daß der Vorschlag geschehen werde, Polen in ein Erbreich zu verwandeln. So war also Alles disponirt, wie die Sitzung eröffnet wurde. Der Reichstagsmarschall eröffnete sie mit einer pathetischen Rede, welche traurige Nachrichten von einer bevorstehenden neuen Theilung bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten eingelaufen seyen. Der Landbote Soltyk von Krakau nahm das Wort, und versicherte in einer noch pathetischeren Rede, daß er auch Privatbriefe dieses Inhalts habe, und bat, daß man dießmal laut vor Allen, ohne, wie sonst gewöhnlich, die Zuschauer abtreten zu lassen, die Briefe vorlesen möchte; es gelte ja der Erhaltung des Vaterlandes. Kaum konnte der Landbote von Kalicz, Suchorzewski, der nicht zum geheimen Clubb gehörte, und jetzt schon sah, wohin Alles hinauslaufen solle, selbst durch Vermitteluṅg des Königs zu einigen Worten kommen. Aber alle seine Vorstellungen waren vergeblich, daß ein geheimes despotisches Projekt im Ausbruche sey, daß man den Bürgerstand zu bereden suche, seine neuen Privilegien sollten ihm wieder genommen werden, und nur die geheime Koalition könne die Bürger dabei schützen. Sobald der künstliche planmäßige Rapport des Departements der auswärtigen Angelegenheiten verlesen war, und nicht nur die vermeinte Theilungsgeschichte, sondern auch andere Nachrichten, welchen Antheil an der Erhaltung der Republik der Churfürst von Sachsen nehme, bekannt gemacht worden, so hielt der Großmarschall von Litthauen, Graf Ignaz Potocki, der eigentliche Urheber der in dieser Sitzung acceptirten Konstitution, eine sehr studirte Rede, wie schnell man diesen gefährlichen auswärtigen Planen zuvorkommen müsse, und bat Seine Majestät, dem Vaterlande zu

rathen. Schade war's für die sonst so taktmäßig gespielte Komödie, daß es dem König in seiner Rede ganz naiv entfiel, er habe schon seit mehreren Monaten — und doch waren jene Nachrichten vor Kurzem erst gekommen — ernstlich darauf gedacht, und er glaube, das einzige Mittel sey, eine neue Regierungsform einzuführen. Das Projekt der neuen Constitution, schon fertig, ward also producirt und verlesen, und der Reichstagsmarschall nahm sogleich das Wort: Diese Constitution sey besser als die englische und nordamerikanische! Er beschwöre den König, sich mit ihnen für die Einführung derselben zu vereinigen. „Sobald man mich," antwortete der König, „von meinem auf die pacta conventa abgelegten Eide freisprechen will, so werde ich froh den Tag segnen, an dem dieses Projekt zum Gesetz wird. Ich hoffe und bitte, daß es der heutige seyn möge. Schon oft habe ich gesagt, und das bleibt auch ewig mein Wahlspruch: der König und die Nation, die Nation und der König sind eins!" Hoch ertönte hierauf das Geschrei Aller, die bisher von der geheimen Coalition gewesen waren, und wie denn aber doch die Gegenstimmen hie und da durchzubrechen drohten, so machte der König dem Ganzen mit der schönen rednerischen Wendung ein Ende: Kommt, laßt uns Gott danken. Der Zug ging nun zum Te Deum, und damit die Tausende von Menschen, die sich im Schloßhofe versammelt hatten, wissen möchten, was vorgegangen, ward ein Fenster geöffnet, und der König versicherte die zusammengelaufenen Bürger, die große Scene gelte ihrem Wohl!

Der Raum leidet nicht, hier zu zeigen, wie wahr und wahrscheinlich es großentheils ist, was Méhée sagt, daß, kraft der neuen Constitution, die Bürger höchst wenig, und die Bauern fast gar nichts gewonnen, daß alle Gewalt bloß in die Hände des Königs und seiner neuen Favoriten gekommen,

daß am Ende noch der Reichstag selbst die großen Schulden werde übernehmen müssen, die der König gemacht habe, um die Stimmen armer Landboten zu erkaufen, daß es doch gewiß recht charakteristisch gewesen, die Polen einen König wählen zu sehen, den sie nicht einmal vorher fragten, ob er auch ihr König werden wolle? Eine Frage, die, wie der Erfolg zeigte, nicht überflüssig gewesen wäre.

---

23. Vom Entstehen und Untergange der polnischen Constitution vom 3. Mai 1791. Thl. I. II. 8. *)

In vielen Stellen dieses Werks ist das Urtheil der Nachwelt so laut anticipirt, und manche Sentenz wird in einem so wilden, unbändigen und ungeziemenden Schmerz ausgedrückt, daß der Recensent lange Zeit Bedenken trug, eine Anzeige desselben zu machen. Unterdeß auch unsere Voreltern haben vor hundert Jahren die Worte nicht gespart oder ängstlich ausgesucht, wenn sie von Ludwigs XIV. Reunionen schrieben, und der Recensent ist es sich zu lebhaft bewußt, wie schwer es ihm werden würde, gemäßigte Ausdrücke zu finden, wenn je das Land, dem er von ganzem Herzen angehört, auch nur ein Etwas von solchen auswärtigen Bedrängnissen, wie Polen, leiden sollte, als daß er nicht einem Schriftsteller viel, viel verzeihen könnte, der von den letzten, fast in aller Geschichte unerhörten, Schicksalen seines Vaterlandes schreibt. Ueberdieß sind die guten, historischen Nachrichten aus Polen so selten, daß man gerne Nachrichten aller Art hört, um sie unter einander vergleichen zu können, und unstreitig findet sich Vieles in dem gegenwärtigen Werk, was einer Vergleichung mit unsern gewöhnlichen Zeitungsartikeln werth ist.

Der Verfasser fängt damit an, daß er das Recht der

---

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1794. Stück 118.

Polen darthut, ungeachtet der russischen Garantie eine neue Constitution sich zu geben, und die eigenen Erklärungen des preußischen Hofes kommen ihm dabei sehr zu statten, denn noch im November 1788 hieß es in einer königlichen preußischen Note, daß keine einzige vorhergegangene und Partikular-Garantie die Verbesserung der Regierungsform hindern könne. An dem Bedürfnisse einer solchen Verbesserung habe aber gewiß Niemand zu zweifeln, der die elende Einrichtung des Conseil permanent, und die politischen Verhältnisse des Bürgerstandes und der Bauern nur einigermaßen kannte. Unstreitig schien auch der Zeitpunkt von 1788 höchst geschickt, denn die damaligen Zwistigkeiten des Petersburger und Berliner Hofs eröffneten der Patriotenpartie Aussichten, wie man sie seit vierundzwanzig Jahren nie gehabt hatte. Es theilte sich damals der russische Anhang in Polen selbst in zwei Faktionen, die einander mächtig entgegen arbeiteten, und vielleicht durch ihren eigenen Zwist Polens Befreiung befördern konnten. Eine dieser Faktionen war die des russischen Gesandten Stakelberg, und zu ihr gehörten, außer dem Könige und seinem Bruder, dem Primas, alle besoldeten und inventirten Freunde Rußlands, die, so zu sagen, den Hof des russischen Gesandten ausmachten. Auch gehörte wohl noch selbst Felix Potocki dazu, mit einer kleinen Zahl seiner besoldeten Hausgenossen, ob er schon im Publikum den Patrioten spielte. Die andere Faktion war die des Feldherrn Branicki, der Potemkins Bruderstochter zur Gemahlin hatte. Diese arbeitete dem russischen Gesandten überall entgegen. Sie wollte der russischen Monarchin zeigen, daß Stakelberg ohne sie nichts vermöge, und gab zugleich in Petersburg die Versicherung, durch einen indirekten Operationsplan gewiß das zu Stande zu bringen, was Stakelberg durch direkte Maßregeln, die er ergriffen, nie im Stande seyn werde, auszuführen

Anhänger dieser Faktion sprachen also laut gegen Rußland, nahmen zehnmal in einer Session das Wort, schwatzten und tobten, und verschwatzten auch richtig beide erste Jahre des Reichstags; man hielt sie lange Zeit, zum größten Schaden des Reichs, für gut gesinnte Polen, bis endlich die Zeit Alles klar machte.

Viele der rechtschaffensten, edeldenkenden Männer des Reichs hofften also bei einem solchen Getreibe der russischen Faktionen gegen einander, und bei so geneigten Gesinnungen König Friedrich Wilhelms II. von Preußen, auf dem Reichstage, der im Oktober 1788 zu Warschau anfing, das große politische Reformationswerk sicher und glücklich unternehmen zu können. Der Kron-Referendar Malachowski wurde zum Marschall gewählt, und sobald dieser Constitutions-Reichstag den 6. Oktober eröffnet worden, so errichtete man sogleich, nach Form und Art untadelhaft, eine Conföderation; denn ohne diese war doch an keine große politische Reform zu denken. Allein auch mit jener ging Alles auf dem Reichstage unglaublich langsam, und in den schrecklichsten Wirbeln aus einer Unordnung in die andere. Man schien bei allen den großen Materien, die vorkamen, Erhöhung der Abgaben, Einrichtung und Versorgung der Armee, genauere Verbindung mit Preußen, bessere Organisation der Regierung, nie zum Ziele zu gelangen, und die heimlichen Anhänger Rußlands verstanden die Kunst trefflich, wenn auch kein Ablocken vom rechten Wege mehr helfen wollte, durch ihre vermeinte patriotische Energie oft die besten, redlichsten Männer über das Ziel hinauszuführen. Wie sie dieses Spiel lange genug getrieben hatten, fingen sie ein hohes, lautes Jammern an, daß der Reichstag so unthätig sey, und drangen darauf, daß die für die Regierungsform niedergesetzte Deputation nothwendig endlich

einmal ihr übertragenes Werk dem Reichstag vorlegen müsse, gerade weil sie wußten, daß es der Deputation in der kurzen Zeit, die sie gehabt hatte, unmöglich gewesen, ihren Entwurf fertig zu machen. Um aber doch jeden Einwurf dieser Art zu heben, suchten die wahrhaft Gutgesinnten die Bestimmungen der Regierungsform auf's Schleunigste zu fördern, und früher, als man erwarten konnte, wurde das Projekt von den Landtagen, das seiner Natur nach unter den Projekten über die Regierungsform das erste seyn mußte, dem Reichstage übergeben. Nun entstand aber sogleich ein großes Geschrei, man könne sich auf einzelne Diskussionen nicht einlassen, sondern müsse nothwendig gleich das Ganze haben. Es würde zu weitläufig seyn, hier auszuzeichnen, wie sich unter allen diesen Schwierigkeiten das Ganze immer mehr und mehr fortwand und entwickelte, wie bald hier die wahren Patrioten, bald dort die Gleißner ihre Absicht erreichten, und wie endlich der berühmte Akt des 3. Mai 1791 zu Stande kam. Aber das ist wohl der Mühe werth zu bemerken, welche trostvollen Versicherungen die Republik unausgesetzt von Berlin erhielt, und wie König Friedrich Wilhelm II. noch nach erhaltener Nachricht von der Wahl des Churfürsten von Sachsen und von Aufhebung des bisherigen Wahlreichs großmüthig versicherte, daß er nach der herzlichsten Zuneigung, womit er der Gründung der neuen Constitution ergeben gewesen, den mächtigen Schritt preise, den sich die Nation zu thun vorgenommen habe, und den auch er als wesentlich zu Gründung ihres Glücks betrachte. Herrliche eigene Worte des königlichen Schreibens, die in Verbindung mit dem, was ältere Schreiben enthielten, große Zuversicht einflößen mußten. „Die Republik Polen," erklärte König Friedrich Wilhelm II. schon früher, „kann sich auf meinen Charakter, auf meine Denkart, und endlich auch darauf

verlassen, daß ich weiß, worin mein eigentliches und wesentliches Interesse bestehe.“ In der That wurde auch noch in einem Bündniß, das Oesterreich und Preußen zu Ende des Septembers 1791 mit einander schlossen, durch einen besondern Geheimartikel die Untheilbarkeit, Unabhängigkeit und freie Constitution von Polen bestätigt; allein mit Leopolds II. Tode (1792, d. 1. März) haben sich offenbar viele Dinge gedreht. Die Geschichte ist noch zu neu, als daß man recht klar sehen könnte, wie und warum? aber das Faktum selbst ist namentlich in diesen polnischen Angelegenheiten ganz unverkennbar. Jetzt fing der preußische Gesandte in Warschau an, gewöhnlich nur mündlich zu antworten, und schriftlichen Erklärungen auszuweichen. Doch schon am 4. Mai erfolgte endlich von ihm eine schriftliche Deklaration, die freilich gegen Alles, was bisher verhandelt worden war, den auffallendsten Kontrast machte. „Der König,“ hieß es, „könne von dem keine Notiz nehmen, womit der polnische Reichstag sich beschäftige,“ und in einer bald nachher erfolgten neuen Deklaration kam ein Commentar über diese Worte, den man freilich kaum mehr nöthig hatte, den aber der preußische Gesandte mit den Worten schloß: sein König wolle nicht, daß die polnische Nation in Ungewißheit bleibe. Nun erfolgte Schlag auf Schlag. Vom 14. Mai ist die Akte der Targowitscher Conföderation datirt, und vier Tage nachher erschien die russische Deklaration wider den Reichstag. Der Verfasser bemerkt, daß Potocki, Rzewuski und Branicki an jenem Tage gewiß nicht in Targowitsch seyn konnten, denn beide letztern waren erst am 10. Mai von Petersburg abgereist, und Potocki nur drei Tage früher; wie konnten sie also bis zum 14. einen Weg von beinahe 300 Meilen machen! Selbst die Akte ist also in Petersburg gemacht, und die Unterschriften der kleinen Personenanzahl sind antedatirt. Vom 18. Mai ist

die russische Deklaration, und den 19. brach ein russisches Heer von der Ukraine her ein, drei Tage nachher auch ein anderes von Litthauen. Katharina II. hatte außer den Kosacken, die gewöhnlich ein russisches Heer begleiten, bei 90,000 Mann regulärer Truppen in Bewegung gesetzt, um ihrer Erklärung Kraft zu geben. Die Kriegsbegebenheiten selbst sind bekannt, und der Erfolg derselben war bei der kundbaren Ungleichheit der Macht und bei dem kundbaren Lokale des Landes gar nicht unerwartet. Ueber den Beitritt des Königs zum Targowitscher Bunde, der schon den 23. Juli erfolgte, ist der Verfasser höchst aufgebracht, und wenn freilich alle Faktums richtig sind, die im II. Thl., S. 129—140, und noch an andern Orten dieses Werks bei dieser Gelegenheit erzählt werden, so ist der König schwer zu vertheidigen. Bei der Theilung nahm Rußland 4157 Quadratmeilen, worauf sich 390 Städte, 8783 Dörfer, 574,654 Rauchfänge und 3,055,590 Einwohner befanden. Preußen nahm 1061 Quadratmeilen, worauf 262 Städte, 8274 Dörfer, 195,016 Rauchfänge und 1,136,389 Einwohner waren. Bei Polen blieben noch 4411 Quadratmeilen, und mit diesen 762 Städte, 11,260 Dörfer, 625,248 Rauchfänge und 3,468,808 Einwohner. Wie es auf dem Grodnoer Reichstage zugegangen, ist im II. Theile im achten Kapitel ausführlich erzählt; aber durchaus hier keines Auszuges fähig, so unbekannt auch und zugleich höchst wichtig das vollständige Detail der Begebenheiten dieses Convents ist. Der Muth des Verfassers, alle Dinge geradezu so zu nennen, wie sie ihm vorkommen, schien uns gegen das Ende des Werks immer mehr zu steigen, und oft in eine recht wilde Frechheit auszuarten, für die, unsers Erachtens, weder Patriotismus, noch hohes, reizbares Gefühl für Völkerrecht einen Entschuldigungsgrund abgeben kann. Selbst ein anonymer Schriftsteller darf bei den heftigsten

Gefühlen von Unwillen nie vergessen, was er auch sich selbst schuldig sey, und eine solche Anhäufung von starken Ausdrücken, wie man sie hier findet, wenn sie noch überdieß einige Alphabete hindurch fortgesetzt wird, erreicht selten bei dem Publikum die Absicht, auf das doch ein Schriftsteller dieser Art vorzüglich zu wirken wünscht. Denn den Ruhm des tiefkundigen Mannes wird ihm schwerlich irgend Jemand streitig machen, und sein Buch hat mehr als ein Recht, auf die Nachwelt zu kommen. Daher ist aber auch zu wünschen, daß, wenn sich bedeutende faktische Unrichtigkeiten zum Nachtheil des preußischen Hofes eingeschlichen haben sollten, irgend ein Schriftsteller von Kenntniß und Mäßigung dieselben widerlegen möchte.

---

24. Versuch einer Geschichte der letzten polnischen Revolution vom Jahr 1794, mit den dabei erschienenen Regierungsschriften belegt. Ein Nebenstück zu der Schrift: Ueber das Entstehen und den Untergang der polnischen Constitution vom 3. Mai 1791. 8. *)

Niemand kann diese Geschichten ohne den größten Unwillen hören, sagte einst Pitt im englischen Parlament, wie ihm die Oppositions-Partei durch Aufführung der letzten Schicksale der Republik Polen einen unbehaglichen Augenblick machen wollte; und Unwillen über ein solches Völkerrecht, wie es Polen erfahren hat, wird freilich immerhin bleiben, nur bis zum Mitleiden kann man nicht kommen. So vernimmt man es denn also wohl auch gerne, daß hier ein ziemlich unparteiischer und im Ganzen, wie es scheint, wohl unterrichteter Mann den wahren Hergang der Sachen treuer und vollständiger erzählt, als wir ihn bisher nach unsern, gewöhnlich

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1796. Stück 138.

höchst parteiischen, deutschen Zeitungen kannten, und man lernt wirklich auch aus dieser Erzählung manchen einzelnen Vorgang richtiger schätzen, als bisher; aber das Urtheil über die ganze Nation und über die ganze Lage der Dinge bleibt doch beinahe eben dasselbe. Kosciusko's Revolution erscheint immer noch mehr nur als ein Werk des schnellen Willens, denn der wohlberechneten Kraft, und man muß sich, auch nach dieser Erzählung, auf's Neue überzeugt finden, daß eine Nation, die einmal so tief herabgesunken war, als die polnische, selbst bei günstigeren äußeren Verhältnissen nicht zu retten gewesen wäre. Der zum Tode längst reife Kranke wäre nur convulsivischer gestorben, und geht's einmal, sey es im Politischen oder im Physischen, unvermeidlich der letzten Auflösung zu, so ist doch gewöhnlich ein sanfter Tod vollends der letzte Wunsch.

Die erste Hauptursache des durch Kosciusko entstandenen letzten Revolutionsversuches sucht der Verfasser in den persönlichen Eigenschaften des Generals, Baron von Igelström. Wenn Sievers (S. 23) in Grodno Gewaltthätigkeiten sich erlaubt hatte, so mußte er, durch seine Lage gezwungen, zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Sein Charakter aber war nichts weniger als hart und gefühllos, und sein Betragen klug und vorsichtig. Igelström hingegen, der sich vom gemeinen Soldaten zum General en Chef aufgeschwungen hatte, und dessen einziges Verdienst in persönlicher Tapferkeit bestand, behandelte den König, die Minister und Senatoren und sämmtliche Staatsbeamte auf die allerhärteste Weise. Hieraus entstand, wie leicht zu erwarten war, eine neue große allgemeine Erbitterung, und die ausgewanderten Urheber der Constitution von 1791 glaubten den Zeitpunkt gefunden zu haben, wo sich endlich auf eine große National-Energie rechnen lasse. Man sah zwar wohl, daß das ganze Vorhaben zu Wien, von woher die schnelleste und wirksamste Theilnehmung

hätte erfolgen mögen, wenig Unterstützung finden werde oder finden könne, aber der nach Paris geschickte Negociateur, der Warschauische Advokat Barß, schien bei dem dortigen Sicherheits- (oder Wohlfahrts-) Ausschusse viel Gehör zu erhalten. Man versprach ihm Geld zur Unterstützung, und gab ihm auch nachher ungefähr drei Millionen Livres; allein die polnischen Revolutionaire hatten auf eine weit größere Summe gerechnet, und schienen auch durch einige zuerst gethane Versprechungen zu Hoffnungen dieser Art ziemlich berechtigt gewesen zu seyn. Diese Hauptunterstützung aber blieb nachher ganz aus, wie Robespierre's fast alleiniger Dominat entstand, und die Insurrektion selbst mußte bloß mit den 6000 polnischen Gulden angefangen werden, die man in den Kassen zu Krakau fand. Ein dürftiger Anfang! Der Chef Kosciusko schien also desto mehr leisten zu müssen, und nach allen seinen persönlichen Eigenschaften ließ es sich auch erwarten. Dieser letzte merkwürdige Pole war seinem Herkommen nach ein armer litthauischer Edelmann, wahrscheinlich zuerst dissidentischer Religion. Er war im Warschauischen Kadettenhause erzogen worden, und hatte sich hier gute mathematische Kenntnisse erworben. Da er bei der polnischen Armee wenig Aussichten hatte, seine Kenntnisse zu erweitern, so trat er in französische Dienste, stieg bis zum Major, und ging, da Frankreich am englischen Kolonienkriege Theil nahm, nach Amerika. Nach geendigtem amerikanischen Kriege wurde er in Polen als General-Lieutenant angestellt, und wie Rußland 1792 der Republik Polen den Krieg ankündigte, so erhielt Kosciusko die Leitung der Hauptarmee, deren Nominal-Ober-Kommando der Neffe des Königs, Prinz Joseph Poniatowski, führte. Allein alle Siege dieser Hauptarmee, und also auch der bei Dubienka, waren fruchtlos, denn jedesmal kam Ordre vom König, daß man retiriren sollte. Dieß

dauerte so lange, bis der König sogar einen Waffenstillstand schloß, und den Feindseligkeiten Einhalt zu thun befahl. Kosciusko blieb jetzt nichts Anderes übrig, als zu emigriren. Weil aber er und seine Freunde wohl vorhergesehen hatten, daß noch eine Krise bevorstehe, wenn nämlich die noch über 30,000 Mann starke polnische Armee, sowohl den Wünschen von Rußland, als den Bedürfnissen des verengten Polen gemäß, auf ungefähr 12,000 Mann reducirt werden sollte, so machte er im Winter 1793 und 1794 eine Reise durch ganz Polen. Nothwendig mußte die revolutionäre Explosion erfolgen, ehe jene vorhabende Reduktion vollendet war, und ehe sich die Russen des Warschauischen Arsenals bemeistern konnten. Auf dieser Reise suchte er also besonders der Commandanten in den Städten und der Brigade=Chefs sich zu versichern, denn von diesen hing im letzten kritischen Moment fast Alles ab. Krakau, das bloß durch die Weichsel von Gallizien getrennt und ziemlich befestigt ist, wurde vorerst zum Central=Ort der Revolution ausersehen, und die Fahne der Insurrektion ließ vor allen Uebrigen der Brigadier Madalinski wehen, sobald er den Befehl zur Reduktion seiner, acht Meilen von Warschau stehenden, Brigade erhalten hatte. Er brach sogleich mit derselben auf, um nach Krakau zu eilen. Doch, noch ehe er daselbst ankam, so erfolgte dort schon (24. März 1794) die Insurrektions=Akte der Bürger und Einwohner der ganzen Woiwodschaft, in der offenbar nicht Jakobinische, sondern bloß solche Grundsätze aufgestellt waren, die der Constitution von 1791 entsprachen. Allein der wesentliche Fehler, den die Insurgenten schon in diesen ersten Akten begingen, war offenbar der, daß sie gleich neue Steuern ausschrieben, also den neu erregten Patriotismus auf eine Finanz=Probe setzten; und vielleicht hätte schon allein dieser einzige Fehler so viel gewirkt, daß die Insurrektion nie zum vollesten Ausbruch gelangt wäre,

wenn nicht Igelström auf die unvorsichtigste Weise, gerade am Hauptorte selbst, dem unter der Asche liegenden Feuer Luft gemacht hätte. Er schickte von den Truppen, die er zu Warschau bei sich hatte, einige Partien gegen die Krakauer Conföderirten, die aber von letzteren (10. April) geschlagen wurden. Der Zweck also, warum er die Truppen abgesandt hatte, war gar nicht erreicht; die Macht aber, die er zu Warschau nöthig gehabt hätte, war beträchtlich geschwächt; die Proklamationen des Königs und des immerwährenden Raths wurden verlacht, weil man diesen und jenen als russische Anhänger ansah, und da der einmal entstandene Sturm mit jedem Augenblicke sich verstärkte, auch auf die Hülfe der nahe gerückten Preußen nicht sicher gezählt werden zu können schien, so sah sich Igelström mit einem Male in die gefahrvolleste Lage versetzt. „Auf die Preußen und Oest„reicher," schrieb Igelström den 16. April an den russischen Kriegsminister, „kann man sich gar nicht verlassen; Gott „weiß, wo ihre sonst so schreckliche Macht geblieben ist. Die „Preußen sind jetzt gar nicht mehr dieselben, als einst unter „Friedrich II. Allenthalben agiren sie jetzt bloß vertheidigungs„weise, politisiren, und erschrecken vor Allem. Ja, noch „mehr, ein Bataillon besteht jetzt bei ihnen nur aus 200, „und eine Schwadron nur aus 50 Mann." Nichts schien ihm also in dieser Lage mehr übrig, als alle seine Macht in Warschau so schnell als möglich noch zusammenzuraffen, und ehe sich die Mißvergnügten zur Ausführung eines gewissen Plans entschließen konnten, gleich am 18. April, zu einer Zeit, wo man vermuthen durfte, daß der größte Theil der Einwohner von Warschau in der Kirche sey, die Kirchen schließen zu lassen, die Warschauer Garnison, die sich seiner Meinung nach ungefähr auf 4000 Mann belaufen sollte, zu entwaffnen, und zugleich das Zeughaus sammt den Pulver-

Magazinen mit russischen Truppen zu besetzen. Sollte es je auch zu einem Widerstande kommen, so hatte auch schon der russisch gesinnte polnische Kron-Feldherr dem Commandeur des Infanterie-Regiments Kron-Garde die versiegelte Ordre gegeben, mit seinem Regimente zu den Russen zu stoßen, und auf die Polen zu schießen. Zugleich dann sollten Kosaken die Stadt an mehreren Orten anzünden, um die allgemeine Aufmerksamkeit mit einer anderwärtigen Gefahr zu beschäftigen, und, wenn es nöthig werden sollte, die Entführung des Königs zu erleichtern. So hatte sich Igelström seinen Plan auf den 18. April gemacht; allein in solchen Krisen ist jeder Tag des Aufschubs ein Tag der größern Gefahr. Die Mißvergnügten, die Alles wußten, oder wenigstens doch Manches leicht errathen konnten, brachen noch am 17. los. „Man wird kaum mir glauben," sagt der Verfasser S. 102, „wenn ich behaupte, daß man keinen zusammenhängenden und ausführlichen Plan der Exekution entwarf." Fast Alles wurde dem Glücke und der Tapferkeit der Einwohner überlassen. Nur der Offiziere der polnischen Regimenter suchte man sich zu versichern; die Occupirung des Zeughauses wurde als der erste und wichtigste Punkt ausgezeichnet, und jeder Partie ungefähr ein gewisser Platz der Versammlung bestimmt, und ein gewisses Projekt zur Ausführung gegeben. Erst nach Mitternacht entdeckten die Offiziere den Gemeinen, was vor sey, und glücklicherweise fand sich auch unter diesen der einmüthigste Entschluß, das schaudervolle Projekt mitausführen zu helfen.

Morgens zwischen 3 und 4 Uhr brachen also die verschiedenen kleinen Corps, in die sich die Insurgenten getheilt hatten, fast mit einem Male los, und sobald die Occupirung des Zeughauses gelungen war, schien Alles gelungen zu seyn. Jedes Regiment erhielt sogleich eine gehörige Anzahl Kanonen, die nahe liegenden Hauptwachen wurden sogleich gehörig

versehen, dem herbeiströmenden Volke theilte man Patronen und Gewehr in Menge aus. Es zeigte sich auch bald, von welchen entscheidenden, nachtheiligen Folgen es sey, daß Igelström seinen Truppen keine vorläufige Ordre gegeben hatte, wo sie sich im Falle des Aufstandes, den man doch schon seit einigen Tagen als nahe drohend ansehen mußte, sogleich versammeln sollten. Während der Insurrektion selbst ließ sich dieses nicht mehr durch Adjutanten bewerkstelligen, denn letztere wurden aufgefangen oder niedergemacht, und ganze Korps russischer Truppen standen in den äußersten Vorstädten zum Angriffe völlig bereit, aber es fehlte an Ordre. Sie wußten nicht, wohin marschiren, und wußten nicht, warum denn eigentlich der ganze Tumult entstanden sey, und wofür man zu kämpfen habe; ließen also manchmal ganze Regimenter Polen ruhig vorübermaschiren, wenn etwa der kommandirende Offizier sagte, er marschire in die Stadt, den König zu schützen. So allein ist's auch begreiflich, wie ein Korps von ungefähr 2000 (4000) Polen, denn höher soll sich die polnische Garnison in Warschau nicht belaufen haben, über beinahe achttausend Russen siegen konnte, ungeachtet Igelström selbst, sobald er Nachricht von der ausbrechenden Insurrektion hatte, alles Mögliche that, was er irgend noch thun konnte, und schon Morgens früh um 4 Uhr mit seinen Adjutanten Subow und Apraxin zu Pferde war, um überall selbst die nöthigen Verfügungen zu treffen. Früher als 4 Uhr war ihm leider nichts gemeldet worden. Früher noch scheint es der König erfahren zu haben, weil mehrere Herren, die gleich vom ersten Angriff hörten, und in ihren Häusern sich nicht sicher hielten, gleich nach dem Schloß eilten; aber steuern und helfen konnte der König nicht, sondern vielmehr wegen seines eigenen Lebens mußte er besorgt seyn. Er eilte auch sogleich in den Schloßhof, um die Garden zu seiner Vertheidigung

aufzufordern, allein dieser ihre Entschließungen schienen so wandelbar zu seyn, daß es zuletzt wohl nur auf die Treue einzelner Offiziere ankam, was sein Schicksal seyn werde. Lieutenant Leszcynski, der gerade die Wache beim König hatte, zeigte eine seltene Treue und Vaterlandsliebe. Mit welcher Wuth an allen den verschiedenen Posten, die die Polen einzunehmen hatten, gefochten worden sey, erhellet auch allein schon aus dem Verhältnisse der Todten und der Verwundeten. 2268 Russen blieben auf dem Platze, und nur 122 wurden verwundet. Der Kampf des ersten Tages dauerte bis Abends 11 Uhr, und am zweiten Tage war noch das Palais des Generals Igelström nebst dem Danziger Hof und dem Borchischen Palast zu erobern. Bis man Herr von dem ersteren wurde, kostete es noch viel Blut, denn Igelström hatte zur Vertheidigung seines Postens noch zwölf bis fünfzehnhundert Mann zusammengebracht, und nur die gut placirten polnischen Kanonen zwangen ihn endlich, mit ungefähr 300 Mann den Posten zu verlassen. Er entkam glücklich, bahnte sich einen Weg auf's Feld, und retirirte sich endlich zu den nahe stehenden Preußen. So war also wenigstens zu Warschau der erste Hauptakt vollendet, aber noch war man auf Nachrichten begierig, wie es in Litthauen gehen werde. Doch diese übertrafen fast noch mehr Alles, was je die Patrioten gehofft hatten. In einer Zeit von vierzehn Tagen hatte sich ganz Litthauen, Grodno und Brzesc ausgenommen, und das ganze seit der letzten Theilung noch übrige Polen für die Revolution erklärt. Das große Werk war also überall im ganzen Reiche angefangen; aber wie mochte man die Vollendung desselben möglich glauben? Wie sollte das erschöpfte Polen, das kaum noch ein Drittel seines alten Umfanges hatte, den Kampf gegen die vereinigte Macht von Rußland und Preußen aushalten? So weit geht die historische Erzählung

in diesem ersten Theile, und die Errichtungs-Akte des hohen National-Raths vom 10. Mai 1794 ist das letzte in diesem ersten Theile enthaltene Dokument.

---

25. N. D. Riegels, Versuch einer Geschichte Christians V. Als Einleitung zu Etatsrath Hoyer's Geschichte Friedrichs IV. Aus dem Dänischen. Kopenhagen 1795. 8. *)

Das Original ist schon 1792 erschienen, aber bis jetzt noch den deutschen Geschichtforschern, wie es scheint, wenig bekannt geworden, und der Uebersetzer hat so viel von Urkunden und Beilagen hinweggelassen, daß man nicht wohl mit ihm zufrieden seyn kann, wenn man auch viele Unrichtigkeiten in der Uebersetzung milde übersieht, weil wirklich die Schreibart des Verfassers jedem Uebersetzer seine Arbeit höchst schwer machen mußte.

Daß Herr Riegels manches Neue an's Licht gebracht habe, ist unleugbar, und daß auch die Kühnheit, womit er gewöhnlich gegen alle bisherigen Vorstellungsarten anfährt, hie und da zur Veränderung und Modifikation derselben viel beitragen müsse und viel beitragen werde, läßt sich ziemlich sicher behaupten; aber doch ist sein Werk nicht einmal Versuch einer Geschichte. Es sind reichhaltige Materialien, nach gewissen Fächern und Jahren geordnet, einzelne Versuche, ob sich diese und jene angenommene Idee, und besonders diese und jene Supposition gewisser Charaktere, durchführen oder oft durchtreiben lasse. Auch ist Manches zusammengerafft, was gewiß nicht gerade hier nothwendig war. Mehrere der Urkunden, die zur Geschichte der Einführung der Souveränität gehören, würde man gern entbehren, weil sie Nyerup

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1796. Stück 61.

in den neuen Suhmischen Sammlungen weit genauer edirt hat, wie auch manches Andere, was in den Beilagen vorkommt, offenbar nicht in eine Geschichte Christians V. gehört. Unterdessen dieses magazinartige Ansehen, das beinahe das ganze Werk zu haben scheint, möchte man ihm wohl noch am ehesten verzeihen, weil man doch den größten Theil anderwärts trefflich brauchen kann, wenn man es schon hier nicht vermissen würde; aber an Unparteilichkeit, Billigkeit, richtigem Zeitsinn, kurz an allem dem, was man unter dem vielsagenden Namen, guter historischer Geist, begreift, fehlt es offenbar überall. Durch's ganze Buch hindurch herrscht ein gewisser Zorn, und man möchte es oft beinahe hinwegwerfen, wenn man sieht, wie wenig es den Verfasser Mühe kostete, überall Alles zum Bösen zu drehen. Niemand gilt's bitterer, als der Mutter Christians V., der Königin Sophia Amalia. Ohne einen Schein von Beweis, behauptet der Verfasser geradezu, daß sie absichtlich den Kronprinzen auf eine solche Weise habe erziehen lassen, damit er sich nie vom Gängelbande losmachen könne, und ungeachtet der Verfasser oft auf große Begebenheiten trifft, die sich durchaus nicht mit der angenommenen Allmacht der Königin Mutter vereinigen lassen, so wird doch letztere immer wiederholt. Diese Hartnäckigkeit, sich nicht unter das beugen zu wollen, was doch eingestanden geschehen ist, macht bei jedem Leser einen höchst widrigen Eindruck. Greiffenfeld's Fall kann, wie uns dünkt, ziemlich richtig als eine gelungene Kabale des churbrandenburgischen Gesandten angesehen werden. Er fiel, wie drei Jahre vorher Lobkowitz zu Wien gefallen ist. Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg wollte Dänemark zu einer raschen und thätigen Theilnehmung am Kriege gegen Schweden bewegen; Greiffenfeld aber war für das Neutralitäts-System, und es war wohl vorauszusehen, auch schon

sogar hinlänglich fühlbar, daß, so viel auch König Christian selbst Lust und Liebe zum Krieg hatte, alle dänischen Anstalten nicht mit dem gehörigen Eifer betrieben werden würden, so lange Greiffenfeld als dirigirender Minister bleibe. Daß aber der gefallene Minister so hart behandelt wurde, wie wirklich geschah, dieß war ein Werk der einheimischen Feinde, deren er nothwendig viele haben mußte. Auch konnte sein Schicksal nicht viel mehr gemildert werden, nachdem er einmal ganz entweiht und auf's Infamirendste behandelt war. Es ist mit Ministern, die einmal so gefallen sind, wie mit einem todten Menschen; nur noch die stillen und gutmüthigen und unbedeutenden Leute nehmen sich seiner an, und sorgen doch noch für eine ordentliche Beerdigung. Die wirksamen und ehrgeizigen Köpfe aber haben gleich, sobald dieser hinweg ist, anderwärts so viel zu thun, daß sie es höchstens noch zu Augenblicken eines kahlen, mitleidigen Andenkens bringen können. Ueberdieß können Männer, die einmal, so wie Greiffenfeld, da liegen, eben so wenig als die Todten danken; und um des Danks willen, den man allein bei sich selbst holt, geschieht leider überall wenig.

---

26. Spittler, Geschichte der dänischen Revolution im Jahr 1660. Berlin 1796. 8. *)

Die Geschichte dieser Revolution — denn es war doch wahre, völlige Umkehrung der wichtigsten innern Staatsverhältnisse — hat in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Entwickelung etwas Erfreuliches. Nicht die Faust, sondern der Verstand siegte. Auch nicht die Behendigkeit allein that's, ob sie schon, wie in allen solchen Zeiten, viel thun mußte, sondern Alles kam am Ende darauf an, wer der größere Meister in der Kunst sey, Menschen durch Vorstellungen zu

*) Aus den Gött. Gel. Anz. 1796. Stück 71.

leiten, und wer das Zutrauen des Publikums durch Wort und Charakter zu fixiren vermöge. Dieß gelang hier dem König; es gab also statt der vorhergehenden aristokratischen Verfassung eine unumschränkte Monarchie. Niemand aber verlor dabei sein Leben, Niemand seine persönliche Freiheit, und der Sieger, so sehr er vorher gereizt worden war, mißbrauchte auch nicht einen Augenblick seine völlig entschiedne Uebermacht. An Muth und leidenschaftlicher Hitze hat's allerseits nicht gefehlt, aber wenn auch Funken flogen, es kam doch nie zum flammenden, allesverzehrenden Feuer.

Dieß sind lauter erfreuliche und in der Geschichte einer Revolution höchst unerwartete Dinge, die ohne stete Hinweisungen überall von selbst in's Auge fallen, sobald nur der historische Gang, den Alles nahm, völlig sicher ausgefunden ist. Hier aber war nach Allem, was bisher geschehen, noch sehr Vieles zu thun. Häberlin, der sich vorzüglich durch kritische Erörterungen verdient gemacht, hatte doch nicht viel mehr gethan, als die chronologischen Verwirrungen von Holberg berichtigt, und in der That auch nicht viel mehr thun können, da Holberg allein sein Haupthelfer seyn mußte, und die wichtigsten Urkunden ihm ganz fehlten. Seitdem aber viele der letzteren in den neuen Suhmischen Sammlungen erschienen sind, so war's der Mühe werth, Alles von Neuem zusammen zu stellen, und der historische Gewinn, der hieraus entsprang, war über alle Erwartung groß, besonders da der Verfasser auch manches bisher noch Ungedruckte dabei benutzen konnte. Man sieht jetzt, daß bisher nicht einmal alle Haupt-Epochen ordentlich ausgefunden und bestimmt waren, und daß Häberlin, wie auch die Uebrigen nach ihm, gerade da aufhörte, wo nun erst die wahre Vollendung kam. Auf die bekannte Anekdote von Christoph Gabel, in der man wohl auf den ersten Blick viel Aufschluß über die ganze Revolutions-

Geschichte zu finden glauben konnte, hält der Verfasser eben so wenig, als Langebeck gethan hat. Wenn auch das Faktum ganz richtig wäre, dessen voller Wahrheit doch noch mancher Zweifel entgegensteht, so ist's doch unverkennbar, daß dieses auf die Entwickelung der ganzen, großen Begebenheit gar keinen Einfluß hatte. Auch die Bemerkung, womit man ehedem in dieser Geschichte viel ausrichten zu können vermeinte, daß es vorzüglich Deutsche, also Ausländer, gewesen seyen, von denen die Einführung des Erbreichs und der Souveränität betrieben worden, klärt weit das nicht auf, was man damit aufklären zu können geglaubt hat. Suane war kein Deutscher. Nansen zwar ein Flensburger, aber schon fast vierzig Jahre lang in Kopenhagen ansässig, und schon über zwanz'g Jahre lang bei der Municipalität in Kopenhagen, und schon sechzehn Jahre lang Bürgermeister daselbst, wie die Revolution ausbrach. Wer so lange in einem Lande lebt, Familie und Vermögen da hat, und so viele Jahre schon in einem wichtigen öffentlichen Amte steht, und der Landessprache völlig mächtig ist, den darf man doch wohl als nationalisirt ansehen? Daß Thuresen, Schested, Reichsrath Bielke und Andere — nicht Ausländer, sondern National-Dänen gewesen seyen, braucht kaum erinnert zu werden. Der Verfasser gesteht am Ende der ganzen Erzählung, daß er das, was 1660 in Dänemark vorgegangen, nicht geradehin als etwas zum Nachahmen ansehe, weil auch überhaupt kein Volk das andere in Sachen, die Landesverfassung betreffend, geradehin nachahmen soll, aber dabei scheint er auch völlig überzeugt zu seyn, daß sich für die Lage, in der sich Dänemark unmittelbar vor der Revolution befand, durchaus nichts Bessres habe thun lassen, als eben das war, was wirklich geschehen ist. Das Mittel war heroisch; der Vorsehung sey Dank, sie hat es gesegnet.

